

FESTSCHRIFT

ZUR FEIER DES FÜNFZIGJÄHRIGEN BESTEHENS DES
RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRALMUSEUMS
ZU MAINZ

MAINZ 1902

DRUCK VON PHILIPP VON ZABERN



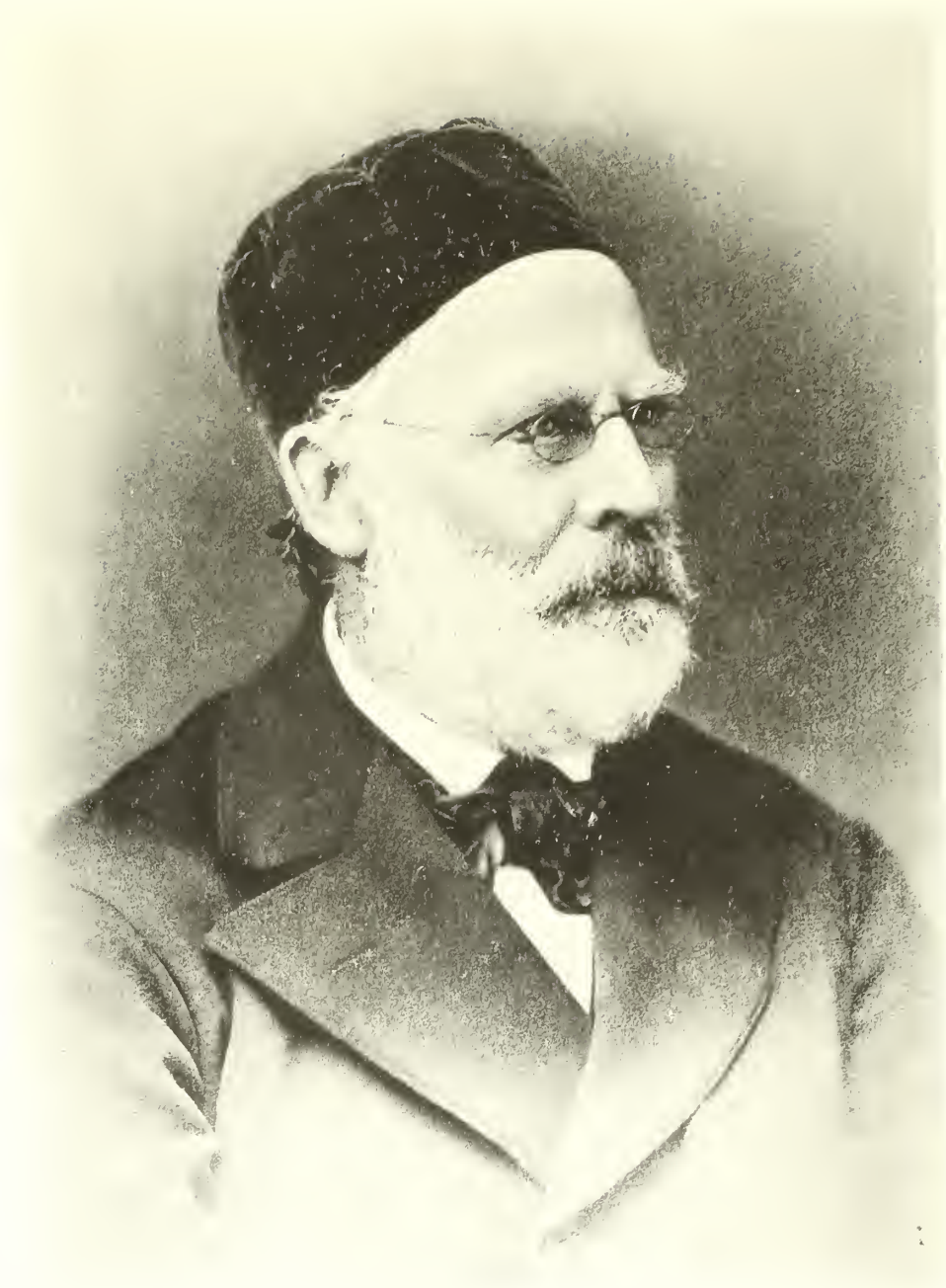
Dr. Galadin Pursec

10.5.22



Digitized by the Internet Archive
in 2015

<https://archive.org/details/festschriftzurfe00romi>



Dr. L. Friedman

† 1893

FESTSCHRIFT

ZUR FEIER DES FÜNFZIGJÄHRIGEN BESTEHENS DES
RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRALMUSEUMS
ZU MAINZ

INHALT

- L. LINDENSCHMIT: Beiträge zur Geschichte des Römisch-Germanischen
Centralmuseums in Mainz
- L. BECK: Der Einfluß der römischen Herrschaft auf die
deutsche Eisen-Industrie
- K. SCHUMACHER: Zur Besiedelungs-Geschichte des rechtsseitigen
Rheinthals zwischen Basel und Mainz
- W. REEB: Eine figürliche Darstellung der illyrisch-thrakischen
Götterdreiheit Silvanus, Diana, Apollo?
- P. REINECKE: Zur Kenntniß der La Tène-Denkmäler der Zone
nordwärts der Alpen

MIT 7 LICHTDRUCKTAFELN UND 23 ABBILDUNGEN IM TEXT

MAINZ 1902

DRUCK VON PHILIPP VON ZABERN

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRALMUSEUMS IN MAINZ

VON L. LINDENSCHMIT

„Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palaß gekommen wäre, und nun bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes alles auf diese erste und untergeordnete Seite beziehen wollte? Und doch geschieht dies in der Wissenschaft jeden Tag.“

Goethe, Beiträge zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Der in vorstehendem Ausspruch Goethes gebrauchte Vergleich bezeichnet recht anschaulich die Weise, in der sich die heimische Alterthumsforschung während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts bethätigte, die Befangenheit in beschränkten Anschauungen, die sich in einer einsichtigen, aber meist sehr bestimmten Beurtheilung der alterthümlichen Funde äusserte.

Als man von Seiten der, auf Anregung des Freiherrn von Stein an verschiedenen Orten Deutschlands in den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts erstandenen historischen Vereine begann, neben den geschriebenen und gedruckten, auch den aus der Erde gehobenen Urkunden grössere Aufmerksamkeit zu schenken, sie zu erklären und wissenschaftlich zu verwerthen suchte, da mussten der Mangel einer genügenden Uebersicht über das weit zerstreute Fundmaterial und das Fehlen grösserer Gesichtspunkte bei der Beurtheilung zu schweren Fehlern führen. Indem man einerseits, auf Grund lokaler Funde, reich entwickelte Kulturperioden aufblühen liess, von deren Mitgenuss die benachbarten Länder mehr oder weniger ausgeschlossen waren, und andererseits die manchmal guten, an heimischen Funden gemachten Beobachtungen, und die aus ihnen sich ergebenden Schlüsse ohne weiteres verallgemeinerte,



Südlicher Erker am kurfürstlichen Schlosse.

auf entlegene Gegenden und verschiedene Verhältnisse übertrug, konnte man trotz dem Aufwand grosser Gelehrsamkeit nur zu den seltsamsten Ergebnissen gelangen. Vorwiegend blieb aber die Aufstellung zahlreicher Lokalkulturen, eine Liebhaberei, die auch noch in unseren Tagen, allerdings nur mehr von dilettantischen Grabforschern gepflegt wird. Wie man noch zu Ende der vierziger Jahre in Oesterreich für Mähren einfach eine maharanische, in Tirol eine etruskische, in Ungarn eine pannonische Kultur

aufstellte, so glaubte man auch im übrigen Theile des deutschen Bundesstaates fast für jedes Land und Ländchen eine eigene Kulturentwicklung nachweisen zu können.

Aber wenn auch die historischen Vereine oder deren Vertreter, um bei dem Goethe'schen Vergleich zu bleiben, nur durch eine Seitenpforte in den labyrinthischen Palast der heimischen Vorgeschichte eingetreten waren und den Grundriss des gewaltigen Gebäudes nach den wenigen Kammern, die sie gesehen, zu beurtheilen wagten, so waren sie doch wenigstens, von Theilnahme geleitet, eingedrungen und hatten das Verlangen weiter zu schreiten, während die berufenen Lehrer der archäologischen Wissenschaft meist interesselos an der Pforte vorübergingen.

Die Archäologen „vom Fach“ betrachteten damals und fast noch ein halbes Jahrhundert später die heimische Gräberforschung als eine mehr oder weniger unwissenschaftliche Beschäftigung, eine phantastische Spielerei, die heimischen Alterthumsfunde galten kaum mehr als Kuriositäten, wenn es sich nicht wenigstens um römische Alterthümer handelte; doch fanden auch diese nur dann grössere Beachtung, wenn sie den Geburtsschein italischer Kunst mitbrachten.

Man glaubte bei den Griechen und Römern einen ganz eigenthümlichen, von dem der Barbaren im Wesen verschiedenen Entwicklungsgang der Kultur zu sehen, auf den die Gesetze der Kulturgeschichte, wie sie sonst gelten, nicht passen, und alles aus der eigenartigen, geistigen Anlage eines hochbegabten Volkes erklären zu müssen. Nur die Erhaltung und Erforschung der von künstlerischem Geist durchdrungenen Werke jener klassischen Völker wurde daher einer Bemühung werth erachtet, für welche die Hinterlassenschaft des rohen stumpfen Barbarenthums des Nordens keine Entschädigung bieten konnte.

Als bezeichnend für diese Anschauungen, welche gelehrte Kreise den heimischen Alterthümern entgegenbrachten, mag ein Wort des württembergischen Oberstudienrathes Stälin hier Platz finden, der, als er in seiner Geschichte von Württemberg der zahlreichen Grabhügel des Landes Erwähnung thut, bedauernd hinzufügen zu müssen: „Leider sind es keine römischen.“

Diesen Verhältnissen gegenüber erschien die Gräberforschung in England, Frankreich und auch in Dänemark vorangeschritten, und wenn das einheitliche, politische Gepräge dieser Länder und ein sehr entwickeltes Nationalgefühl dazu verführte, alle Reste alter Kultur, die nicht den Stempel römischer Herkunft trugen, kurzweg für die Gallier, brittischen Celten oder Skandinaven in Anspruch zu nehmen, so waren eben diese Umstände doch zugleich Ursache, dass die heimische Prähistorie nicht in letzter Reihe stand, dass man an eine zusammenfassende Bearbeitung und Erklärung der Landesfunde überhaupt herangetreten war. — Die Nothwendigkeit einer übersichtlichen Zusammenstellung der einheimischen Gräberfunde ward indess gegen die Mitte des Jahrhunderts in Deutschland immer mehr erkannt und mit dieser wachsenden Erkenntniss vollzog sich, über die Köpfe der „Berufenen“ hinweg, langsam eine Bewegung, eine Aenderung in den Anschauungen, welche die Prähistorie in Deutschland in der Folge rasch auf eine höhere wissenschaftliche Stufe hob, als dieselbe in den Nachbarländern einnahm. Man kehrte zurück, verliess die Seitenpforte und wandte sich dem Haupteingang des Gebäudes zu.

In dem Geschlecht, welches nach der Wiedergeburt des deutschen Volkes, nach den Freiheitskriegen herangewachsen, war das Selbstbewusstsein, der nationale Stolz wieder rege geworden; die Litteratur hatte den Blick rückwärts gelenkt in die Zeiten der Grösse und Macht der Nation und die Sehnsucht nach Einigung erweckt. Man war sich wieder bewusst geworden, dass Deutschland eine ruhmvolle Geschichte hat, dass die deutschen Völker, indem sie dem Siegeszug der Römer durch die Welt ein Ziel gesetzt, den Ansturm der Araber mit eiserner Hand zurückgeworfen und die Angriffe der Mongolen und Türken an ihrer Brust zerschellen liessen, das Geschick Europas, als eines in Kultur und Sitte selbstständigen Welttheils entschieden haben. Aus diesen grossen Erinnerungen heraus erwuchs die Freude sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen, dem Ursprung der germanischen Stämme und ihrer Entwicklung nachzugehen, aus ihrer in den Gräbern niedergelegten Hinterlassenschaft ihre uralte Einheit in Art und Sitte zu beweisen. Die auf diesem Gebiet geleistete Arbeit trug edle Früchte, es war eine Saat, die herrlich aufging, die einzelnen deutschen Stämme innerlich zusammenführen und das grosse Werk der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches vorbereiten half.

Ein Anzeichen für die Hinwendung zu übersichtlicher Betrachtung, ein litterarischer Vorstoss auf den richtigen Weg, kann schon die zu Ende der dreissiger Jahre erschienene Arbeit Ledeburs, „Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou in Berlin“ genannt werden, welche die in dem genannten Museum vereinigten Alterthümer aus verschiedenen Gegenden Deutschlands einer Beschreibung unterzieht und mit einer Reihe von Tafeln geziert ist. Ebenso verdient Klemm's „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“, das ungefähr zu gleicher Zeit herausgegeben wurde, in dieser Hinsicht Beachtung. Aus den vierziger Jahren ist die compilerische Arbeit Wagner's „Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit“ zu erwähnen, als ein Werk, das auf seinen 144 Kupfertafeln in fast 1400 Abbildungen alterthümliche Funde aus verschiedenen Kulturperioden und aus fast allen Gegenden Deutschlands vorführt. Die kritiklose, bunte Zusammenstellung und vor allem die unglaublich ungenauen, uncharakteristischen Zeichnungen lassen das Buch freilich mehr als ein Curiosum, denn als eine wissenschaftliche Arbeit erscheinen.

Noch heute brauchbar und werthvoll sind dagegen die von dem badischen Dekan Wilhelmi in Sinsheim für die Sinsheimer Gesellschaft verfassten Jahresberichte, welche ebenfalls von dem Bestreben eine übersichtliche Zusammenstellung deutscher Alterthümerfunde zu bewirken ausgingen, und die Beschreibung zahlreicher Gräberfunde aus Süddeutschland unter Angabe der Fundumstände, so weit dies möglich war, vereinigen.

Alle diese Arbeiten blieben indess kleine Versuche, die nur eben die Richtung der geistigen Strömung erkennen lassen, Anstrengungen, die nicht kraftvoll genug waren, derselben ein tiefes Bett zu graben, in dem sie nach bestimmtem Ziel fließen konnte, ohne sich nach verschiedenen Richtungen hin zu verflachen und im Sand zu verlaufen. Wie aber für jedes Bedürfniss einer Zeit Kräfte erstehen, die eigens geschaffen scheinen, dem Fortschritt freie Bahn zu machen, die mit offenem, klarem Blick vor vielen anderen erkennen, was noth thut, und eine Sache, deren sie sich angenommen, durch aufopferungsvolle Einsetzung ihrer Persönlichkeit zum Siege zu führen wissen, so konnten auch in diesem Falle die unerlässlichen Vorbedingungen zu einer wissenschaftlichen Behandlung

der heimischen Gräberforschung durch die Initiative für die Sache begeisterter opferwilliger Kräfte erfüllt werden.

Die Männer, welche sich diesen Bestrebungen widmeten, standen ursprünglich ausserhalb der sogenannten Fachkreise, es waren begabte und begeisterte Autodidakten, wie ja so oft neue Anschauungen und Ideen nicht in der nach starren Regeln ausgebildeten Zunft, sondern in unbefangenen Kreisen zuerst Würdigung und ihre Vertreter zu finden pflegen.

Als Vorbedingung, Grundlage für ein erfolgreiches Studium der heimischen Grabalterthümer musste die Ansammlung eines möglichst umfassenden Materials an einem Orte gefordert werden und diese Forderung zuerst aufgestellt, begründet und in die That übersetzt zu haben, ist das dauernde Verdienst des Vereines zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz und besonders des damaligen Conservators der Vereinssammlung Ludwig Lindenschmit.

Schon im Jahre 1846 hatte Lindenschmit in einem Aufsatz, der erst einige Jahre später in dem 3. Vereinsheft zur Veröffentlichung gelangte, seine Ansichten niedergelegt und hatte die zur Ausführung seiner Ideen nothwendigen Schritte mit seinen Kollegen im Vorstande des Vereins und mit einigen auswärtigen Forschern besprochen.

Die Hauptpunkte dieser Arbeit mögen hier angeführt sein:

Nach einem Blick auf die seitherigen Mängel der Grabforschung und deren Ursachen, hebt Lindenschmit hervor, dass die Grabforschung allein im Stande sei, eine grosse, nicht zu bemäntelnde Lücke in der Kenntniss unserer Vorzeit auszufüllen und fährt dann fort: „Nicht über das Bedürfniss einer fortgesetzten Thätigkeit in dieser Richtung kann irgend ein Zweifel herrschen, sondern über die zweckmässigste Vereinigung und Verwendung der sich bietenden geistigen wie materiellen Mittel, über den sichersten und kürzesten Weg zur Erreichung des Ziels. Findet sich das vorhandene Material zum grössten Theil ungenügend, so gilt es vor allem der Beschaffung zuverlässiger, ergiebiger, und für alle Theile Deutschlands gleichmässig vollständiger Mittel, aus denen sich eine Uebersicht unserer Grabalterthümer herstellen und dasjenige, was von denselben seither in allzu freigebiger Weise fremden Nationalitäten zugetheilt wurde, auf sein richtiges Mass zurückführen liesse. Es ist klar, dass diese Arbeit für einzelne, der menschlichen Kraft und Lebensdauer nach, allzu ausgedehnt und unbezwingbar bleibt. Die einzige Hoffnung ihrer Ausführung beruht auf einer regen Betheiligung der Vereine . . .“ und weiter: „Indem ich die schärfere Begrenzung des Gebietes unserer Forschung und die Erörterung, ob es förderlicher sei, sogleich bei der heidnischen Periode zu beginnen, oder von den ersten christlichen Zeiten zu dem Heidenthum überzugehen, und ob für uns die Periode des Heidenthums mit Karl dem Grossen oder mit der Bekehrung der Slaven in dem Osten Deutschlands abzuschliessen wäre, anderweitiger Prüfung überlasse, wende ich mich zu der ungleich schwierigeren Frage, auf welche Weise die Vereine zur Beschaffung des nöthigen Materials beitragen, und hiermit eine ihrer wichtigsten Aufgaben lösen könnten. Was aber nun, ganz abgesehen von etwa neu zu unternehmenden Ausgrabungen etc. vor Allem hergestellt werden muss, ist ein Verzeichniss und die Beschreibung sämmtlicher bis jetzt entdeckter, nicht römischer heidnischer Grabalterthümer jedes einzelnen Landes und seiner Provinzen, und Dar-

stellung der charakteristischen Fundstücke durch gute Zeichnung oder, wo es erforderlich scheint, durch Gipsabguss.

Der Natur der Sache nach sollten diese Punkte eigentlich schon längst zum Theil im Einzelnen bearbeitet oder doch so vorbereitet sein, dass es nur einer Aufforderung bedürfte, um die Arbeiten in kurzer Zeit vereinigen zu können. Dies ist aber leider nicht der Fall und es würde, wenn etwa von Seite einer Vorstandsbehörde sämmtlicher Vereine eine solche Aufgabe in dieser Weise gestellt würde, ausser einem oder zwei Berichten vielleicht gar nichts zu erhalten sein.

Bei den so verschiedenen Verhältnissen, Mitteln und Kräften der einzelnen Vereine würde die Ausführung einer solchen ohnehin grosse Mühe, Zeit und Umsicht fordernden Arbeit für Viele bis zur Unmöglichkeit schwierig bleiben. Bei dem Einen findet sich des Stoffes allzuviel, bei dem Anderen fehlen die nöthigen Kräfte, denselben zu ordnen, kurz, wenn die Sache nicht so gefasst werden kann, dass sie für Alle gleichmässig erleichtert wird, so ist schwerlich auf das Geringste zu hoffen. Ich kann eine solche Vereinfachung und Erleichterung nur darin finden, dass man den Vereinen eine nach verschiedenen, noch festzusetzenden Gruppen sich ordnende Reihenfolge von wohlformulirten Fragen vorlege, die entweder einfach zu beantworten sind, oder an die sich ein kurzer Bericht anschliessen könnte. Es bedarf keiner Erörterung, dass dabei alles auf die richtige Fassung der Fragen ankäme und der Gegenstand wäre wichtig genug, darauf eine Preisaufgabe zu setzen, oder einige bewährte Forscher mit der Abfassung derselben zu beauftragen, welche dann von der nächsten Vereinsversammlung oder irgendwie sonst geprüft würde. Dabei bietet freilich ein Punkt besondere Schwierigkeit, die Stellung der Fragen nämlich in der Art, dass nicht allein kein wichtiger Ausnahmefall entgehen kann, sondern dass recht eigentlich zur genauesten Betrachtung der Fundstücke und ihrer Kennzeichen angeregt wird. Ebenso schwer wird es sein, das Ganze gleich brauchbar für die Vereine im Norden und Süden Deutschlands abzufassen. Allein selbst wenn eine besondere Formirung der Fragen für beide nöthig würde, so ergäbe sich hieraus kein Hinderniss der Sache selbst. Findet dieser Vorschlag überhaupt Anklang, und hegt man Vertrauen zu der Brauchbarkeit der Idee, so wird sich die genauere Fassung schon finden lassen. Auch in Bezug der Abbildung der Alterthümer würde es durch etwa im Umriss lithographirte Darstellung der Hauptformen gewiss leichter zu erfahren sein, ob bedeutende Varietäten und welche an den einzelnen Orten beobachtet und aufbewahrt sind.

Wenn man nicht die Mittheilung auf alle erdenkliche Art erleichtert und nach dem angedeuteten oder einem ähnlichen besseren Verfahren die Erkundigung lediglich auf die Beschreibung der Grabalterthümer beschränkt (wodurch eben sowohl die Scheu vor Kritik beseitigt würde, welche der Einsendung eigens abgefasster Berichte theilweise im Wege stünde, als auch unbrauchbare Conjekturen über Ursprung und Zeitalter etc. entfernt blieben), so wird man nicht an die so nothwendige Unterstützung der Vereine denken dürfen.

Ein weiterer wichtiger Punkt wäre der Austausch von Gipsabgüssen, sowohl seltener, als auch vor allem der charakteristischen Fundstücke jeder einzelnen Gegend. Sind diese Gipsabgüsse nach der Wirklichkeit koloriert, so erfüllen sie den Zweck der

Alterthümer selbst in Bezug der Anschaulichkeit, und die Sammlungen können sich mit dem Aufwande geringer Kosten in verhältnissmässig kurzer Zeit zu der lehrreichsten Vollständigkeit gegenseitig ergänzen.

Das Einzeichnen unserer alten Gräber auf eine Karte könnte durch einstweilige Feststellung der einzelnen Fundstätten auf den Generalstab- und Katasterkarten der verschiedenen Länder durch die Vereine ebenfalls unschwer vorbereitet werden. Die grössere Ausführung, mit deutlicher Unterscheidung ihres Charakters auf einer Uebersichtskarte kann erst nach den Resultaten einer systematischen Eintheilung erfolgen. Eben deshalb muss auch ein gemeinsames Uebereinkommen über sachgemässere Fassung der Sammlungskataloge noch verschoben werden, wie es dann überhaupt im Interesse der Sache wünschenswerth ist, dass nicht zu vielerlei begonnen und nur das mit Sicherheit Ausführbare von den Vereinen verlangt werde. Ist die Verbindung einmal so weit eingeleitet, dass eine Betheiligung aller bei einer gemeinsamen Arbeit ins Leben gerufen ist, dass die Vereine sich beeifern, gegenseitige Mittheilungen zu machen und auf erhaltene Anfragen rasch und erschöpfend zu antworten, dann ist vieles gewonnen, dann erst ist Hoffnung, dass wir unsern Nachbarn den Dänen, Franzosen und Engländern in der Kenntniss unserer ältesten Vorzeit nicht länger nachstehen, sondern vielmehr denselben in Manchem Aufschlüsse zu geben im Stande sein werden, da ja doch zum Theil die wichtigsten Fragen nur auf unserm alten deutschen Boden zu lösen sind.“

Die vorstehenden Ausführungen bilden in der That ein Programm, welches bereits alles, was später zum Besten der Gräberforschung, zur Ausführung gelangte, umfasst, und ausserdem noch einige Forderungen enthält, denen man erst in neuester Zeit gerecht zu werden beginnt.

Nicht auf spekulativem Wege war Lindenschmit zur Aufstellung dieser Forderungen gekommen, in eingehender praktischer Beschäftigung hatte er die Nothwendigkeit derselben erkannt. Er arbeitete im Sinne dieses Programms schon längere Zeit, wie es sein Wirkungskreis gestatten wollte, der allgemeinen Aufnahme der Ideen vor, auch als er im Auftrage des Mainzer Alterthumsvereins die merowingischen Reihengräber Rhein Hessens durchforschte.

Mit der im Jahre 1848 erschienenen Schrift „Das germanische Todtenlager von Selzen in Rhein Hessen“ beschäftigt, schrieb er an Wilhelmi: „Die Feststellung der charakteristischen Kennzeichen der Alterthümer dieser früher so dunkeln Periode, welche nur auf dem Wege vergleichender Prüfung und Zusammenstellung möglich wurde, ist es vorzüglich, welche mir aufs Klarste die Nachtheile der bisherigen Vereinzelung der archäologischen Bestrebungen in Deutschland wieder zur Anschauung bringt, und die Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit einer übersichtlichen Betrachtung unserer nationalen Alterthümer bestärkt.“

In der genannten Schrift bediente sich Lindenschmit schon in ausgiebiger Weise des Vergleichsmaterials, welches französische, süddeutsche und schweizerische Gräberfelder gleicher Art boten, die damals noch zum Theil als keltische angesprochen wurden.

Das Ergebniss dieser kritischen Vergleichung war die Verweisung der aus den Gräbern von Selzen erhobenen Gegenstände in das 5.—7. Jahrhundert, die merowingisch-fränkische Periode.

Nach Würdigung aller anderen in Betracht kommenden Kriterien sagt Lindenschmit: „Nach diesen geschichtlichen Berichten über den Wechsel der Bevölkerung im Rheinlande müssen wir schliessen, dass das Volk, welches auf dem von uns geöffneten Todtenlager von Selzen begraben ist, und dem Zeugnis der Münzen zu Folge noch nach Justinian dort wohnte, dem fränkischen Stamm angehört.“

Die in Anbetracht der damaligen Verhältnisse, musterhafte Veröffentlichung, und namentlich die in derselben gelungenen Nachweise waren geeignet Lindenschmit rasch mit einer Reihe von ausländischen und deutschen Forschern in nahe Verbindung zu bringen. Berichte über Ausgrabungen wurden seinem Urtheil unterbreitet und der Ideenaustausch wurde bald ein so lebhafter, dass schon damals das verhältnissmässig kleine Mainzer Museum den geistigen Mittelpunkt für eine grosse Zahl gleichstrebender Männer zu bilden schien. Unter den heimischen Forschern, welche sich damals Lindenschmits Anschauungen mit voller Ueberzeugung anschlossen, sind der um die Alterthumskunde Mecklenburgs hochverdiente Archivar Dr. Lisch in Schwerin, und der nassauische Archivar Habel in erster Reihe zu nennen. Auch der schon oben genannte Dekan Wilhelmi, bekannt durch schriftstellerische Arbeiten und seine Gräberforschung schloss sich eng an Lindenschmit an. Der Plan einer gemeinsamen Herausgabe der gesammten, auf deutschem Boden zu Tage geförderten Alterthümer der merowingischen Periode wurde in dieser Zeit gefasst und schriftlich wie mündlich eingehend erörtert. Die umfassenden, langwierigen Arbeiten, welche dieses Werk, das mit zahlreichen farbigen Tafeln geschmückt werden sollte, erforderte, wurden von beiden Seiten zwei Jahre lang mit grösstem Fleiss und Eifer fortgesetzt. Leider scheiterte die Herausgabe an dem Mangel einer genügenden Anzahl von Subscribenten.

Aus dem zur Versendung gelangten Prospekt des Werkes, welches den Titel „Die Grabalterthümer der Burgunden, Franken und Alamannen aus der ersten Zeit des Christenthums“ führte, erhellt die Tendenz, von welcher die Verfasser sich hatten leiten lassen. Die bezüglichen Stellen lauten:

„. . . Vor Allem muss es aber dem Alterthumsforscher wünschenswerth erscheinen, diese allenthalben hervorgetretenen Schätze zugänglich und nutzbar gemacht zu sehen. Ihm vorzüglich ist es klar, welcher Gewinn für die Wissenschaft gesichert wird, wenn aus einer Uebersicht aller dieser Gräberfunde Zeit und Ursprung derselben unzweifelhaft festzustellen sind, wie diese sich hier aus dem übereinstimmenden Zeugnisse der römischen und fränkischen Münzen, der Inschriften der Gräberplatten und der Schmuckgeräthe, aus dem Styl der Ornamentik und dem vollständigen Zusammentreffen aller beachtenswerthen Merkmale ergeben. Das hiermit gewonnene Resultat bleibt nicht auf die Erklärung dieser Gegenstände beschränkt; es muss vielmehr der Untersuchung unseres gesammten Alterthumes zu wesentlicher Förderung gereichen, da eine vorsichtige und strenge Forschung erst nach erlangter Sicherheit auf näher gelegenen Gebiet mit Erfolg in die ferne Vorzeit zurückzuschreiten vermag.

Die fruchtbringendste Verfahrungsweise bei Erklärung dieser Alterthümer fanden wir in ihrer vergleichenden Zusammenstellung, welche dem Auge mit dem ersten Blick die hohe Uebereinstimmung aller einzelnen Gegenstände jener Grabstätten und

den Charakter der Gesammtheit erkennen lässt. — Erst nach einer augenfälligen Darlegung der durchgängigen Gleichartigkeit dieser Alterthümer können und müssen die Beweismittel für das Zeitalter derselben, wie sie bei einzelnen Gräberfunden klar und bestimmt vortreten, auch für die übrigen Alle Geltung erhalten, und mit der Periode selbst zugleich ihre archäologischen Kennzeichen als festgestellt betrachtet werden.

In unserem Werke haben wir diesen bisher noch nicht versuchten, naturgemässen Weg der Forschung gewählt, mit bewusster Uebernahme aller seiner Schwierigkeiten, welche eine ebenso umsichtige, als weitgreifende Thätigkeit forderten. Er hat uns dafür auch zur vollständigen Lösung der Frage geleitet, deren Richtigkeit eine prüfende Vergleichung mit den übereinstimmenden Alterthümern Belgiens, Frankreichs und Englands, allseitig bestätigte.

Die ganze Anordnung des Werkes ist auf Anschaulichkeit und Uebersichtlichkeit berechnet. Die Zusammenstellung der Alterthümer selbst wurde in derselben Weise wie auf den beiliegenden Probetafeln in den Abbildungen durchgeführt, sodass die Waffen, die Gefässe und Geräthe nach ihrem Stoffe und ihrer Bestimmung mit kurzer Angabe ihres Fundortes, nebeneinander aufgereiht erscheinen.

Der vollständig ausgeführte, wissenschaftlich wohlbegründete Text bringt zuvörderst diejenigen geschichtlichen Ueberlieferungen und Nachweise, welche für die Beurtheilung und Erklärung unserer Alterthümer vor allem Licht zu geben im Stande sind.

Die ursprünglichen Wohnsitze, die Wanderungen und festen Ansiedelungen der Burgunder, Franken und Alamannen, die Zeit und der Ort ihres Uebertritts zu dem Christenthume kommen hier eben so sehr in Betracht, als die uns aufbehaltenen Schilderungen der nationalen Art ihrer Waffen, ihrer Kleidung und ihres Schmuckes.

Diesen, mit grösserer Vollständigkeit als bisher gesammelten Nachrichten gegenüber gibt der Text in entsprechender Weise sodann eine Uebersicht der Fundorte jener von den heidnischen Todtenhügeln so sehr verschiedenen Grabstätten, besonders der grossen Grabfelder oder Gottesäcker, sowie eine sorgfältige Beschreibung der dort gefundenen und auf unseren Tafeln abgebildeten Gegenständen. Die nähere Erläuterung derselben gewährt dabei Veranlassung zu einem vergleichenden Blick auf die gleichartigen Alterthümer unserer Nachbarländer, von denen wir eine namhafte Anzahl in Holzschnitt dem Texte einfügen werden.

Eine umfassende Zusammenstellung der zahlreichen und sprechenden Belege, aus den Gegenständen selbst, so wie aller der Thatsachen, die hier entscheiden können, führt alsdann zu dem Ergebnisse des sicheren Beweises, dass diess in den weiten Landesstrecken von der oberen Donau und dem Genfer-See bis zu dem Niederrhein und der Schelde hin gewonnenen Gräberfunde in allem Wesentlichen eine und dieselbe Nationalität beurkunden, und dass sie in dieser Uebereinstimmung unter sich sowohl, als mit den geschichtlichen Nachrichten keine andere als christliche Gräber der Burgunden, Franken und Alamannen sind und sein können.“

In der That, es war ein neuer Weg, welcher in der Schrift „Das germanische Todtenlager von Selzen“ versuchsweise betreten, nun in einem gross angelegten Werke weiter gebahnt werden sollte, und es wurde den obenstehenden Ausführungen hier eine Stelle geboten, weil die konsequente Verfolgung dieses Wegs diese Auffassung der Aufgaben

der Alterthumsforschung und diese Behandlung des Stoffs zu der Begründung einer Sammelstelle für das gesammte Fundmaterial zum Zweck des vergleichenden Studiums führen musste und geführt hat.

Das Streben nach Zusammenfassung, nach übersichtlicher Vercinigung des vorhandenen und zu gewinnenden wissenschaftlichen Stoffs wurde damals nicht lediglich auf litterarischem Gebiet zu bethätigen versucht; gleichzeitig hatte der Vorstand des Alterthumsvereins zu Mainz, sich bemüht, der Mainzer Sammlung auf dem Wege des Austausch Abgüsse wichtiger und bezeichnender Alterthumsfunde aus anderen Gegenden Deutschlands zuzuführen, um auf diese Art der Sammlung lokaler Typen einen mehr übersichtlichen, dem vergleichenden Studium dienenden Charakter zu geben, und den im Austausch stehenden, auswärtigen Museen Gelegenheit zu bieten, sich in gleicher Weise auszubauen.

Die Abgüsse, welche das Mainzer Museum damals versandte, meist merowingisch-fränkische und vorgeschichtliche Fundstücke, wurden von einem von Fall zu Fall beschäftigten Former hergestellt, und von dem Conservator des Vereins, Lindenschmit, nach den Originalen sorgfältig koloriert, so dass die letzteren, was Form und Farbe betraf, in der That vollständig ersetzt zu sein schienen. Leider blieben diese mehrere Jahre hindurch mit nicht geringen Opfern an Zeit, Mühe und Geld fortgesetzten Versuche nur von geringem Erfolg. Von den zweiundzwanzig in- und ausländischen Museen und Sammlungen historischer Vereine, an welche der Mainzer Alterthumsverein Nachbildungen von Gegenständen aus seiner Sammlung versandte, haben damals nur zwei, das Museum in Bern und das Muscum in Wiesbaden, ihrem Dank durch Uebergabe von Abgüssen alterthümlicher Funde Ausdruck gegeben. — Im Hinblick darauf, dass der einzige deutsche Verein, welcher sich dem verständnissvollen Vorgehen von Mainz anschloss, der ohnehin durch seinen Vorsitzenden, den Archivar Habel mit den Mainzer Bestrebungen schon lange eng verbundene nassauische Verein in Wiesbaden war, ein betrübendes Ergebniss. Freilich darf das vollständige Versagen der deutschen Vereine und Museen in dieser Sache nicht ausschliesslich auf mangelndes Verständniss für die Bemühungen des Mainzer Alterthumsvereins, auf ein schläfriges Beharren in der hergebrachten Weise der Bethätigung zurückgeführt werden, es ist wohl in den meisten Fällen dem Fehlen der nöthigen Mittel und namentlich der zur Herstellung guter Nachbildungen nöthigen technischen Kräfte zuzuschreiben. Bald erkannte man in Mainz, dass auf dem Wege des Austauschs unter den obwaltenden Umständen die Idee der Verwirklichung nicht näher gebracht werden könne und gab den Versuch um so leichter auf, als sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn brach, dass der Gedanke durch Austausch von Nachbildungen an mehreren Stellen zugleich übersichtliche Sammlungen zu schaffen, an sich wenig praktisch sei, dass die Ausführung bei einem unverhältnissmässigen Aufwand von Mitteln und Kräften doch nur halbe oder ganz unzureichende Ergebnisse haben würde. Man sah in fortschreitender Erkenntniss ein, dass die Auswahl der abzuformenden Gegenstände nur von einem bestimmten, wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus zu erfolgen habe und die Nachbildungen an einer Stelle vereinigt werden müssten, wenn der grosse Zweck wirklich in vollem Masse erreicht werden sollte.

Der erwähnte missglückte Versuch aber war eben nur eine Etappe auf dem Weg, der zur Begründung eines Centralmuseums führte; und dieser Entwicklungsgang lässt erkennen, dass der Gedanke eine Centralstelle des Studiums zur Aufhellung der Urgeschichte Deutschlands zu schaffen, unabhängig von den Bestrebungen des Baron von Aufsess, der die Begründung einer Centralsammlung der christlichen Alterthümer schon lange plante, geboren wurde.

Auf diesem Punkte angekommen lag es bei richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, welche sich dem Inslebentreten eines solchen Instituts entgegenstellen müssen, nahe, vor allem jenen Rückhalt, jene Stütze zu suchen, welche, da an das Eintreten der Bundesstaaten für die noch nicht zur Wirklichkeit gewordene Idee nicht zu denken war, nur das allgemeine Interesse und die Betheiligung fachwissenschaftlicher Kreise in moralischer und in materieller Hinsicht zu bieten vermochten. Die über Deutschland verbreiteten Geschichts- und Alterthumsvereine schienen geschaffen, diesen Rückgrat der Schöpfung zu bilden, wenn sie, zusammengeschlossen, unter gemeinsamem Gesichtspunkte zu handeln in der Lage und gewillt waren. Von dem Zusammengehen der deutschen historischen und Alterthums-Vereine hatte auch Baron von Aufsess schon Förderung seiner Pläne erhofft, ohne dass bis dahin ein Zusammenschluss zu Stande gekommen wäre. Dem Alterthumsverein in Mainz blieb es vorbehalten, die Vereinigung der deutschen historischen und antiquarischen Körperschaften zu gemeinsamem Wirken zuerst in Ausführung zu bringen.

Zu Beginn des Monats Juni 1852 richtete der Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer das nachstehende gedruckte Rundschreiben an die deutschen historischen und Alterthums-Vereine:

„Schon vor mehr als zwölf Jahren ist von verschiedenen Seiten vielfach der Wunsch eines engeren Zusammenwirkens der Alterthums- und Geschichtsvereine Deutschlands ausgesprochen worden, besonders um nach einem gemeinsamen Plane ihre Thätigkeit zu ordnen und zu entwickeln. Die Versuche, die deshalb zu verschiedenen Zeiten, namentlich auf den beiden Germanisten-Versammlungen gemacht wurden, haben die Nothwendigkeit dargethan, diese Angelegenheit in einer eigens berufenen Versammlung von Delegirten der Vereine in Berathung zu ziehen. Daher wurde mehrfach der Verein in Wiesbaden, als ältester aufgefordert, eine solche Versammlung bei sich berufen zu wollen. Da nun diese wegen Zusammentritts anderer Vereine in jener Stadt in diesem Jahr nicht abgehalten werden kann, so erlauben wir uns, im Gefühl der Wichtigkeit der Sache, eine solche in Mainz zu veranlassen, damit nicht die Berathung der gemeinsamen Zwecke und deren Ausführung einer längeren Verzögerung unterliege. Wir wählen zu dieser Zusammenkunft als den geeignetsten Zeitpunkt den 16. September dieses Js. unmittelbar vor der Versammlung der Naturforscher in Wiesbaden. Indem wir uns beehren, Ihnen hiervon ergebteste Anzeige zu machen, hoffen wir zuversichtlich, dass auch Ihr Verein den hohen Werth einer gemeinsamen Berathung mit uns theilen, und einen oder mehrere Abgeordnete hierher senden möge.“

Die Einladung trägt die Unterschriften von K. Klein, I. Direktor, Dr. J. Wittmann, Sekretär und L. Lindenschmit, Conservator.

Als der Mainzer Verein dieses Rundschreiben erliess, geschah dies in der That vor Allem in der Absicht, die Begründung eines Centralmuseums vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer anzubahnen. Unter den hauptsächlichsten Punkten, welche das Programm für die in Mainz abzuhaltende Versammlung zur Diskussion stellte, steht die Berathung über die Ermöglichung des vergleichenden Studiums der Alterthumsfunde obenan. Es heisst an der betreffenden Stelle: „Diese Fragen dürften unserer Ansicht nach vorerst das höhere Alterthum ins Auge zu fassen haben. Bei weitem die überwiegende Anzahl der Alterthumsvereine fand ihre Entstehung in der Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer aus jenen Zeiträumen, bis zu welchen die geschriebene Geschichte entweder gar nicht oder nur lückenhaft hinaufreicht. In dieser Beziehung haben die verschiedenen Vereine sich bereits die grössten Verdienste erworben und ihre Museen bieten eine Fülle des werthvollsten Materials für die Kenntniss dieser Zeitperiode, allein wir dürfen uns nicht verhehlen, dass bis jetzt noch nicht der rechte Weg gefunden ist, diese Gegenstände zu bestimmen, zu ordnen und ihrem vollen Werthe nach für die Forschung nutzbar zu machen. Es wären demnach die Fragen der systematischen kritischen Beschreibung der Alterthümer selbst in den öffentlichen Sammlungen, sowie ihrer litterarischen Bearbeitung und der zweckmässigsten Weise der Publikation zu erörtern. Ausserdem glaubten wir, dass es die Aufgabe der Versammlung ist, vor Allem den Weg zu berathen, auf welchem die bisherigen lokalen Beobachtungen durch eine gegenseitige vergleichende Prüfung zu wissenschaftlichen Ergebnissen erhoben werden können. Nur eine glückliche Vereinigung über diesen Punkt wird es möglich machen, die erste Grundlage einer deutschen Alterthumskunde zu bilden.“

Der Einladung des Mainzer Alterthumsvereins folgte, auffallender Weise, rasch eine von dem Sächsischen Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer ausgehende Einladung der für die deutsche Geschichts- und Alterthumskunde wirkenden Gelehrten, Künstler und Kunstfreunde zum Besuch einer schon für den 16.—18. August angesetzten Versammlung zu Dresden. Wohl nicht mit Unrecht betrachtete man dies unerwartete Vorgehen in Mainz und den dem Mainzer Verein nahestehenden süddeutschen, fachmännischen Kreisen mit unmuthigem Erstaunen. Der badische Forscher Wilhelmi schrieb damals an Lindenschmit: „. . . Was aber diese (die Dresdener Einladung) betrifft, so hat sie mich höchst befremdet. Die Norddeutschen hätten durchaus, da die Mainzer ihnen zuvor gekommen sind, zurückbleiben müssen. Sie hätten Abgeordnete schicken sollen und hätte man die zukünftige Art gemeinsamen Wirkens verabredet, und dazu Deutschland wohl in eine nördliche und südliche Hälfte mit gemeinsamem Centralausschuss abtheilen können. Uebrigens wollen auch beide Versammlungen ganz anderes. Wir wollen in Mainz die Anordnung der Weise, wie man gemeinsam für das gesammte deutsche Alterthum wirken soll. Die Dresdener-Berliner aber wollen nur ein Wirken für das Mittelalter.“

Der Mainzer Alterthumsverein beschloss der Sache zu lieb, um keine Störung in die schöne Früchte versprechende Zusammenkunft der Vereine hercinzutragen, die Versammlung in Dresden zu beschicken, zugleich aber die Einladung nach Mainz für den 16.—18. September aufrecht zu erhalten, und wahrte in seiner Antwort auf die Ein-

ladung des Dresdener Vereins ausdrücklich die Priorität des Vorgehens in dieser wichtigen Angelegenheit. Es wurden der I. Direktor des Vereins Professor K. Klein nach Dresden delegiert, lediglich wie es in dem betreffenden Sitzungsprotokoll heisst, zum Zweck der Kenntnissnahme der dort stattfindenden Beschlüsse und vorgebrachten Wünsche, um demnächst in der in Mainz am 16. September und an den folgenden Tagen abzuhaltenden 1. Versammlung der Deputierten der speziellen Vereine die geeignete Rücksicht nehmen zu können. Der Vorstand des Alterthumsvereins in Mainz betrachtete also die in Dresden stattfindende Berathung gewissermassen als eine vorbereitende, auf Grund deren dann die endgültigen Beschlüsse auf der Versammlung in Mainz zu fassen seien.

Die Versammlung in Dresden fand programmässig am 16.—18. August unter dem Vorsitz Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen unter Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten Deutschlands statt, und nahm einen Verlauf der mit den von dem Mainzer Verein ausgesprochenen Ideen und Vorschlägen im Allgemeinen im Einklang stand. Die Verständigungen betreffend Gründung eines Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine trugen in der That in der Hauptsache einen vorbereitenden Charakter, indess wurde schon hier der Beschluss gefasst, dass der Gesamtverein, bei seinem Inslebetreten, die bedeutende Sammlung deutscher Alterthümer aus dem Mittelalter die der Freiherr von Aufsess in Nürnberg geschaffen hatte, in seinen Schutz nehmen und ihre Weiterentwicklung fördern möge.

Genau einen Monat später tagte in Mainz die erste konstituierende Versammlung. Im Hinblick auf den kurzen Zeitraum, welcher seit der Dresdener Zusammenkunft verflossen war, darf es nicht auffallen, dass die Betheiligung eine beschränkte war und eine grössere Zahl von Vereinen ihre Stellungnahme zu den in dem Mainzer Programm enthaltenen Vorschlägen und Ideen nur schriftlich abzugeben in der Lage waren. Am zahlreichsten hatten sich Vertreter aus den dem Rhein benachbarten Ländern eingefunden; von den an der Dresdener Versammlung betheiligten erschienen nur wenige, unter diesen der Freiherr von und zu Aufsess, Regierungsrath Dr. H. W. Schultz, Dresden, Baurath von Quast, Berlin und Prof. Dr. Waagen, Berlin.

Im Ganzen hatten sich 200 Theilnehmer zur Versammlung eingeschrieben. Diese fand im sogenannten Marmorsaal des kurfürstlichen Schlosses statt. In der ersten öffentlichen Sitzung, welcher der I. Direktor des Mainzer Alterthumsvereins, Prof. Klein, präsierte, wurde die Kommission zum Entwurf der Statuten eines Gesamtvereins gebildet; sie bestand aus den Herren von Aufsess, Nürnberg, von Bayer, Baden-Baden, Dr. Bauer, Darmstadt, Engel, Ulm, Grün, München, Habel, Schierstein, Dr. Heyden, Frankfurt a. M., Prof. Klein, Mainz, Dr. Landau, Kassel, Lindenschmit, Mainz, von Quast, Berlin, Dr. Rossel, Wiesbaden, Dr. Schulz, Dresden. Dann schritt man auf Antrag des Herrn Schulz zur Bildung von drei Sektionen, eine für die römisch-germanische Zeit, die zweite für mittelalterliche Kunst und die dritte für Geschichte und deren Hilfswissenschaften.

In der Sitzung der Kommission wurde von zwei Statuten-Entwürfen für eine gemeinsame Thätigkeit der Geschichts- und Alterthumsvereine, die von den Herren Landau und von Aufsess herrührten, der des Herrn Landau angenommen. Von den 19 Para-

graphen des redigierten Entwurfs sei hier nur des § 1 gedacht, welcher als Zweck des Gesamtvereins ein einheitliches Zusammenwirken der einzelnen Vereine zur Erforschung, Erhaltung und Bekanntmachung der vaterländischen Denkmäler angeht. Die Statuten wurden in der zweiten öffentlichen Sitzung einstimmig angenommen. Die Sitzung der römisch-germanischen Sektion beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Antrag des Herrn Legationsraths von Mayer, Frankfurt, betreffend Untersuchung der germanischen Ringwälle und eine statistische Uebersicht derselben, sowie mit den Vorschlägen des Herrn Habel, Schierstein zu gründlicher und zusammenhängender Untersuchung des römischen Grenzwalls in Deutschland. Die Schaffung einer Sammelstelle für die Alterthümer aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit Deutschlands scheint nur in so fern gestreift worden zu sein, als Lindenschmit auf die Forderung des Herrn Becker, Graz, Abgrenzungen der Nationalitäten der verschiedenen Völkerschaften Deutschlands durch gründliche Untersuchung und Feststellung unterscheidender Merkmale für keltische, germanische und slavische Alterthümer, erwiederte, dass eine solche Feststellung aus Mangel zuverlässigen Materials, namentlich der so wichtigen Grabfunde bis jetzt noch nicht ausführbar erscheine. Es handle sich zunächst um Beschaffung der nöthigen Hilfsmittel für eine Gesamtübersicht der deutschen Alterthümer. Das Fehlen eines ausdrücklichen Antrags mag auf einen Mangel im Protokoll zurückzuführen sein. Dass in der Sitzung der römisch-germanischen Sektion über Begründung eines Museums römisch-germanischer Alterthümer verhandelt wurde, lässt sich aus dem Protokoll der öffentlichen Schlussitzung erkennen. Reg.-Rath Schulz schlug in derselben vor, „dass die von Herrn von Aufsess ins Leben gerufenen Idee eines germanischen Museums derart aufzufassen und festzustellen sei, dass das Museum für christlich-germanische Alterthümer in Nürnberg seinen Sitz habe, dass jedoch zur Aufstellung des römisch-germanischen Museums der Westen von Deutschland und namentlich Mainz vor Allem durch die Geschichte und die vorhandenen zahlreichen Denkmale dieser Periode vorzugsweise geeignet erscheine.“ Mainz wurde hierauf als Ort zur Aufstellung der römisch-germanischen Alterthümer einstimmig gewählt.

Nachdem noch betont worden, dass das Museum in der Hauptsache aus Kopieen aufzubauen sei, ersuchte die ganze Versammlung den ständigen Ausschuss des Gesamtvereins in Dresden, „bei der städtischen Behörde in Mainz die nöthigen Schritte zur Beschaffung und Erweiterung der erforderlichen Räume zu thun.“

So auffallend rasch geht das Protokoll, während es bei verhältnissmässig nebensächlichen Dingen eingehend verweilt, über die Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums, hinweg, die neben der Konstituierung des Museums christlich-germanischer Alterthümer in Nürnberg, die wichtigste Lebensäusserung des Gesamtvereins war und auch im Lauf von fünfzig Jahren geblieben ist.

Die Ursache dieser Flüchtigkeit ist wohl hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, dass die Versammlung in Dresden bereits die Begründung und Förderung des von Aufsess geplanten allgemeinen deutschen Museums vorläufig beschlossen hatte und in der Hauptsache nur noch die Zweckmässigkeit einer getrennten Aufstellung der christlich-germanischen und der römisch-germanischen (frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen) Alterthümer zu betonen für nothwendig erachtete.

Auch die drängende Zeit scheint eine erschöpfende Behandlung der Angelegenheit beeinträchtigt zu haben; konnte doch nicht einmal zur Aufstellung und Berathung der Statuten für die neu begründete Anstalt geschritten werden. Die einfachen Bestimmungen bezüglich der Geschäftsführung wurden nachträglich von dem Vorstand des Alterthumsvereins in Mainz entworfen und dem Central-Direktorium in Dresden zur Beschlussfassung unterbreitet. Die Genehmigung erfolgte alsbald. Der Wortlaut dieser provisorischen Statuten, welche mit eingehenden Erläuterungen versehen im Anfang des Jahres 1853 veröffentlicht wurden, ist folgender:

I. Entwurf provisorischer Statuten für das Direktorium des Centralmuseums römischer und germanischer Alterthümer zu Mainz.

§ 1. Zweck des Centralmuseums ist Erstrebung einer möglichst vollständigen Vereinigung von Vergleichsmitteln alterthümlicher Gegenstände der germanischen und römischen Periode durch Zeichnung oder plastische Nachbildung zum Studium des klassischen Alterthums und der Urgeschichte unseres deutschen Vaterlandes.

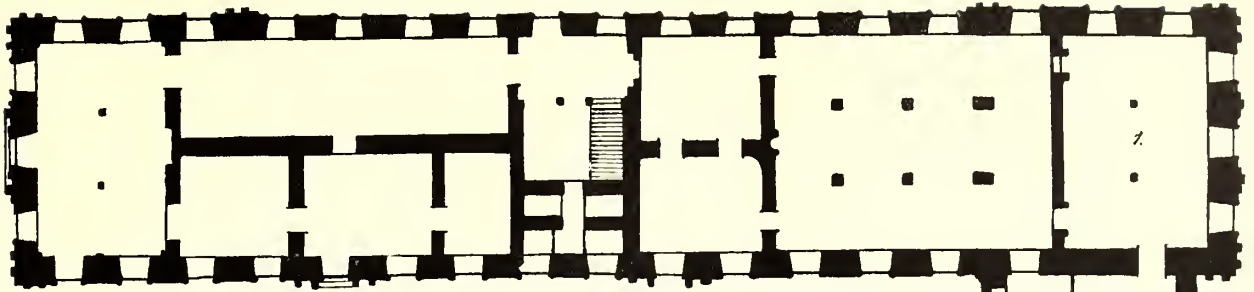
§ 2. Das Centralmuseum für das germanische und römische Alterthum zu Mainz ist (gleich dem germanisch-christlichen Museum in Nürnberg) als selbstständiges Ganze der oberen Aufsicht des jeweiligen Centralpräsidiums der deutschen Alterthums- und Geschichts-Vereine (dermalen in Dresden) untergeordnet. Die durch Unterstützung jener Vereine gegründete Sammlung wird nicht Bestandtheil der Lokalsammlung des historischen Vereines zu Mainz, sondern bleibt ausschliesslich Eigenthum der zu diesem Zwecke verbundenen Geschichts- und Alterthumsvereine.

§ 3. Zur Geschäftsführung dieses Centralmuseums zu Mainz ist ein provisorisches Direktorium von fünf Mitgliedern vorläufig auf ein Jahr (bis zur nächsten Generalversammlung der deutschen Alterthums- und Geschichtsvereine in Nürnberg) ernannt worden. Es besteht: a) aus einem Direktor (Präsident), b) aus zwei Sekretären, c) aus einem Conservator, d) aus einem Kassierer.

§ 4 a. Der Direktor (Präsident) leitet die vorkommenden Geschäfte, sowie die Verhandlungen bei den wöchentlichen Direktoriatsitzungen er eröffnet die eingehende Korrespondenz, veranlasst deren Beantwortung durch die beiden Sekretäre und unterzeichnet mit ihnen dieselben; er beruft etwa erforderliche ausserordentliche Sitzungen und assignirt auf Sitzungsbeschluss die Auszahlung der Rechnungen für gelieferte Arbeiten. Im Verhinderungsfalle besorgt der Conservator mit den beiden Sekretären alternirend dessen Geschäfte.

b. Die beiden Sekretäre führen die Sitzungsprotokolle, besorgen nach Angabe des Direktors die Concipirung und Expedirung der sämtlichen Korrespondenz und tragen sie in ein bei jeder Sitzung vorzulegendes Geschäftsmanual ein.

c. Der Conservator besorgt: α. Die Aufstellung der Alterthümer, Abgüsse, Zeichnungen etc. nach gemeinschaftlichem, in der Sitzung berathenem und genehmigtem Plan; β. Er leitet die nach Sitzungsbeschluss zu fertigenden Zeichnungen und plastischen Nachbildungen; γ. Er besorgt den genauen Eintrag dieser Gegenstände in einen wissenschaftlich geordneten Katalog; δ. Er bearbeitet mit Beihülfe der Sekretäre ein General-Repertorium über den Bestand der auswärtigen Vereinssammlungen; ε. Er führt ein genaues, jedesmal in der Direktoriatsitzung vorzulegendes Manual zur Verzeichnung der



Grundriß des kurfürstlichen Schloßes zu Mainz.

eingehenden, sowie der zu versendenden Alterthümer oder plastischen Abgüsse. Unter seiner Leitung arbeiten: 1. ein Zeichner, 2. ein Modelleur (Former).

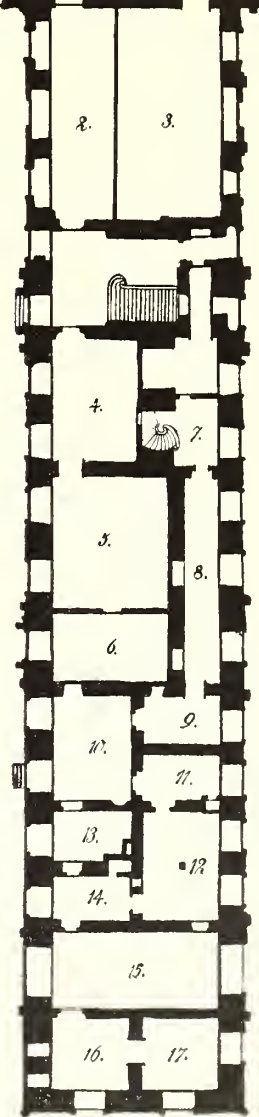
d. Der Kassierer stellt ein Inventar auf über das Gesamteigenthum des Centralmuseums, er verrechnet die Einnahmen und Ausgaben der Gelder und führt ein genaues, mit den Belegen versehenes Manual, welches am Jahresschluss vom Centralausschusse durch eine von ihm zu ernennende Kommission zu prüfen und abzuschliessen ist.

Vorstehende provisorische Statuten können durch Beschluss der Generalversammlung der Vereine (Central-Ausschuss) abgeändert und erweitert werden.

II. Erläuterungen zu den Statuten für das römisch-germanische Centralmuseum zu Mainz.

Die Begründung eines römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz, wie sie in der Versammlung der deutschen Alterthumsforscher und historischen Vereine am 18. September 1852 beschlossen wurde, ergab sich aus zwei gleich wichtigen Anforderungen unserer vaterländischen Alterthumskunde: aus dem klar erkannten Bedürfniss eines Vereinigungspunktes für das Material zu übersichtlicher Beurtheilung unserer nationalen Alterthümer, und aus der Unerlässlichkeit einer Zusammenstellung derselben mit den römischen Ueberresten unseres Landes, welche untrennbar mit denselben vermischt, sowohl einen günstigen Anhalt für ihre Zeitbestimmung, als auch für die richtige Schätzung des Einflusses gewähren, welcher von dorthier auf die ersten Anfänge technischer Thätigkeit unseres Volkes einwirkte.

Diese Erwägung führte zugleich auf die Bestimmung des Ortes, an welchem ein Unternehmen von so hoher Bedeutung am Besten ins Leben treten könnte. In der Sache selbst lag die Hinweisung auf das Rheinland und die Wahl der Stadt Mainz. Denn wenn es überhaupt naturgemäss erschien, dorthin, wo bereits viel des wichtigsten Stoffes gesammelt vorliegt, diejenigen Beiträge zu vereinigen, welche denselben zu einem lehrreichen Ganzen vervollständigen könnten, so mussten ausserdem die besonderen Vortheile, welche sich in hie-



siger Gegend für die unmittelbarste Förderung der beabsichtigten wissenschaftlichen Zwecke bieten, eine besondere Berücksichtigung empfehlen. Es bedarf hier nur der Erwähnung einiger Punkte, um sich alle die wichtigen Ergebnisse der Reihe nach zu vergegenwärtigen, welche durch eine Zusammenstellung der Alterthümer aus den übrigen Gauen Deutschlands mit den unserigen und zwar an einem Orte unserer Gegend selbst zu gewinnen sind.

Kein Theil des Vaterlandes bewahrt gleich dem Rheinthale, von den Ringwällen und Landwehren der ältesten Völkerkämpfe, von den römischen Tempeln und Kastellen bis zu den Trümmern des fränkischen Kaiserpalastes, von den zahllosen Grabhügeln auf den Waldeshöhen und längs des römischen Grenzwalles bis zu den christlichen Friedhöfen Alamannischer und Fränkischer Niederlassungen eine so zusammenhängende, ihren Character gegenseitig erklärende Reihe von Denkmalen unserer Vorzeit.

Wenn irgendwo, so müssen hier auf der Grenzmark und dem Kampfplatz der Völkerstämme die unterscheidenden Kennzeichen keltischer und germanischer Alterthümer sich prüfen und ermitteln lassen, und zugleich mit der Feststellung der letzteren auch für die Unterscheidung derselben von den slavischen an der Ostgrenze die besten Haltepunkte geboten werden.

Selbst das Räthsel der Bronzeperiode wird einer Lösung nur dann entgegengeführt werden können, wenn jene nordischen Geräthschaften und Waffen, welche zum Theil als Erzeugniss einheimischer Kunstfertigkeit, zum Theil als Ueberlieferung östlicher Handelsverbindungen und Völkerzüge betrachtet werden, mit den gleichartigen Fundstücken derjenigen Landestheile zusammengestellt sind, welche zuerst dem noch unermessenen Einfluss römischen Verkehrs zugänglich und späterhin römischer Herrschaft selbst untergeben waren.

Hier an der Stelle, wo der erste Lichtstrahl historischer Aufzeichnung deutschen Boden berührt, an dem Ausgangspunkt der beiden grossen Bewegungen, welche die Geschichte unseres Alterthums eröffnen und abschliessen, der Römerkriege und der Umgestaltung der alten Germania durch die Lehre des Christenthums, hier ist auch gewiss mit der grössten Berechtigung die Stätte ausersehen worden zu einer umfassenden und vergleichenden Sammlung der Reste unserer ältesten Vorzeit.

Wie grossartig und weitgreifend das Ergebniss eines solchen Unternehmens erscheint, so bewährt sich vor Allem auch darin das treffende und praktische der Grundidee, dass sie mit mässigen Mitteln wirklich zur Ausführung gebracht werden kann und eine Lebensfähigkeit besitzt, ohne welche sie selbst die Beschlüsse der Generalversammlung nicht aus dem Reiche schöner Träume in die Wirklichkeit rufen könnten.

Eine kurze Darlegung von demjenigen, was das römisch-germanische Museum in seinen Bereich aufnehmen, wie die Sammlung selbst gebildet werden und fortwachsen soll, wird, so hoffen wir, unseren Glauben an die Möglichkeit einer praktischen Ausführung rechtfertigen.

Es bedarf wohl kaum der Erklärung, dass das Centralmuseum nicht den ebenso nutzlosen als ungerechten Anspruch zu erheben gedenkt, die für seine Zwecke werthvollen Originalalterthümer selbst aus den Vereins- und Staats-Sammlungen in seinen Besitz zu erhalten, sondern dass man lediglich vollkommen getreue Nachbildungen derselben zu vereinigen streben wird und zwar vorzugsweise nur plastische Nachbildungen, weil in

ihnen der objektivste Ausdruck, unverfälscht durch etwa mangelhafte Auffassung oder vorgefasste Idee des Darstellers gegeben wird.

Diese Nachbildungen sollen umfassen: A. Modelle, B. Abformungen, C. Zeichnungen. Es eignen sich:

A. Für Modelle (d. h. in verkleinertem Massstabe ausgeführte plastische Darstellungen):

1. Kultusdenkmäler, Opferstätten der ältesten Landesbewohner, römische Tempel, Mithräen u. s. w.
2. Grabstätten, deren äussere und innere Einrichtung;
3. Militärische Alterthümer: Ringwälle, Landwehren, römische Kastelle, kleinere Schanzen, Warthürme, Vertheidigungslinien (Profile), Strassen (Profile);
4. Bürgerliche Alterthümer: Villen, Bäder, Aquädukte etc.;
5. Baudetails: Mauerverbände, Steinmetztechnik, Heizeinrichtungen, Dachbedeckungen.

B. Für Abformungen sind geeignet:

1. Inschriften in Lapidar- und Cursiv-Schrift, Schriftproben von der ersten Zeit der römischen Besitznahme bis zur karolingischen Periode, Ziegel- und Gefäss-Stempel etc.;
 2. Bildwerke: Statuetten und Reliefs, Grabsteine, die für die Kenntniss von Trachten und Waffen lehrreich sind; Motivsteine und Altäre, sowohl solche, die zur vaterländischen, als auch zur Mythologie des Alterthums überhaupt wichtige Beiträge gewähren; Münzen, geschnittene Steine u. s. w.;
 3. Bauverzierungen: Kapitäle, verzierte Säulenschäfte, Friese, Mosaiken etc.;
 4. Gefässe: Aus den Grabstätten der ältesten Landesbewohner nicht sowohl die seltenen, als die in einzelnen Landesgegenden vorherrschenden Formen; sämtliche Hauptformen römischer Gefässe;
 5. Geräthe: a. Aus Stein: Die Steingeräthe der Urbevölkerung; die Hauptformen der Meissel, Keile, Messer, Aexte, Lanzen- und Pfeilspitzen etc.;
- b. Aus Metall: α. Haus- und Handwerks-Geräth: Schlösser, Schlüssel, Waagen und Gewichte, Messer, Scheeren, Celts, Beile etc.; β. Landwirthschaftliche Geräthe: Pflugscharen, Pferdegeschirre, Wagenbeschläge etc.; γ. Bekleidungs- und Schmuck-Gegenstände: Gewandnadeln, Hals- und Arm-Ringe, Riemenbeschläge, toreutische Arbeiten in Gold und Silber; δ. Waffen: Schuss- und Angriffswaffen, die Hauptformen der Schwertklingen, Pfeil- und Speerspitzen, Schild und Schild-Beschläge, Feldzeichen und militärische Ehrenzeichen.

Diese Alterthümer sind in ihrer natürlichen Grösse und wo nöthig auch Farbe, mit den verschiedenen Abformungsmitteln, Gips, Schwefel, Metall, Steinpappe, Papier, Gutta-percha oder durch Galvanoplastik zu vervielfältigen.

C. Für Zeichnungen eignen sich:

Gegenstände, die sich nicht durch Modellieren oder Abformen vollkommen darstellen lassen, wie Grundmauern und Erdwerke von geringem Relief, Terraindarstellungen, geometrische Aufnahmen oder die durch ihre innere Beschaffenheit eine lehrreiche Abformung nicht wohl zulassen, z. B. dünne Gläser, Perlen, Milleforis etc.

Diese Gegenstände alle in einem Centralmuseum vereinigt, werden jedem Forscher, der seine Räume betritt, eine Zusammenstellung von verwandten Alterthümern aus allen Gauen des Vaterlandes bieten, eine Anschauung, die ihn in kurzer Zeit mehr fördern, ihn auf einen höheren umfassenderen Standpunkt stellen, ihm eine tiefere Einsicht in tausend Einzelheiten gewähren wird, als jahrelange beengte Lokalstudien, oder als zeitraubende Bereisungen zerstreuter Sammlungen es irgend vermöchten. Aber auch den verbündeten Vereinen wird dieser Centralpunkt zugleich die Quelle werden, aus welcher

den einzelnen Sammlungen dasjenige zufließt, was im Allgemeinen zu ihrer Vervollständigung dienlich und insbesondere zur Erklärung der Lokalfunde, wie zur Einreihung derselben in den weiten Kreis der vaterländischen Alterthümer erforderlich sein wird. Erwägt man daher, dass bei keiner auch mit den reichsten Mitteln ausgestatteten Sammlung von Original-Alterthümern kaum eine annähernde Vollständigkeit erreichbar ist, so dürfte bei unserem Unternehmen in nicht allzuferner Zeit sich die sichere Aussicht eröffnen, dass statt unzureichender, in zahllosen Kupferwerken zerstreuter Darstellungen, eher ein systematisches Ganze in plastischen, die Originale ersetzenden Nachbildungen anschaulich sich zusammenstellen lässt.

Weiter beschäftigen sich dann die „Erläuterungen“ mit der Weise, auf welche das Alles zu erlangen sei. Man glaubt zunächst anregend und auffordernd vorgehen zu müssen. Durch Versendung einer Anzahl der werthvollsten Alterthümer in Abguss und Zeichnung als Beispiele oder Proben hofft man zu bewirken, dass die Vereine es als Ehrensache betrachten werden das Mögliche zu leisten, für eine Gabe die gewünschte Gegenleistung zu gewähren, vor Allem die Zusendung der gewünschten Originale ihrer Sammlung zum Behuf des Abformens oder die Nachbildung an Ort und Stelle zu bewilligen. „Täuschen wir uns in einem so einfachen Punkte“, heisst es an dieser Stelle, „so ist auch jede Hoffnung auf eine gemeinsame Wirksamkeit der Vereine eine Täuschung, und jeder Plan, der eine solche in seinen Bereich bringt, in die Luft gebaut.“

Was die nöthigen Geldmittel betrifft, so wird als feststehend angenommen, dass dieselben unmöglich von den Vereinen erhofft und verlangt werden könnten, da die nicht immer ständige Einnahme der meisten Vereine kaum zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse hinreiche und zu dem Zweck und Mittel dieser Vereine in der Regel statuten-gemäss mehr auf engere Grenzen bestimmter Lokalforschung beschränkt seien. Nachhaltige Unterstützung eines so grossartigen, für die gesammte Alterthumskunde so hochwichtigen Zweckes glaubt man nur aus Staatsmitteln erwarten zu dürfen.

„In unserer festen Ueberzeugung“, so schliessen die Erläuterungen, „dass sich durch Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums der kürzeste, ja einzige Weg eröffnet, auf welchem unsere Alterthumskunde aus dem Bereich unfruchtbarer, stets bestrittener Theorien zu einem freien und sicheren Ueberblick zu gelangen vermag, glauben wir die Hoffnung hegen zu dürfen, dass eine so reichen Erfolg versprechende Angelegenheit bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Theilnahme und erforderliche Unterstützung finden werde.“

Das römisch-germanische Centralmuseum war somit begründet, — mit Worten, das war aber auch Alles. Wenigen Männern blieb es überlassen, die von der Sympathie des Gesamtvereins getragene Idee zu verwirklichen, die Anstalt ins Leben zu rufen und lebendig zu erhalten. Es galt jetzt die, unter dem Eindruck des einstimmigen Beschlusses zahlreicher, wissenschaftlicher Körperschaften, an deren Spitze nicht wenige Männer von Einfluss und gelehrtem Ruf standen, gewonnene zuversichtliche Stimmung in eine lange Reihe grauer, trüber Werkstage hinüberzutragen und zu bewahren, das Ideal nicht zu verlieren unter tausend seiner Verwirklichung entgegenstehenden, unberechenbaren Schwierigkeiten.

Der Vorstand des Mainzer Alterthumsvereins setzte alsbald einen besonderen Ausschuss für die Museumsangelegenheiten ein, in welchem Archivar Habel aus Schierstein zum Direktor, Ingenieur-Hauptmann A. von Cohausen und Dr. med. Wittmann zu Sekretären, L. Lindenschmit, Maler, zum Conservator und Karl Roos, Architekt, zum Kassierer erwählt wurden.

Die Hauptträger des Gedankens und zugleich die Vertreter der archäologischen Forschung in diesem Kreise waren Habel und Lindenschmit. Während Habel sein Interesse schon vorher mehr dem römischen Grenzwall, der Aufgrabung römischer Ansiedelungen und mittelalterlichen Burganlagen zuwandte und dieser Richtung auch in der Folge, so lange er sich überhaupt mit antiquarischen Forschungen beschäftigte, treu blieb, war Lindenschmit's Bestreben auf die Erkundung der ursprünglichen Kultur und der Kulturentwicklung des deutschen Volkes, der Heimath, gerichtet und drückte von Anfang an der jungen Anstalt den nationalen Stempel auf. Ludwig Lindenschmit wurde als Sohn des herzoglich nassauischen Münzgraveurs Johann Lindenschmit am 4. September 1809 in Mainz geboren. Der Vater, ein vielseitig und namentlich künstlerisch hochbegabter Mann, beschäftigte sich in seinen Musestunden mit der Geschichte seiner Vaterstadt und deren Alterthümern. Gemeinsames Interesse brachte ihn in enge Berührung mit Schriftstellern, Sammlern und Alterthumsfreunden, die in seinem Hause freundschaftlich verkehrten. In dieser Umgebung und beeinflusst von jener der Entwicklung vaterländischer Gesinnung so günstigen Zeit nach den Befreiungskriegen, wuchs Ludwig Lindenschmit auf, begeistert für Kunst und Geschichte, doch vor allem für die Grösse des deutschen Volkes.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien wählte er, gleich seinem älteren Bruder Wilhelm den Künstlerberuf und besuchte als Schüler des Peter von Cornelius die Akademie in München vom Jahre 1825 bis 1831. Nach der Verlegung der Universität von Landshut nach München im Jahre 1827 besuchte er auf derselben während 8 Semester die philosophische Fakultät. Nach Mainz zurückgekehrt trat er im Jahre 1831 in den hessischen Staatsdienst, in dem er bis zum Jahre 1875 verblieb. Ein längerer Urlaub gestattete ihm im Jahre 1834 im Verein mit seinem Bruder, dem Historienmaler Wilhelm Lindenschmit an der Ausführung der historischen Frescogemälde im Kgl. Schlosse zu Hohenschwangau zu arbeiten.

Vom Jahre 1843 an widmete sich Ludwig Lindenschmit eingehenden archäologischen Studien als Conservator der Sammlungen des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altherthümer, zu dessen Begründern er gehörte. Als Ergebniss seiner Wirksamkeit in diesem Ehrenamt ist die Schaffung der bedeutenden Sammlung von Originalalterthümern des Mainzer Museums zu betrachten, das vorher nur aus einer Anzahl von Lapidarinschriften und Denkmälern bestand.

Von dem Jahre 1852 an war das Leben Lindenschmits mit den Schicksalen des römisch-germanischen Centralmuseums eng verknüpft; wie dieses durch Lindenschmit eigentlich geschaffen wurde, so wurde er erst durch sein Werk das, was er für die deutsche Alterthumskunde des verflossenen Jahrhunderts geworden ist, ein Führer.

Friedrich Gustav Habel, Sohn des Hofkammerrath Christian Friedrich Habel zu Wiesbaden, wurde am 22. Februar 1792 zu Oranienstein in Nassau geboren, besuchte das Gymnasium in Idstein und widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft auf



Blick in die Werkstätte des römisch-germanischen Centralmuseums.

den Universitäten Giessen und Heidelberg. Von dem Jahre 1829 bis zum Jahre 1837 bekleidete er die Stelle eines Archivars an der Landesbibliothek in Wiesbaden.

Die Verdienste Habels um die Erhaltung der Baudenkmäler, insbesondere der mittelalterlichen Burgen seines engeren Heimathlandes sind grosse und bleibende. Erzeichnete auf vielen Reisen fast alle Burgen des Rheinlandes, nahm die Grundrisse auf und suchte aus ihren Resten die frühere Gestalt zu rekonstruieren. Ein bedeutendes Vermögen gestattete ihm die Erwerbung mehrerer Burgen, die er vor weiterem Verfall bewahrte; namentlich ist ihm die Rettung des merkwürdigen Schlosses Reichenberg bei St. Goarshausen zu verdanken, das im Jahre 1818 auf den Abbruch verkauft werden sollte. Habel war Mitbegründer des nassauischen Alterthumsvereins, dem er eine Reihe von Jahren einen grossen Theil seiner

Zeit widmete. Hauptsächlich war er als Leiter der Ausgrabungen thätig, über die er schätzbare Mittheilungen veröffentlichte. Mit Lindenschmit befreundet, nahm er begeistert den Plan der Gründung eines grossen, der vergleichenden Forschung dienenden Museums auf und war ein eifriger Fürsprecher und Förderer der Idee. Seine Thätigkeit als Vorsitzender der in den fünfziger Jahren von dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine eingesetzten Limes-Commission war zwar fruchtbar aber nicht von langer Dauer. Im Jahre 1859 zog sich Habel auf sein Schloss in Miltenberg zurück.

Die Entwicklungsperiode von fast zwanzigjähriger Dauer, welche nach der Begründung der Anstalt beginnt, bietet ein Bild, das man nur mit Theilnahme betrachten kann. Trotz schwerer Arbeit, mancherlei Enttäuschungen und absolut unzureichender Mittel wird das Museum Schritt für Schritt gefördert, und durch den festen Glauben an endliches Gelingen, den hohen Idealismus und die zähe, seelische wie körperliche Ausdauer, namentlich eines Mannes im Verlauf der ersten zehn Jahre schon zu einer hohen Stellung in der Achtung der Fachmänner und Mitstrebenden geführt. Dass diese Stellung ohne jenes, oft so hilfreiche Mittel der Posaunenstösse einer mehr oder weniger feinen Reklame

erkämpft worden ist, das ist einer der Ruhmes- und Ehrentitel des römisch-germanischen Museums, der ihm noch heute schön steht.

Die ersten Dokumente, welche von der begonnenen Thätigkeit des Vorstandes der neubegründeten Anstalt Kunde geben, sind Korrespondenzen und Eingaben, welche die Erlangung der nöthigsten Räumlichkeiten für das zu schaffende Museum zum Zweck haben. Als künftiges Heim der Anstalt, die gewissermassen aus dem Schosse des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer hervorging, hatte man naturgemäss das alte kurfürstliche Schloss in's Auge gefasst, in dessen Erdgeschoss längst die Sammlung des Alterthumsvereins und des landwirthschaftlichen Vereins Aufstellung gefunden hatten, das ausserdem in den oberen Stockwerken seines nördlichen Flügels die Sammlungen der rheinischen naturforschenden Gesellschaft und die städtische Gemäldegalerie, im nordwestlichen Flügel aber die städtische Bibliothek barg.

Das „Schloss“, welches die Abbildung auf Tafel I in seinem jetzigen Zustande zeigt, ist ein Werk, an welchem vier Kurfürsten während eines Zeitraumes von 125 Jahren, von 1627 bis 1752 bauten und zählt zu den schönsten fürstlichen Residenzen der Renaissance in Deutschland. Der ältere Theil des Gebäudes, die mit Erkern geschmückte Giebelseite und ein Theil der anschliessenden Rhein- und Hof-Façade, wurden von den Kurfürsten Georg Friedrich von Greiffenklau im Jahre 1626—1629, und Anselm Kasimir von Wambold (reg. 1629—1647) erbaut. Der Erkerbau war im Jahre 1631 vollendet. Dann ruhte die Bauthätigkeit während der Stürme des dreissigjährigen Krieges und noch geraume Zeit nach dem Friedensschluss. Erst unter der Regierung des Kurfürsten Damian Hartard von der Leyen (1675—1678) wurde die Arbeit wieder aufgenommen und unter Friedrich Karl von Ostein (1743—1763) im Jahre 1752 beendet. Aus der Zeit des letztgenannten Fürsten stammt namentlich der zweite, auf dem Bilde nur theilweise sichtbare Flügel. Nach der Flucht des kurfürstlichen Hofes am Schlusse des 18. Jahrhunderts hat das Gebäude während der französischen Herrschaft bald als Kaserne, bald als Militärlazareth gedient, wurde schliesslich von Napoleon I. der Stadt Mainz als Lagerhaus des Freihafens überlassen und trägt alle Spuren einer pietätlosen, barbarischen Behandlung an seiner herrlichen Façade zur Schau.

Bei der Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums hatte die Umgebung des Gebäudes und theilweise auch dieses selbst noch ein wesentlich anderes Aussehen, als das von dem Bild dargestellte. Die gegen den Rhein gewendete Seite war von einem mit primitiven, hölzernen Lagerhäusern besetzten Hof eingeschlossen; ein der Front entlang laufendes Schienengeleise diente zum Hereinstossen der Bahnwagen, deren Ladung hier ausgepackt, verzollt, und theils in den erwähnten Baracken, theils in den mit Bretterthüren verschlossenen Magazinen des Erdgeschosses des Gebäudes, die an Mainzer Kaufleute vermietet waren, untergebracht wurden. Die schöne Erkerseite des Baues zeigte in ihrem unteren Geschoss die hässlich angeklebten Wachhäuschen der Zollbeamten.

Nach diesem Haus, dessen fremdartige Umgebung und verwahrlostes Aeussere so wenig Kunde gaben von den idealen, im Inneren der Lösung harrenden Aufgaben, sollten bald die bedeutendsten Vertreter der antiquarischen Forschung des In- und Auslandes wallfahrten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen wurde es der jungen Anstalt indess durchaus nicht leicht, in dem schon so verschiedenen Zwecken dienenden Gebäude festen Fuss zu fassen. Die Stadt Mainz, vor allem Handelsstadt, war durch den alten Festungsgürtel unnatürlich eingezwängt, es fehlte in der Nähe des Hafens, der sich seit der französischen Occupation vor dem Schlosse befand, an anderem verwendbaren Boden und an einem brauchbaren Gebäude, welches das Schloss ersetzen konnte.

Bei der Wichtigkeit, welche die Beschaffung von Sammlungs- und Arbeitsräumen hatte, mag es wohl am Platze sein, die Unterhandlungen, welche zur endlichen Unterkunft der Anstalt führten, wenigstens im allgemeinen Umrisse zu schildern.

Die Eingabe, welche der Vorsitzende der „Kommission für das römisch-germanische Centralmuseum“, Herr Archivar Habel am 5. Januar 1853 an die Grossherzogliche Bürgermeisterei (Bürgermeister Nack) richtete, bezog sich noch nicht auf Ueberlassung von Sammlungsräumen, sondern erbat nur die Erlaubniss zur vorübergehenden Benützung des wüst liegenden, hintersten Zimmers im Erdgeschoss des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses, nach dem grossen Hof hin, während der Wintermonate.

Das Gesuch wurde begründet durch die Nothwendigkeit mehrere interessante Grabmonumente der städtischen Sammlungen abformen zu lassen, um durch Austausch dieser Abgüsse mit auswärtigen grossen Museen, namentlich London, Wien, Paris, behufs Vermehrung des neuen Centralmuseums Verbindungen anzuknüpfen.

Nachdem der Stadtbaumeister sein Gutachten dahin abgegeben hatte, dass ein bauliches Hinderniss der Bewilligung des Gesuchs nicht entgegenstehe, ein alter Ofen im städtischen Magazin vorhanden sei, und das Lokal mit einer verfügbaren alten Thüre abgeschlossen werden könne, dass übrigens die geringen erwachsenden Kosten durch den Centralverein der deutschen Alterthumskunde getragen werden sollen, beschloss der Gemeinderath am 12. Januar 1853 dem Gesuch stattzugeben und gab zugleich auch die Erlaubniss zur Abformung der Grabmonumente, da der städt. Bibliothekar Dr. Külb, dem die Sammlung der Inschriften und Sculpturen damals unterstand, keinen Einwand erhob.

Diesem Gesuch, welches sich wie ein vorsichtiger Versuch festen Fuss zu fassen ausnimmt, folgte am 2. Februar 1853 schon eine Eingabe des Präsidiums des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine „an den Vorstand der städtischen Verwaltung zu Mainz.“ Dieses von dem hohen Protektor des Gesamtvereins, dem Kronprinzen Johann von Sachsen, dem Vorsitzenden Geheimer Rath Dr. W. Heinrich Schulz, Dresden und Dr. Engelhard unterzeichnete Gesuch wiederholt in Kürze die Gedanken, welche bei Begründung des Museums massgebend und leitend waren und den Wunsch, dass dieses Museum in der für alle Zeiten so denkwürdigen Stadt Mainz, in unmittelbarer Nähe der hier schon vorhandenen bedeutenden Sammlung römisch-germanischer Alterthümer aufgestellt werden möchte, und schliesst mit dem Ersuchen die Anlegung des Museums durch Ueberlassung der erforderlichen Räumlichkeiten und sonstige wohlwollende Förderung freundlich unterstützen zu wollen. Gleichzeitig erging eine Eingabe an das Grossh. Ministerium des Innern, welche um Befürwortung oder Förderung der Angelegenheit bei dem Mainzer Stadtvorstand ersuchte.

Das Gutachten, das die Verwaltung der Stadt Mainz von dem städtischen Bibliothekar Dr. Külb einforderte, fiel nicht zu Gunsten des zu schaffenden Museums aus; jede neue

und grosse Idee pflegt zunächst im günstigsten Fall Bedenken und Widerspruch hervorzurufen. Die von Dr. Külb geäusserten Ansichten sind bei der Eigenart des geplanten Instituts und in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse nicht sonderlich befremdend. In seinem Schreiben vom 7. Februar 1853 gab Külb der Ueberzeugung Ausdruck, dass ein derartiges Museum nur dann einen wirklichen wissenschaftlichen und bleibenden Werth besitze, wenn es wenigstens zum grössten Theil aus Originalen bestehe und wirft dann die Frage auf, wie solche zu beschaffen. Nachdem er die Möglichkeit, das Museum aus Originalalterthümern zu bilden verneint, führt er aus, dass Gipsabgüsse viel zu vergänglich seien, als dass ein Museum, welches zudem einen grossen Raum in Anspruch nehmen müsse, auf eine lange und grosse Zukunft hoffen dürfe. Er schliesst mit dem Wunsch, die Stadt möge vor allem ihre eigenen Sammlungen pflegen, die in einem ganz unzulänglichen Raum untergebracht seien. Wolle man aber dennoch dem Ansuchen des Gesamtvereins entsprechen, so möge man keinenfalls die Aufstellung und Ausdehnung des Lokalmuseums benachtheiligen, vielmehr zugleich auch für die Aufbewahrung und Erhaltung des eigenen Besitzes in passenden, auch für lange Zeit ausreichenden Lokalen Sorge tragen, und deshalb die Geldmittel, welche ohnehin nur spärlich für die städtischen Sammlungen verwendet werden könnten, nicht allzu sehr beschränken und zersplittern. Jedenfalls solle die Bestreitung aller übrigen, das Centralmuseum betreffenden Ausgaben dem deutschen Geschichts- und Alterthumsverein überlassen bleiben.

Dies Gutachten übersandte die Bürgermeisterei an die Kommission zur Errichtung des römisch-germanischen Centralmuseums mit dem Auftrage, ihre Ansichten und Wünsche genauer darzulegen und gab ihr hierdurch Gelegenheit, unter Mittheilung der, den provisorischen Statuten beigegebenen Erläuterungen in der Eingabe vom 6. März 1853 die Ziele und Zwecke der zu schaffenden Anstalt klar zu legen und die durch den städtischen Bibliothekar Dr. Külb erhobenen Bedenken eingehend zu korrigieren. Die Ausführungen lauten: „Wenn der Herr Berichtstatter, wie er sagt, darüber nicht klar zu werden vermag, woher eine genügende Anzahl und Auswahl von Originalalterthümern, als wesentliches Erforderniss des Centralmuseums, selbst mit Aufwand der grössten Geldmittel herbeigeschafft werden könnte, scheint er übersehen zu haben, dass das Centralmuseum überhaupt nicht aus Originalalterthümern aufgebaut werden soll und dass es nicht der Stoff, sondern die Form und Bedeutung der Fundstücke ist, welche hier überhaupt in Betracht kommen. Es fällt schwer zu verkennen, dass man eine solche Sammlung von Nachbildungen, die wegen ihrer Treue und Genauigkeit von den Originalwerken kaum zu unterscheiden sind, einzeln für den Gelehrten und Künstler ganz denselben Zweck erfüllen als diese, dass sie aber in ihrer Zusammenstellung für ihn von weit höherem Werthe sind, da es nicht möglich ist, die Originale gleich den Abgüssen zu vergleichender Uebersicht an einem Orte zu vereinigen. Es ist keineswegs ein nothwendig bedingender, aber allerdings günstiger Umstand für unser Centralmuseum, dass dasselbe an der Seite des hiesigen Alterthumskabinetts seinen Sitz nimmt und hierdurch mit einer so vielseitig werthvollen Sammlung von Originalen in Berührung tritt, welche nicht etwa bloß lokale Wichtigkeit, sondern für die Beurtheilung der deutschen Vorzeit die höchste Bedeutung haben. Sind wir daher in Bezug auf den Werth, den der Herr Berichtstatter der hiesigen Sammlung beilegt, mit demselben vollkommen einverstanden,

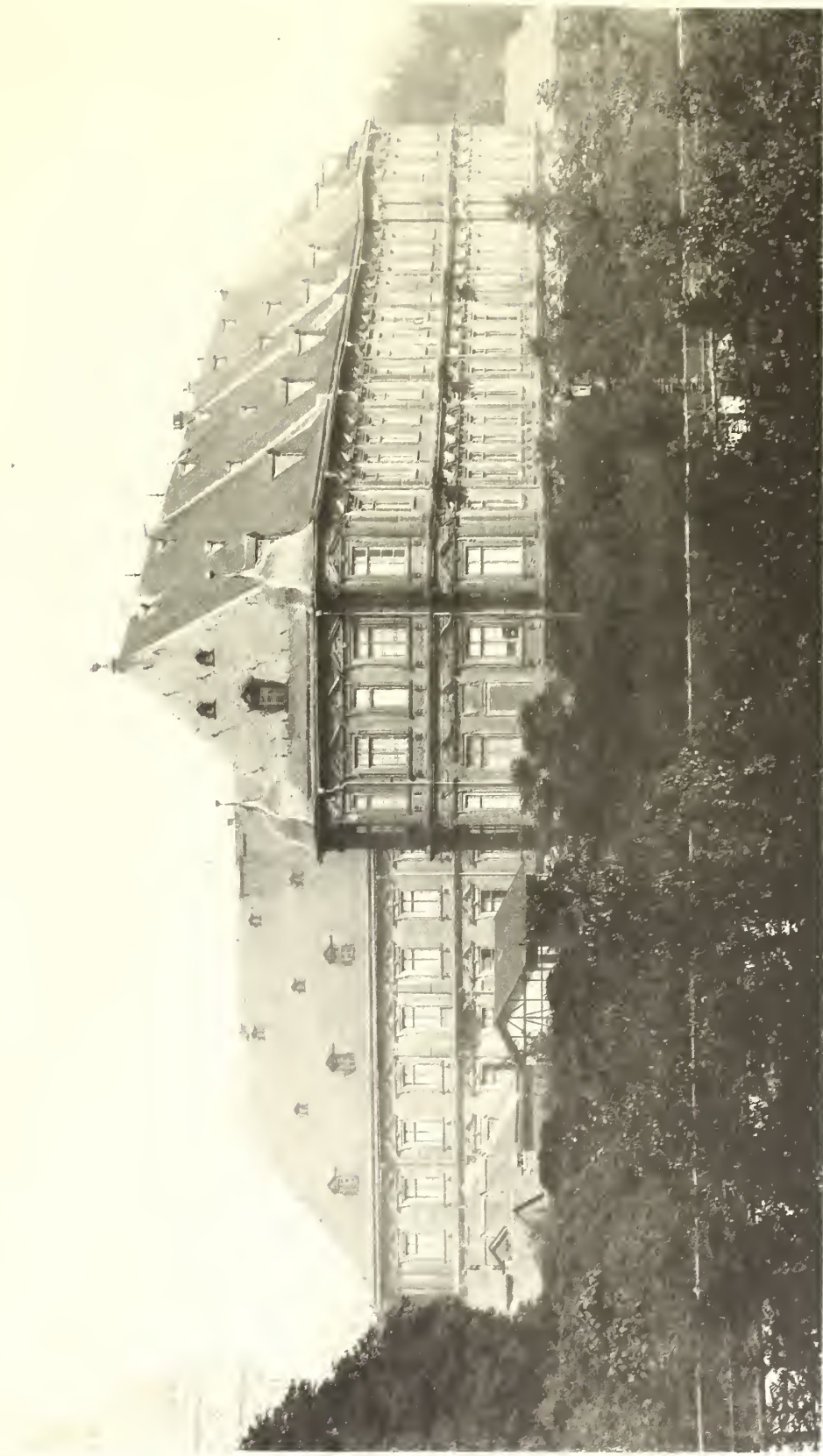
so finden wir dagegen seine Behauptung von der geringen Dauer und der wissenschaftlichen Werthlosigkeit der Gipsabgüsse in direktem Widerspruch mit der Erfahrung und dem Urtheil aller Sachverständigen. Die Dauerhaftigkeit des Gipses hört da auf, wo überhaupt auch die Existenz der Originalalterthümer selbst zerstört wird, d. h. unter freiem Himmel in Regen und Frost oder feuchten Lokalen, in welche, wie wir hoffen, der Gemeinderath sie nicht verweisen will.

Dass aber getreue Nachbildungen vollkommen geeignet sind, zu übersichtlichen Zwecken die Stelle der Originale zu vertreten, dass Gips ein vorzügliches Material zu dergleichen Nachbildungen ist, dass die Dauerhaftigkeit des Gipses jeden, durch ein Museum gestellten Bedingungen entspricht, dafür wollen wir den Beweis nur durch die Aufzählung einiger berühmten, schon seit langen Jahren bestehenden Sammlungen, welche gleichfalls nur aus Gipsabgüssen bestehen, führen. Wir nennen die ausgedehnten Sammlungen künstlicher anatomischer Präparate in Paris und Wien, die Abgussammlung vorweltlicher Thiere im Museum zu München und Darmstadt, die grosse Zahl von Gipsabgüssen antiker Statuen, welche fast in jeder grösseren Stadt und zwar meist schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestehen und diejenigen, welche jede Malerakademie als nothwendiges Erforderniss besitzt; die zahlreichen Sammlungen von Abgüssen geschnittener Steine in Berlin, Petersburg und anderwärts, die Sammlungen von Antiken und namentlich von Gipsmodellen antiker Bauwerke, wie sie im Berliner Gewerbeinstitut aufgestellt sind, und wie gleichartige im Augenblick zu Frankfurt für das Karlsruher Museum gefertigt werden; ja wir brauchen nur hinzuweisen auf die grossartigen Abformungen in Gips, welche eben jetzt in unserem Dom für englische Rechnung vorgenommen werden. Es sind dieselben für das Museum in Southampton (Glaspalast) bestimmt, einem Institute, in welchem der umsichtige Unternehmungsgeist Englands eine kunstgeschichtliche Sammlung aller Zeiten und Völker aufzustellen im Begriffe ist und dem er in wohlverstandenen eigenen Interesse und dem der Wissenschaft, den zahlreichsten und andauernden Besuch zuwenden will. Bei ähnlichem Zweck wird auch das römisch-germanische Museum Erfolge für die hiesige Stadt bewähren und derselben, ausser der Verleihung und Einräumung des nöthigen Lokals, keine Kosten verursachen.

Was nun die Räumlichkeiten betrifft, welche das römisch-germanische Centralmuseum bedarf, so bestehen sie:

1. Aus einem Saal zur Aufstellung der Sammlung.
2. Einem Arbeitslokal, in welchem die Formen, Ausgüsse und Modelle angefertigt, getrocknet koloriert und vollendet werden.
3. Einem Raum, in welchem die Formen geordnet, aufbewahrt und die Verpackung vorgenommen werden kann.

Für das Ausstellungslokal bedarf es vor allem vielen Lichtes und einer anständigen Herstellung. Der Arbeitsraum darf davon nicht entlegen sein, damit die Abgüsse und Modellstücke leicht dahingebracht werden können — wenn er dabei geräumig, hell und heizbar ist, genügt er allen Bedürfnissen. In Bezug auf Räumlichkeit und Helle dürfte wohl der Ecksaal Nr. 6 für die Aufstellung der Sammlung am geeignetsten befunden werden, zumal, da dessen Einrichtung mit den mindesten Kosten verbunden ist. Das



DAS KURFÜRSTLICHE SCHLOSS

neben hiesiger Alterthumssammlung gelegene Lokal kann aber, abgesehen davon, dass es schon für die letztere in Aussicht genommen ist, auch deshalb, weil es mit jenem Ecksaal ausser Verbindung steht, nicht wohl für einen Arbeits- oder Packraum geeignet sein. Denn es ist der Zusammenhang der Räume für das Centralmuseum um so wünschenswerther, je mehr wir bei glücklichem Gedeihen des Unternehmens die Hoffnung hegen, ihm eine grössere Ausdehnung geben zu müssen, und dann, ohne die Sammlung in getrennte Säle zu zerstückeln, und ohne die Liberalität des verehrlichen Gemeinderaths von neuem in Anspruch zu nehmen, einen der schon übergebenen Räume mit zur Aufstellung des Museums heranziehen könnten. Wir hoffen jedoch, dass dann die Wichtigkeit unserer Kunst- und wissenschaftlichen Anstalt auch aus weitesten Kreisen Beweise der Anerkennung erworben haben und für die hiesige Stadt nicht mehr die Ursache von Ausgaben, sondern von nachhaltigem Nutzen sein wird.

Indem wir uns daher auf das genaue Maass des Nothwendigen beschränken, bitten wir den verehrlichen Stadtrath: Es möge derselbe dem römisch-germanischen Centralmuseum den Ecksaal Nr. 6 als Ausstellungsraum einrichten, den Raum Nr. 8 als Arbeitslokal und den Nr. 25 und 26 als Formenmagazin, die beiden letzteren ohne weitere Einrichtung überweisen.

Die städtische Verwaltung kündigte darauf am 30. März 1853 den seitherigen Inhabern der Magazine No. V, No. VI und No. XXIV und stellte somit in den, auf dem bestehenden Grundriss des kurfürstlichen Schlosses mit den Ziffern 1, 2 und 3 bezeichneten Räumen im ganzen 5000 Quadratfuss zu Museumszwecken zur Verfügung.

In der am 20. April erfolgten Sitzung des Gemeinderaths gab Herr Bürgermeister Nack von einem Rescript des Grossherzoglichen Ministerium des Innern vom 24. Februar 1853 und der beigefügten, an das Ministerium gerichteten Eingabe des Vorstands der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Kenntniss, und trug dann vor: Der gemeinderäthliche Bauausschuss habe in Anerkennung der ehrenvollen Auszeichnung, welche der Stadt durch ihre Erwählung zum Sitz des zu begründenden Centralmuseums zu Theil geworden sei, und der Aufforderung der Oberbehörde entsprechend, sich angelegen sein lassen, in dem Schlossgebäude angemessene Räumlichkeiten auszumitteln, welche dem Centralmuseum überwiesen werden könnten.

Nachdem er darauf hingewiesen hatte, dass diese Aufgabe nicht ohne Schwierigkeit gewesen sei und die Tauschverhandlungen mit den früheren Inhabern der Magazine ausführlich besprochen hatte, theilte er weiter mit, dass die Einrichtung der dem Centralmuseum zu überlassenden Räume laut Ueberschlag des Stadtbaumeisters eine Ausgabe



Standbild des fränkischen Kriegers.

von 720 fl, und die Herrichtung der als Ersatz dienenden Magazine 150 fl, der Gesamtaufwand also die Summe von 870 fl betragen werde.

Die Ueberlassung der fraglichen Lokale an das römisch-germanische Centralmuseum wurde darauf von dem Gemeinderath beschlossen.

Die Bürgermeisterei berichtete am 27. April an das Kreisamt: „Der Gemeinderath betrachtet es, wie aus dem Protokoll hervorgeht, als eine Ehrensache von Seiten der hiesigen Stadt, möglichst beizutragen, das rubricirte Projekt hier zu verwirklichen. Er hat daher die von seinem Bau-Ausschuss im Einverständniss mit dem Vereinsvorstand ausgemittelten Lokale im Schloss bereitwilligst zugestanden und die Kosten zu deren Herrichtung nach Maassgabe des vorliegenden Ueberschlags bewilligt. . . . Wenn die Vorschläge des Gemeinderaths die höhere Genehmigung erhalten, so kann mit den Arbeiten zur Herrichtung der Lokale als bald begonnen werden.

So rasch wurde die Angelegenheit nun allerdings nicht erledigt, denn nach Verlauf von zwei Monaten forderte das Kreisamt zunächst noch den Nachweis von der Stadt Mainz, aus welchen Mitteln die Deckung des Ausfalls an Miethe und die Ausgaben für Herrichtung der Lokale, sowie für Einrichtung der im Tausch den verschiedenen Kaufleuten überlassenen Magazine gedeckt werden könnten. Am 5. August 1853 erfolgte dann die Genehmigung der Beschlüsse des Gemeinderaths von Seiten des Kreisamts.

Gleichzeitig mit den Bemühungen um Unterkunft für das zu begründende Museum beschäftigte die Kommission schon seit ihrer Konstituierung die ungleich schwerere Aufgabe der Beschaffung der für den Anfang allernöthigsten Mittel.

Da die Kommission es als dringende Nothwendigkeit und eigentliche Lebensfrage erkannte, sobald als irgend möglich ein Zeichen der beginnenden Thätigkeit des Direktoriums zu geben, und die auswärtigen beigetretenen, wie die noch nicht angeschlossenen Vereine zur Unterstützung des Centralmuseums durch Zusendung von Alterthümern oder durch Tausch von Nachbildungen aufzufordern, so ergab sich hieraus das Bedürfniss der sofortigen Anstellung einer brauchbaren Kraft zur Herstellung von Formen für Abgüsse in Gips und Metall. Das Fehlen eines Fonds zur Besoldung auch nur eines Arbeiters, der Mangel an Mitteln zur Beschaffung des Materials und der nöthigsten Einrichtung drohte schon die ersten Schritte zu hemmen und den Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage zu stellen.

In der Sitzung vom 19. Oktober 1853 beschloss die Kommission bei dem Vorstand des Mainzer Alterthumsvereins unter Vorlage eines ungefähren Kostenvoranschlags eine Krediteröffnung von zunächst 80 Gulden aus der Kasse dieses Vereins anzusuchen. Mit diesem Betrag, welcher hinreichen konnte einen Arbeiter für die nöthigen Abformungen wenigstens auf kurze Zeit zu beschäftigen, wurden die Nachbildungsarbeiten sofort in Angriff genommen und zwar, so weit sie sich auf Kleinalterthümer beschränkten, in der Wohnung des Conservators, da die in Aussicht genommenen Räume im kurfürstlichen Schlosse noch nicht zur Verfügung standen.

Der im Oktober 1852 für diese Abformungen vorübergehend angestellte Arbeiter war der geschickte Stuccateur Philipp Roth aus Weisenau, der, vom Jahre 1852 an dauernd

beschäftigt, bis zu seinem Tode in den Werkstätten des Museums thätig war. Das Kolorieren der Abgüsse nach den Originalen besorgte Lindenschmit selbst, anfangs unterstützt von dem Sekretär Dr. med. Wittmann, dem die Untermalung oder Grundierung der Abgüsse oblag.

Als der Präsident der Kommission, Archivrath Habel, im Frühling des Jahres 1853 eine Eingabe an Sr. Kgl. Hoheit den Grossherzog von Hessen um Bewilligung einer Unterstützung aus dem Mainzer Universitätsfonds richtete, war man bereits in der Lage eine Gruppe von mustergiltig ausgeführten Facsimile-Nachbildungen alterthümlicher meist in den Museen von Mainz und Wiesbaden aufbewahrten Funde als Belege für die Leistungsfähigkeit der jungen, noch nicht in sicherem Heim untergebrachten Anstalt überreichen zu können.

Mit dem Dank des Grossherzogs wurde der Kommission die Mittheilung, dass im August dieses Jahres dem römisch-germanischen Centralmuseum eine Unterstützung von 700 fl für das laufende Jahr bewilligt sei, unter der Bedingung, dass bei günstiger Gestaltung der Verhältnisse des Museums die Rückzahlung an den Universitäts-Fonds erfolgen werde.

Auch bei der Bundesversammlung hatte man Schritte geplant, die zur Unterstützung des Museums führen sollten. Man unterliess jedoch aus verschiedenen Erwägungen vorläufig die Uebersendung der Eingabe, da man es für wünschenswerth erachtete mit Herrn von Aufsess in Nürnberg wegen gemeinsamer Schritte in Relation zu treten. Archivrath Habel übernahm als Vorsitzender der Kommission die Einleitung dieser Angelegenheit, die in Folge unbekannter Ursachen vorläufig im Sande verlief.

Aus der von dem Grossherzog bewilligten Summe mussten zunächst die, von dem Alterthumsverein nach und nach bis zum Betrage von 289 Gulden ausbezahlten Vorschüsse wenigstens zum grösseren Theil zurückbezahlt werden. Der Rest reichte kaum aus die für Materialien, Verpackung, Porti und Reisekosten gemachten Schulden und Auslagen zu decken und den Former weiter zu besolden. Als die von der Stadt Mainz zur Verfügung gestellten Arbeitsräume im kurfürstlichen Schlosse gegen Ende des Jahres zum Theil in Benutzung genommen werden konnten, fehlte es an Mitteln die nothwendigsten Möbel zu beschaffen. Lindenschmit stellte entbehrliches Hausgeräth, Tische, Stühle und Büchergestelle, die zum Theil noch heute in den Schreibzimmern und Werkstätten des Museums in Gebrauch sind, zur Verfügung, während ein Mitglied des Alterthumsvereins, Ursinus, einen Schrank zur einstweiligen Aufbewahrung der fertigen Nachbildungen stiftete.

Unter diesen Umständen waren die Fortschritte, welche die Anstalt bis zum Herbst 1853 gemacht hatte, in der That sehr bemerkenswerth. Es war nicht nur eine Gruppe von 170 Nachbildungen alterthümlicher Gegenstände, welche der sächsische Alterthumsverein in Dresden bestellt hatte, vollendet und mehrere kleinere zu Geschenken bestimmte Gruppen von Kopieen angefertigt worden, es konnte auch bei der Zusammenkunft des Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins in Nürnberg, im September dieses Jahres ein Bestand von 170 Kopieen als Grundlage des künftigen Museums nachgewiesen werden. Die bei dieser Gelegenheit ausgestellten Nachbildungen erregten allgemeine Bewunderung. Es wurde von Seiten des Vorsitzenden der Versammlung besonders darauf aufmerksam gemacht, dass diese Kopieen von Antiquitäten wegen ihrer hohen Bedeutung

für die Förderung der germanischen Alterthumskunde, das allgemeine Interesse sämtlicher Geschichts- und Alterthumsvereine verdienen, sowie auch die Unterstützung von Seiten dieser letzteren durch Einsendung entsprechender Nachbildungen von Alterthümern an das Museum dringend zu wünschen sei.

Die Kommission für das römisch-germanische Centralmuseum wurde in der Versammlung zu Nürnberg definitiv bestätigt. An Stelle des nach Coblenz versetzten Ingenieur-Hauptmanns A. von Cohausen trat Stadtbaumeister Laske, Mainz, als Mitglied derselben bei.

Noch vor Jahresschluss erging eine Bittschrift an den Grossherzog, betreffend die Ertheilung der Rechte einer juristischen Person für das Museum, um demselben die Annahme von Vermächtnissen und Geschenken zu ermöglichen. Dieser Bittschrift schloss sich das Gesuch um weitere Unterstützung durch Geldmittel für das Jahr 1854 an.

Mit der Mittheilung an das Grossherzogliche Ministerium, dass eine zweite Gruppe von kolorierten Nachbildungen als Geschenk für das Grossherzogliche Staatsmuseum abgesandt worden sei, wurde die Bitte um Ueberlassung von Originalalterthümern aus dem Staatsmuseum zum Zweck der Abformung verbunden. Auch wurde an das Ministerium die Anfrage gerichtet, ob nicht die hessischen Gesandten in den anderen deutschen Staaten, namentlich in Dresden und München, zur leihweisen Ueberlassung von Alterthümern an das Centralmuseum anzuregen in der Lage seien?

Das waren im Allgemeinen die Begebenheiten des ersten Jahres, welches die Anstalt durchlebte. Die vielen Zweifel, Sorgen, Mühen und drängenden Arbeiten aller Art, welche am meisten und zum Teil ausschliesslich auf dem Conservator lasteten, kommen in dieser knappen Schilderung auch nicht annähernd zum Ausdruck.

Lindenschmit, der nach schwerem inneren Kampfe seine künstlerische Thätigkeit ganz aufgab in der Erkenntniss, nicht zwei Herren dienen zu können, hatte seine Person und gewissermassen seine ganze Zukunft völlig an die Verwirklichung seines idealen Gedankens gesetzt, ohne die Hoffnung auf raschen und reichlichen Zufluss von Unterstützungen seitens der deutschen Staaten zu theilen, welche die anderen Mitglieder der Kommission nährten. Er war in der That schon im ersten Jahre die Seele des Unternehmens und entschlossen, dasselbe unter allen Umständen durchzuführen. Bezeichnender könnte seine Stellung zu der Sache kaum illustriert werden als durch das hier folgende Schreiben, welches der Präsident der Kommission, Archivrath Habel, am Schluss des Jahres 1853 an ihn gerichtet hat. Er schrieb: „Mein verehrter Freund! Die letzten Stunden des scheidenden Jahres sind Ihnen gewidmet, mein theurer Freund! Meine aufrichtigsten, innigsten Wünsche für Ihr und Ihrer verehrten Angehörigen Wohl darf ich Ihnen nicht erst besonders ausdrücken. Sie kommen, das wissen Sie, aus treuem Herzen. Ueberblicke ich auch nur einen Moment die Erlebnisse des vergangenen Jahres, — wie das unbedeutende, im September vorigen Jahres gepflanzte Samenkorn in ungünstigem Boden Wurzeln schlagen und allein durch Ihre unermüdliche Pflege in kurzem Zeitraum zu einem Baum heranwachsen konnte, der schon so schöne Blüten und Früchte getragen hat, so kann ich nicht genug die glückliche Fügung preisen, die eine grosse, lange, im Innersten getragene Idee durch so wackere Arbeit der Verwirklichung entgegengeführt. Und daran knüpft sich auch die feste Ueberzeugung, dass dieser Baum, um mit dem

Gleichniss fortzufahren, der um rauhes Gestein fest seine Wurzeln geschlungen, um so mehr den Stürmen trotzen wird, die durch Ungunst der Zeiten ihn auch manchmal bewegen. So wird auch, wie ich nicht zweifele, der fleissige Gärtner, der mit so viel Liebe und Aufopferung seine erste Pflege übernommen, nicht müde werden, seine ganze Kraft der weiteren Fortentwicklung zu widmen. Erwäge ich, wie nur die richtige Würdigung der unermesslichen wissenschaftlichen Bedeutung der begonnenen Schöpfung, selbst bei den trübsten Aussichten Ihren Muth aufrecht zu erhalten vermochte, so befestigt dies meine Zuversicht, dass Sie jetzt, bei Eröffnung einer heiteren Fernsicht, im Hinblick auf eine erfolgreiche Vergangenheit mit um so grösserer Freude und Befriedigung am schönen Werk fortarbeiten werden. Möge das neue Jahr meinen innigsten Wunsch für Sie in Erfüllung bringen, und, wie ich hoffe, durch baldige Gewährung einer festen, unabhängigen Stellung Ihrer Thätigkeit den verdienten, ehrenvollen Wirkungskreis eröffnen, wie es für das Gedeihen unserer Anstalt so unentbehrlich ist.“

Ein vergleichender Blick auf die Lage, deren sich das gleichzeitig gegründete germanische Nationalmuseum in Nürnberg schon damals erfreuen durfte, lässt die Verhältnisse, unter welchen sich das Mainzer Museum zu entwickeln suchte, ärmlich ja fast hoffnungslos erscheinen. Dort war eine stattliche Sammlung bereits vorhanden und vergleichsweise reichliche Mittel zu ihrem Ausbau standen zur Verfügung; der geistige Urheber und Leiter war ein in jeder Hinsicht unabhängiger Mann in gesicherter Lage. Für Ziel und Zweck des Museums war allgemeines Verständniss vorhanden und deshalb war auch die Theilnahme nicht nur in den Kreisen der Fachmänner, sondern in weiten Schichten des gebildeten Deutschlands lebendig. In Mainz, ein Anfang aus nichts; spärliche, nicht für das Nöthigste ausreichende Mittel, in Folge davon keine besoldeten Beamten; der Träger der Idee und erste Arbeiter für dieselbe, ein Mann ohne nennenswerthes Vermögen, der eine Last auf sich nahm, die er neben seinen Berufsarbeiten zu tragen hatte; mangelndes Verständniss oder zögerndes Entgegenkommen von Seiten der Vereine, bei vollständiger Teilnahmslosigkeit des grossen Publikums, soweit nicht ein bestimmter Kreis von Männern in Mainz selbst und von auswärtigen Gelehrten in Betracht kommt.

Der Zustand fortdauernden Mangels der nothwendigsten Mittel zieht sich durch die nächsten zehn Jahre hin; die charakteristische Signatur dieser Periode ist: Kampf ums Dasein, äusserste Sparsamkeit bei äusserster Anstrengung aller Kräfte.

Eine Darstellung der Hilfsquellen, der Arbeiten des Museums und der Ergebnisse derselben wird am Besten jeden dieser Punkte für sich allein behandeln, weil auf diese Weise ein klareres Bild der Entwicklung und der Bedingungen unter welchen diese sich vollziehen konnte, gegeben werden kann, als in der Aufzählung der Begebenheiten von Jahr zu Jahr.

Der Zeitraum von 1852 bis 1862 ist vielleicht die interessanteste Episode im Leben der Anstalt, wenn er sie auch noch nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Bedeutung zeigen kann, die sie im folgenden Jahrzehnt erklimmen sollte. Es ist eine arme Jugendzeit, aber voll von unverwüsthlicher Lebenskraft und Elastizität.

Am 5. September 1854 wurde die 338 Nummern umfassende kleine Sammlung zum ersten Mal dem Publikum zugänglich gemacht; sie befand sich, in einigen Schaukästen ausgelegt, in dem auf dem Grundriss mit No. 1 bezeichneten Raum. Der Zugang erfolgte

von der Rheinseite des Schlosses. Die Eröffnung fand ohne jede Feierlichkeit in sehr gedrückter Stimmung statt.

Die sanguinischen Hoffnungen, die der Vorsitzende der Kommission für das römisch-germanische Museum, Archivrath Habel, und die meisten Mitglieder derselben, auf das baldige Eintreten einer heiteren Zukunft in Folge der Bewilligung von mindestens 3000 Thalern von Seiten der deutschen Staaten gesetzt hatten, waren schon fast ganz geschwunden. Habel hatte sich schon im Jahre 1853 in ein neues grosses Unternehmen, die Erforschung des römischen Grenzwalles, gestürzt und widmete gerade während der bedrängtesten Lage des Museums demselben nur einen geringen Theil seiner nach allen möglichen Richtungen zersplitterten Thätigkeit. Es waren beinahe zwei volle Jahre verstrichen, ehe der immer mehr rückwärts schreitende Gang der Finanzen die Aufmerksamkeit und mit ihr Vorstellungen gegen das unstete Wesen, das Stocken wichtiger Maassregeln, gegen das Unbenutzlassen günstiger Momente, gegen die Vernachlässigung nahe liegender, pomphaft verkündeter Protektion hervorrief. In freundlichster und bittweiser Form vorgetragene Erinnerungen, die jeder Vorstand, der nicht die Befriedigung einer Liebhaberei, sondern ein tiefer gehendes Interesse für die Sache gehabt hätte, als eine willkommene Anregung betrachtet haben würde, waren im Stande, bis dahin ungetrübte freundschaftliche Beziehungen nach und nach zu trüben.

In der Masse handwerksmässiger Arbeit begraben und bis zum Aeussersten der übernommenen Pflicht nachkommend, konnte Lindenschmit nicht begreifen, dass der Vorsitzende der Kommission, dem die Anknüpfung der Verbindungen mit Museen und die Beschaffung der nöthigen Hilfsmittel oblag, die er als verhältnissmässig leichte Sache bezeichnet hatte, im entscheidenden Moment nicht die nothwendige Energie entwickelte. Er ahnte damals nicht, dass ein Mann, der ein langes Leben hindurch sich die für eine zusammenhängende, vollendete Leistung nöthige Beschränkung nicht auferlegen wollte oder konnte, es für eine Herabwürdigung seiner Stellung erachten konnte, wenn er ersucht wurde, längst nothwendige, immer wieder verschobene Schritte zu thun, die einigermaßen eine augenblicklich bevorzugte Thätigkeit stören konnten. Endlich zu einem Schritt sich aufraffend, fühlte sich Habel bei jedem Misserfolg so weit entmuthigt, dass er an der Sache und an sich selbst zu verzweifeln geneigt war.

Im Jahre 1854 begann er sich allmählich zurückzuziehen. Die Stimmung, welche ihn damals beherrschte, geht aus einem an Lindenschmit gerichteten Schreiben vom Februar 1855 hervor. Er berichtet über die auf Lindenschmits dringenden Wunsch angeknüpfte Verbindung mit München und theilt mit, dass er an Geh. Rath Thiersch unter eingehender Auseinandersetzung der Verhältnisse des römisch-germanischen Centralmuseums geschrieben und denselben um seine Verwendung beim König behufs Bewilligung einer Subvention gebeten habe. Was Karlsruhe betreffe, so habe er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, obwohl dieselbe durch das Schweigen des Herrn von Bayer sehr erschüttert sei. Eine Ansprache in Stuttgart habe er noch nicht versucht, vielleicht könne Lindenschmit durch seine Bekannten, Herrn von Dürrieh und andere dort etwas erreichen. Dann schliesst er: „Wenn es mir an Geschick und Gewandtheit fehlte, so kann es mir nur sehr leid thun. Dass eben kein Fähigerer mit diesen Sachen betraut wurde, das gehört zu unserem grössten Missgeschick. Ich hätte mich längst zurückgezogen, hätte ich

nicht gedacht, durch mein Bleiben Ihnen zu nützen.“ In diesen Worten kommt neben Kleinmuth und Enttäuschung ein gutes Theil Selbstanklage zum Ausdruck.

Dem stetigen Anwachsen der Bedürfnisse der in fortschreitender Entwicklung befindlichen Anstalt standen auch nicht entfernt in gleichem Maasse erhöhte Mittel gegenüber. Dieselben konnten, da die Subvention aus dem Universitätsfonds auf 500 fl herabgesetzt worden war, trotz abermaliger Vorschüsse einzelner Mitglieder der Kommission nur durch den Verkauf von Nachbildungen an auswärtige Museen ungefähr auf der Höhe erhalten werden, wie im ersten Jahre. Dass ein beträchtlicher Theil der Arbeitskraft, auch des Conservators, durch diese zum Lebensunterhalt der Anstalt ausgeführten Zwangsarbeiten der Vermehrung der Sammlung entzogen werden musste, war für Lindenschmit, der mit aller Kraft seines lebhaften Temperaments vorwärts drängte, fast unerträglich.

Als auch die Hoffnung, der hessische Landtag werde dem Museum eine Unterstützung gewähren, hauptsächlich in Folge der Mattherzigkeit des damaligen Vertreters der Stadt Mainz zu Wasser geworden war und Habel dauernd am Limes (Saalburg) beschäftigt, den Angelegenheiten immer weniger Aufmerksamkeit widmete, richtete Lindenschmit, um endlich eine Wendung herbeizuführen, an den Geh. Rath Schulz, den ehemaligen Vorsitzenden des Gesamtvereins, ein Schreiben, das hier als bezeichnend für die Verhältnisse wiedergegeben sei.

„Ich fürchte, dass der Anblick meines Namens mit der Erinnerung an die Angelegenheiten unseres Museums einen Gegenstand der Betrachtung bei Ihnen hervorrufen werde, welcher Ihnen vielleicht peinlich geworden ist, nach den Mittheilungen unseres Freundes Habel über die begegneten Widerwärtigkeiten und die gänzliche Erschöpfung unserer Mittel. In dieser Besorgniss habe ich lange gezögert, Sie mit einigen Zeilen zu belästigen und erlaube mir dies nur in der Ueberzeugung von der Dringlichkeit der Verhältnisse, sowie der Nothwendigkeit, nach der Darlegung unserer Bedrängnisse auch dasjenige mitzutheilen, was wir in Bezug eines Weges in Erfahrung gebracht haben, auf dem mindestens die für den Augenblick nöthigste Hülfe für uns erreicht werden könnte.

Dass unser Minister Herr von Dalwigk das römisch-germanische Museum nicht zu unterstützen geneigt sei, war wohl vorauszusehen. Ein gleiches wäre in jedem der kleineren deutschen Staaten (wohl auch in manchen grösseren) zu erwarten. Begründete Hoffnung glaube ich auf die huldvolle Gesinnung Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs selbst und zumal auf den Umstand setzen zu dürfen, dass wir in dem Universitätsfonds ziemlich bedeutende, von dem gewöhnlichen Staatsbedarf nicht durchaus in Anspruch genommene und für wissenschaftliche Zwecke ursprünglich bestimmte Mittel besitzen. Bei einer neuerdings mit Herrn Staatsarchivar Bauer in Darmstadt über unsere Verhältnisse gepflogenen Berathung ermutigte uns derselbe, nochmals ein Gesuch sowohl um die Differenzsumme unserer diesjährigen Unterstützung gegen die vorjährige, als auch um Fortdauer einer jährlichen Subvention von 700 Gulden bei dem Grossherzog einzureichen. Er glaubt ein günstiges Resultat erwarten zu dürfen: „Wenn in Verbindung damit etwa eine wiederholte Verwendung des Prinzen Johann erwirkt werden könnte. Treffen beide Schreiben zusammen, so ist nicht zu zweifeln, dass man hier weit energischer vorschreiten wird, als dies der Fall vielleicht ist, wenn solche vereinzelt, unterbrochen durch einen längeren Zwischenraum, anlangen.“ Steht das hier angedeutete zu erreichen,

so würde die Fortdauer und die Möglichkeit steigender Entwicklung unserer Thätigkeit gesichert erscheinen, in so ferne nach einer Bewilligung unseres Grossherzogs von ca. 700 Gulden, alsdann auch eine gleiche oder ähnliche Summe sowohl von Oesterreich als von Preussen zu hoffen ist, wie dies bei einer etwaigen Verwendung unseres hohen Präsidiums (Prinz Johann von Sachsen), Herr von Prokesch einerseits und die Herren von Bismarck und von Olfers andererseits wiederholt in Aussicht gestellt haben. Eine Bewilligung bedingt die andere, namentlich würde von unserem Grossherzog das äusserst Mögliche geschehen, wenn die Aussicht gewonnen ist, dass auch von anderer Seite durch eine gewährte Unterstützung dem Unternehmen Bedeutung beigelegt wird.

Bei der bewährten Theilnahme unseres hohen Präsidiums für unsere Angelegenheit glaube ich eine günstige Entschliessung in Bezug dieser Schritte hoffen zu dürfen und ich bin nur zu wenig in Geschäften erfahren, um beurtheilen zu können, ob es nicht angemessen und nöthig erscheint, dass der Vorstand unseres Museums in einem besonderen Gesuche die Bitte um die Verwendung Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen vortragen und ersuche deshalb um geneigte Belehrung.

Auf keinem anderen der von uns berathenen Wege kann ich irgend einen Erfolg voraussehen und halte den angedeuteten durch Kürze und verhältnissmässige Sicherheit empfohlen, zwei berücksichtigungswerthe Punkte, da nunmehr der äusserste Zeitpunkt für den Eintritt nachdrücklicher Hülfe genaht ist.

Ich sehe dies, ohne mein Vertrauen auf die glückliche Durchführung unseres Unternehmens erschüttert zu fühlen. Die Schwierigkeiten des Anfangs können nach zweijähriger Thätigkeit als überwunden betrachtet werden. Dass dabei ungewöhnliche Anstrengungen von unserer Seite in Anspruch genommen wurden, war vorauszusehen, da einestheils die Angelegenheit nicht von allgemeiner Theilnahme getragen und nur von wenigen Einsichtsvollen ihrer ganzen Bedeutung nach gewürdigt werden konnte und andererseits selbst diese, nach der Bedächtigkeit unserer Nation mit ihrer Zustimmung zögerten bis nach einer genaueren Kenntnissnahme unserer Auffassung der Aufgabe und der ganzen Gestaltung der Angelegenheit.

Nunmehr ist bei der erwachenden Theilnahme, welche uns von verschiedenen Seiten Sendungen werthvoller Alterthümer zuwendet und die Benützung der wichtigsten öffentlichen Sammlungen zur Verfügung stellt ein Punkt erreicht, welcher auch für die zurückhaltende Bedenklichkeit jeden Gedanken an das Aufgeben einer, in so fördernden Gang gebrachten Unternehmung beseitigen muss. Wir dürfen auf die Fortdauer der seither für uns so erfolgreichen Verwendung unseres hohen Präsidiums auch fernerhin vertrauen und werden bei irgend gebotener Möglichkeit sicherlich eine Thätigkeit bewähren, wie man sie in Deutschland von Männern, die für die Sache begeistert sind, erwarten kann. Ohne Bitterkeit über die erlebten Hemmnisse und Widerwärtigkeiten hege ich eben so wenig täuschende Erwartungen auf einen baldigen und glänzenden Erfolg. Ich erkenne sehr wohl, dass ich mich glücklich schätzen kann, wenn ich auch nur die allernöthigsten Mittel gewinne für die lange dauernde und beschwerliche Arbeit, die auf meinem Wege liegt, welche nun einmal ernstlich begonnen ohne Schande und unersetzlichen Schaden nicht aufzugeben ist. Dies fühlen auch unsere Freunde von nah und fern, unter denen vor allen unser verehrter Thomson mich wiederholt aufs eindringlichste zur Ausdauer



AUS DEM RÖMISCHEN SAAL

mahnt, als hätte er eine Ahnung von der ganzen Schwierigkeit meiner Lage. Er führt mir dabei seine eigene siebzehnjährige unentgeltliche Leitung des Kopenhagener Museums als Beispiel vor und versichert, dass, wenn nur einmal Resultate gewonnen wären, alsdann auch Beistand von allen Seiten käme. Bei aller Anerkennung der so äusserst freundlichen Absicht muss ich dennoch finden, dass die Ausdauer eines Staatsraths von anderer Art ist und unter anderen Bedingungen sich bethätigt als die meinige und dass andererseits wir keiner Unterstützung mehr bedürfen, wenn die Resultate erreicht sind; dann ist unsere Aufgabe gelöst. Nicht geschenkweise, wie die grosse Mehrzahl der Gegenstände des Kopenhagener Museums, sondern mit vielen Kosten muss das Material beschafft werden zur Ausführung der „sehr wichtigen und praktischen Idee“ wie sie Thomson nennt, welche dem Durcheinander der Meinungen und Ansichten über unsere Alterthümer ein Ende bereiten und eine übersichtliche Beurtheilung möglich machen wird. Erst Ende des vorigen Monats schrieb mir unser verehrter Freund: „Ich werde dieses Jahr schwerlich nach Münster kommen, auch scheint es mir, dass man keine sonderlichen Fortschritte gemacht hat, ich prophezeie, dass man in Mainz weit eher zum Ziel kommt, wenn Sie und Ihre Freunde Ausdauer haben, als da wo viele Köpfe und viel Schreiben nicht die Sache fördern.“ — Gott gebe die Möglichkeit die Arbeit fortzusetzen, an muthvoller Ausdauer fehlt es nicht im Vertrauen, dass sich die Zusagen der einsichtsvollsten und einflussreichsten Männer endlich zu einem nachdrücklichen Versuch zur wirklichen Hilfeleistung gestalten werden.

Ob diese Hoffnung Grund habe, darüber vermögen Sie, verehrtester Freund, uns am sichersten aufzuklären. Gewissheit ist in der jetzigen drangvollen Lage für uns von höchstem Werthe und ich bitte Sie so ergebenst als angelegentlich um eine baldige Rückäusserung. (Habel ist fortwährend bei den Ausgrabungen auf der Saalburg beschäftigt.)

Eine schwere Erkrankung des Geh. Rath Schulz, der Tod des Königs von Sachsen und die Thronbesteigung des Kronprinzen hinderten die Ausführung des Vorhabens. Doch wurde im Frühjahr 1855 auf Rath des Herrn Schulz eine Eingabe um Bewilligung einer Unterstützung an den König von Sachsen, den ehemaligen Protektor des Gesamtvereins, gerichtet. Dieselbe sollte dem König durch Herrn Schulz übermittelt werden. Aus dem Begleitschreiben, welches an den letzteren gerichtet war, geht hervor, dass die Verhältnisse des Museums damals in der That verzweifelte waren. Das, trotz der Beschränkung der bezahlten Arbeitskräfte auf das geringste Maass, eingetretene namhafte Defizit, hauptsächlich entstanden durch den aus verschiedenen Gründen geschmälernten Zuschuss des hessischen Staates, stellte die Auflösung der Anstalt in nahe Aussicht. „Euer Hochwohlgeboren,“ sagt unter anderem das Schreiben, „werden ermessen, mit welchen Gefühlen wir dieser für alle Betheiligten peinlichen Wendung der Angelegenheit entgegensehen, sowohl im Hinblick auf das hiermit abermals bestätigte Schicksal solcher Unternehmungen auf deutschem Boden, als auch auf die Fruchtlosigkeit unserer mit hingebender Anstrengung aufgewendeten Thätigkeit. Die ganze Schärfe der uns bedrohenden Kränkung zeigt, abgesehen von anderen gleichwichtigen Beziehungen, schon allein unsere Stellung zu unserem Stadtvorstand, welcher in dem wohl berechtigten Glauben, dass eine durch Beschluss der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine begründete und von so hoher Seite her angelegentlich protegierte Anstalt, eine

wenn auch mässige und allmähliche, doch ihre Existenz sichernde Unterstützung finden würde, sogleich auf die Verwendung des Verwaltungsausschusses, die für seine Mittel bedeutende Summe von 1000 Gulden für die Herstellung der nöthigen Räumlichkeiten aufgewendet hat und nunmehr die ganze Unternehmung, gleich einer leichtfertig unternommenen Gründung, nach kurzem Bestande zu Grunde gehen sieht. Das unsägliche Aergerniss einer öffentlichen Versteigerungsausschreibung unseres Inventars, unserer Formen und Abgüsse, und ähnlicher vorausgehender Schritte, würden den Akt der Auflösung zu einem höchst kläglichen Vorgang vervollständigen. Bedenkt man dabei, dass dies gerade in einen Zeitpunkt trifft, wo wir nicht etwa durch selbstfabrizirtes Lob und durch eigenes Ausposaunen unserer Leistungen und Opfer, sondern durch den Erfolg angestrebter Thätigkeit, wir dürfen sagen das allgemeinste Vertrauen unserer Anstalt errungen haben, und dass wir nach diesem, wahrlich nicht alltäglichen Erfolge öffentlich bekennen müssen, es sei uns nicht einmal gelungen diejenige mässige Unterstützung auf einige Jahre hinaus zu erlangen, welche die Aufrechthaltung der Anstalt erfordert, bis zum Eintritt einer vollständigen Deckung ihres Bedarfs, selbst bei der bestimmten sich mit jedem Tage mehr befestigenden Aussicht, dass diese Unterstützung bald nun in geeignetem Maasse zu erreichen steht; — wenn man dies alles überblickt, so übersieht man zugleich mit dem unersetzlichen Schaden, auch die unverdiente Schmach, die uns bedroht. . . .“

Der in diesem Schreiben an Herrn Schulz leise durchklingende Hinweis auf eine gewisse moralische Verpflichtung, welche das Präsidium des Gesamtvereins bei Begründung des Museums übernommen, aber seither lediglich dadurch bethätigt hatte, dass es die Anstalt den Vereinen bei Gelegenheit der Versammlungen zur Unterstützung empfahl, konnte freilich wenig nützen; dagegen hatte die Eingabe an den König von Sachsen den Erfolg, dass derselbe, als ehemaliger Protektor des Gesamtvereins, ungesäumt eine jährliche Unterstützung von 262 Gulden, zunächst auf drei Jahre, bewilligte. Der Betrag konnte wenigstens den Ausfall an der hessischen Subvention für 1855 decken, wenn er auch das vollständige Ausbleiben derselben im Jahre 1856 nicht im entferntesten zu ersetzen vermochte.

In dieser Zeit grosser Bedrängniss erging durch den Vorstand des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Freiherrn von Aufsess, der Ruf an Lindenschmit, die nach Uebersiedelung von Eyes nach Dresden erledigte Stelle eines Direktors der Kunst- und Alterthumssammlungen des germanischen Nationalmuseums und seiner Ateliers mit einem fixen Gehalt von 1000 Gulden zu übernehmen. Was die bereits in Mainz geschaffene Sammlung betrifft, so dachte Herr von Aufsess an eine theilweise oder, wenn möglich, völlige, auch örtliche Vereinigung mit dem Nürnberger Museum, denn er sagt in seinem Schreiben vom 29. September 1855: „Die Zwecke des Mainzer Museums, wenigstens rücksichtlich der germanischen Alterthümer und der römischen Uebergangsperiode würden, wenn sie hier mit vereinigt wären, wo endlich doch der Schwerpunkt liegen dürfte, gewiss eben so gut, wenn nicht besser erreicht. Das rein römische Element mag immerhin in Mainz vertreten sein und von Dir von hier aus geleitet werden, wenn Du Dich davon nicht lossagen könntest. Keinenfalls soll aber den Mainzern etwas entzogen werden, wenn Du nicht selbst für diese Vereinigung bist und ich bin zufrieden,

alles in statu quo zu lassen, wenn Du nur kommst und wirken willst für die schöne, grosse Sache.“ . . . Schwer wurde Lindenschmit die Entscheidung. Auf der einen Seite stand die Liebe zu dem in mehrjährigem, schwerem Ringen in der Vaterstadt geschaffenen selbständigen Werke, und die Schätzung der Unabhängigkeit, auf der anderen Seite die lockende Thätigkeit an einem nationalen, sicher fundirten Museum, an der Seite eines befreundeten Mannes, der wiederholt und dringend zum Kommen einlud. Am 12. Oktober 1855 schon schrieb Aufsess auf's Neue: „Lieber Freund! Da morgen, vom 3. d. M. an gerechnet, die zehn Tage Deiner Bedenkzeit ablaufen werden, ohne dass Du vielleicht daran denkst, mir Deinen Beschluss bekannt zu machen, so erlaube ich mir, Dich hiermit freundlich daran zu erinnern; dass es Dir hier gefiele, weiss ich bestimmt, dass Du hier grösseres wirken könntest als in Mainz, bin ich überzeugt. Doch hüte ich mich Dir zuzureden, um nicht am Ende den Schein auf mich zu laden, als wollte ich Mainz einen Mann entziehen, der allerdings auch dort von hohem Werthe ist. Will es Gott, so wird es werden, will er es nicht, so bescheide ich mich gerne und hoffe dennoch auf seinen Beistand. Doch würde ich neue Stärke in mir fühlen, wenn mein Wunsch, Dich zum Gehülften zu haben, in Erfüllung ginge. Ist's möglich, so komme zu Deinem treuen Freund von Aufsess.“

Als darauf Lindenschmit am 16. September seinen Entschluss, Mainz nicht zu verlassen, kundgab, erklärte von Aufsess, diese Mittheilung als letztes Wort nicht annehmen zu können und schreibt: „Nicht ich bin es, der Dich ruft, sondern das deutsche Vaterland, dieses wird Dir Dank wissen und reich genug sein, Dein Opfer zu ersetzen.“

Insofern als es sich um Vereinigung beider Museen handelte, gab Herr von Aufsess seine Bestrebungen in der That nicht auf. Schon im folgenden Jahre entspannen sich eingehende schriftliche Verhandlungen zwischen ihm und der Kommission des römisch-germanischen Centralmuseums. Ohne die Ueberführung der Mainzer Sammlung nach Nürnberg zu betonen, erstrebte er jetzt zunächst nur die Stellung des römisch-germanischen Centralmuseums unter die gemeinsame oberste Leitung der Ausschüsse des germanischen Nationalmuseums, und glaubte in der Verschmelzung der Mainzer Anstalt mit dem gut situirten germanischen Museum in Nürnberg den einzigen Weg zur Erhaltung des erstgenannten zu sehen. In dem, einem Schreiben an die Kommission beigelegten Brief an Lindenschmit gibt er dieser Ansicht in folgender Weise Ausdruck: „Aus dem beiliegenden Schreiben wirst Du ersehen haben, dass ich gewiss das Möglichste zum Fortgang Deiner trefflichen Schöpfung in Mainz zu thun bereit bin, dass aber die Möglichkeit nur darin ihre feste Basis haben kann, indem wir uns als ein Ganzes fest aneinander schliessen. Niemand erkennt wohl die Wichtigkeit und Leistungen des Mainzer Museums mehr als ich, aber Niemand sollte auch mehr von der Wahrheit überzeugt sein, als Du, dass das Mainzer Museum in bisheriger Weise nicht fortbestehen kann, wenn nicht ein Wunder geschieht, oder es sich dem germanischen Nationalmuseum als Glied anschliesst, wozu es schon von seiner Entstehung an gehörte. — Es würde mir eine Ehrensache sein, dem Mainzer Museum bald seine nöthigen Hilfsquellen zu eröffnen, schon um dem Centralverein zu beweisen, dass ich in kurzer Zeit mehr kann, als er in vier langen Jahren nicht konnte.“

Den schriftlichen Verhandlungen, welche zwischen Lindenschmit und der Kommission einerseits und dem Leiter des germanischen Nationalmuseums andererseits geführt wurden hatte man von der Mainzer Seite aus die Fixierung des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz und die Unabhängigkeit seiner Subvention als unerlässliche Bedingungen zu Grunde gelegt. Es scheint im Laufe der Berathungen eine Aenderung in den von Nürnberg aufgestellten Punkten des in Vorschlag gebrachten Vertrags und zwar zu Ungunsten von Mainz vorgekommen, auch ein Druck durch die leise Drohung eine Concurränzanstalt zu errichten, erfolgt zu sein, was schliesslich zum Abbruch der Verhandlungen führte. In einem am 21. August 1856 an Herrn von Aufsess gerichteten Schreiben Lindenschmits heisst es: „. . . Um ganz aufrichtig zu sprechen, glaube ich die so wesentliche Veränderung der von Dir vorgeschlagenen Grundlagen eines Einigungsvertrags sind einzig aus Eurer Ueberzeugung zu erklären, dass wir uns in so hülfloser und auch für die Zukunft hoffnungsloser Situation befinden, welche uns eine Vereinigung mit dem Germanischen Museum unter allen Bedingungen als einzige Rettung erscheinen lässt. Ich fürchte, Ihr habt dies nicht vollständig richtig, nur aus der übermässigen Belastung meiner Person mit Opfern und Anstrengungen, gefolgert. Wer jedoch glauben wollte, letztere seien ohne allen Erfolg geblieben, wäre in einer Täuschung befangen, der ich für den Augenblick mit der wohlbegründeten Versicherung entgegen kann, dass wir bei unausgesetzter Thätigkeit ohne alle Besorgniss der Weiterentwicklung derselben und selbst der Concurränz des germanischen Nationalmuseums entgegensehen. Die Verhältnisse sind nun einmal derart, dass wir, obgleich nicht im Stande die Bildung ähnlicher Unternehmungen in jeder beliebigen Stadt Deutschlands zu verhindern, dennoch durch die Erfahrung belehrt über die Kosten und Mühen solcher Arbeiten, ohne Furcht und Eifersucht den Erfolg jeder Mitbewerbung auf unserem Gebiete der Zukunft überlassen, zumal von einer Anstalt wie das germanische Nationalmuseum, die Mittel und Kräfte einem anderen, gleich grossen Zweck zuwenden muss, zu erwarten ist, dass sie, in richtiger Erkenntniss ihrer ganzen Stellung und ihres wahren Vorteils, nicht absichtliche Conflictte mit uns herbeiführen werde, deren Folgen nicht im Bereiche ihrer Macht bleiben können. Betrachte die Sachen wie sie sind. Die Vereinigung beider Anstalten war lange Zeit schon, ja von Anfang an, insofern im Bereich unserer Wünsche, als wir einsehen, dass sie beiden, sich ergänzenden Anstalten Vortheile gewähren müsse, und wir haben nicht gesäumt, auf Grundlage der Vorschläge, welche im Juni von Deiner Seite dringend uns empfohlen, und zu welchen wir jede Modifikation in unserem Interesse vorzuschlagen aufgefordert wurden, in Verhandlung zu treten. Es bleibt dabei wohl zu beachten, dass die Anregung derselben nicht von uns ausgegangen ist, was in dem Falle der Richtigkeit Eurer Beurtheilung unserer Verhältnisse wohl schon längst geschehen wäre. Was uns einzig wünschenswerth erscheint, ist eine Vereinigung, welche im ganzen und wesentlichen den Grundsatz der Gleichberechtigung nicht aus den Augen lässt, und es ist kein, den wirklichen Vollzug solcher Verbindungen störendes Element von unserer Seite in die Verhandlung gebracht worden, welche erst durch die plötzliche Veränderung Eurer Punctation gestört wurde, und möglicherweise bei einseitigem Festhalten dieser, wie ich glaube, aus unrichtigen Voraussetzungen entsprungenen Ansichten auch vereitelt werden kann.

In der That wurden die Verhandlungen bald abgebrochen, nicht nur in Folge der von Nürnberg hergestellten Formulierung des Vertrags, welchen namentlich auch Habel als Director der Kommission entschieden zurückwies, sondern auch auf Grund der Erwägung Lindenschmits, dass zwei mit so umfassenden und wesentlich verschiedenen Aufgaben betraute Institute in der von Aufsess gewollten engsten Vereinigung unmöglich gedeihen können, ein Theil vielmehr mit Sicherheit der Verkümmerng verfallen müsse.

Die künftige Entwicklung der Dinge rechtfertigte den Entschluss. Das römisch-germanische Centralmuseum vermochte sich aus eigener Kraft festen Boden und eine sichere Grundlage zu schaffen.

Auf die persönlichen Verhältnisse Lindenschmits hatte die Berufung nach Nürnberg insofern einen Einfluss geäußert, als die Kommission bei dem Eintritt einer von Kaiser Franz Josef von Oesterreich bewilligten jährlichen Unterstützung beschloss, ihrem einzigen Beamten eine Entschädigung zu leisten.

Das zu diesem Beschluss im November 1856 abgefasste Protokoll lautet: „Der Vorstand betrachtet es jetzt, wo ihm reichlichere Geldmittel als bisher gestatten, seinen dringendsten Verpflichtungen nachzukommen, als seine erste und nächste Pflicht, dem Herrn Professor Lindenschmit für seine, seit der Gründung der Anstalt derselben gewidmete Zeit, Mühe und Aufopferung seiner ganzen Thätigkeit in einer, den jetzigen Verhältnissen entsprechenden Weise, vorläufig durch das Anerbieten einer jährlichen Vergütung von 400 fl einen Theil seines Dankes abzutragen. Der Vorstand will nicht, dass diese Summe irgend als Aequivalent der aufopfernden Thätigkeit betrachtet werde, welche Herr Lindenschmit der Anstalt bisher gewidmet hat, der Vorstand behält sich vielmehr vor, bei Erweiterung der zu Gebot stehenden Geldmittel diese Summe nach Möglichkeit zu erhöhen, während er für die Leistungen des Herrn Lindenschmit in den vergangenen Jahren sich als Schuldner desselben bekennt bis es möglich sein wird, auch in dieser Beziehung seine Verbindlichkeiten zu lösen.“

Als man diesen Beschluss fasste, stand man unter dem Einfluss einer gehobenen Stimmung, welche die Bewilligung der erwähnten Unterstützung hervorgerufen hatte und vergass die bei den ständig und rasch anwachsenden Aufgaben der Anstalt nothwendig werdenden Ausgaben aller Art in Betracht zu ziehen. Die Vergütungen konnten denn auch damals nicht in der beabsichtigten Höhe und nicht lange geleistet werden, ja sie mussten sogar manchmal ganz eingestellt werden.

Das wie ein Sonnenblick durch Gewitterwolken wirkende, Hoffnung auf fortschreitende Besserung der Verhältnisse spendende Eintreten der österreichischen Subvention benutzte Habel um sein Amt als Vorsitzender der Kommission niederzulegen, und sein Verhältniss zum römisch-germanischen Centralmuseum überhaupt ganz zu lösen. Er theilte am Ende des Jahres 1856 seinen Entschluss ohne weitere Motivirung den Mitgliedern der Kommission brieflich mit und hatte, wenigstens scheinbar, den Vorwurf vermieden, die ihm anvertraute Anstalt in der grössten Noth verlassen zu haben. Dass Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und einzelnen Mitgliedern der Kommission bei Gelegenheit der Verhandlungen mit Nürnberg entstanden waren, ist sicher, indessen kommen diese Differenzen kaum in Betracht. Die Hauptgründe für Habels Rücktritt waren offenbar der Zweifel an der Möglichkeit, das Unternehmen zu einem guten Ende

zu führen und zugleich das, nur durch sein dilatorisches Verfahren und Zögern hervorgerufene, selbständige Vorgehen der Kommission oder des Conservators, das seinen Stolz kränkte.

Die Kommission erklärte zunächst die Abdankung nicht annehmen zu können und ersuchte Habel in einem Schreiben vom 28. Februar 1857 dringend um Fortsetzung seiner Thätigkeit und Abhaltung einer Sitzung.

Im Protokoll einer, am 6. April abgehaltenen Versammlung der Kommission heisst es dann: „Da der Vorstand bis jetzt von Herrn Habel noch keine Antwort erhalten hat, sieht er sich im Hinblick auf die angehäuften, dringenden Geschäfte in die Nothwendigkeit versetzt, seine Arbeiten ohne Unterstützung des Herrn Habel fortzusetzen.“

Die Kommission wurde bald durch Wahl weiterer Mitglieder, der Herren Viktor von Zabern, Buch- und Kunsthändler, Wolf von Motz, kgl. preuss. Genie-Major a. D. und Dr. med. Karl Wenzel, vermehrt, die bis zu ihrem Lebensende treue Freunde und Förderer der Anstalt blieben.

Vor allem der zuletzt genannte, Wenzel, ursprünglich ein Gegner der Gründung eines Centralmuseums und der Pläne Lindenschmits deren Verwirklichung er unter den obwaltenden Umständen für unmöglich gehalten hatte, nach hartem Strauss mit Lindenschmit aber der aufrichtigste Freund und energischste Verfechter der Idce, darf diese Bezeichnung in vollem Maasse in Anspruch nehmen; ja, weit mehr als das.

Karl Maria Wenzel wurde im Jahr 1820 in Mainz geboren, studirte Medizin auf der Landesuniversität Giessen, besuchte die Kliniken in Wien, Berlin und Paris und liess sich im Jahre 1845 in seiner Vaterstadt nieder, wo er bald einer der gesuchtesten Aerzte wurde. Sein lebhafter Geist und seine vielseitige Begabung liessen ihn tiefgehendes Interesse an politischen und socialen wie an wissenschaftlichen Fragen nehmen. Sein begeisterter Patriotismus zeigte ihm das römisch-germanische Centralmuseum nicht nur als eine zum Zweck fachmännischer Studien geschaffene Anstalt, sondern vor allem im Licht seiner höheren moralischen Aufgabe: durch Aufhellung der Urgeschichte der deutschen Stämme das Selbstvertrauen, den Stolz auf die Heimath gross zu ziehen und die Liebe zum gemeinsamen grossen Vaterlande zu nähren. In ganz unabhängiger Stellung, später fast ein Menschenalter lang Mitglied des städtischen Kollegiums, war er in der Lage dem Museum die wichtigsten Dienste zu leisten. Wenn er sich selbst oft in seiner humoristischen Weise den Strassenmeister des römisch-germanischen Museums nannte, so bezeichnet dieser bildliche Ausdruck treffend die unermüdliche Thätigkeit, welche auf Beseitigung aller materiellen Hindernisse gerichtet war, die sich dem Fortschreiten der Arbeiten seines Freundes Lindenschmit in den Weg stellten.

Der Eintritt Wenzels in die Kommission, zu deren Vorsitzenden er später gewählt wurde, bezeichnete auch für Lindenschmit den Zeitpunkt, von dem ab allmählich eine Wendung zum Besseren eintreten sollte, wenigstens insofern als er nach und nach in die Lage versetzt wurde, sich dem rein wissenschaftlichen Theil der Museumsarbeit mehr zuzuwenden.

Das dringende Bedürfniss diese Verhältnisse zu bessern und den mit einer umfangreichen geschäftlichen und wissenschaftlichen Korrespondenz beladenen Direktor durch Anstellung eines Koloristen von den Arbeiten in den Werkstätten einigermaßen zu ent-

lasten, gab Wenzel, zu einem energischen Versuch, die Einkünfte des Museums zu vermehren, Veranlassung.

Der Erfolg, der an dreissig deutsche Fürsten gerichteten Eingaben um Gewährung eines jährlichen Zuschusses war die Bewilligung einer Subvention von Seiten des Königs von Preussen im Betrag von 375 Gulden. Das war ein glückliches Ereigniss. Dagegen eröffnete das Sekretariat des Königs Ludwig von Bayern, dass Se. Majestät der König im Hinblick auf die zahlreichen im Inland zu gewährenden Unterstützungen aller Art sich nicht veranlasst finde, das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz durch einen Beitrag zu unterstützen. Da König Ludwig dem germanischen Nationalmuseum in Nürnberg sein volles Interesse zugewendet hatte, war dies Ergebniss wohl kaum überraschend.

In wöchentlichen Sitzungen der Kommission fanden um diese Zeit die finanziellen und geschäftlichen Angelegenheiten der Anstalt eingehende und eifrige Besprechung und Berathung. Die Nothwendigkeit, die Oeffentlichkeit zu benutzen, wurde mehr betont als seither, doch hielt man sich auch jetzt, wie immer, in den bescheidensten Grenzen, fern von jeder Reklame. Die Jahresberichte wurden also unter Kreuzband in 600 Exemplaren mit einer in Briefform verfassten Aufforderung zur Unterstützung der Bestrebungen des Museums versandt. Das vergriffene Programm des römisch-germanischen Centralmuseums wurde umgearbeitet, neu gedruckt und gelangte zur Versendung an die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und die deutschen Regierungen.

Die Unterstützung durch den König von Preussen und die Einnahmen aus einigen Verkäufen von Abgüssen an das Berliner Museum und an die Sammlungen in Ulm und Kiew ermöglichten es zwei Koloristen zu gewinnen, die indessen nur bei starker Anhäufung von Arbeiten beschäftigt und stückweise bezahlt wurden. Auch ein trockener Magazinraum zur Aufbewahrung der Formen und Modelle konnte über der Werkstätte hergestellt und mit den nöthigen Tischen und Regalen versehen werden. Aber schon im nächsten Jahre 1858/59 stellten die bauliche Herrichtung eines neuen Ausstellungsaaes (No. 3 des Grundrisses), die Begleichung älterer Rechnungen für Bauarbeiten, dann Druckkosten und Reisekosten fast unerschwingliche Anforderungen an die Kasse.

Trotz einmaliger Beiträge des Prinzen Wilhelm von Preussen, des Fürsten von Hohenlohe, des Vertreters Preussens beim deutschen Bundestag, Herrn von Bismarck, der Frau Mertens-Schaffhausen in Bonn, hätte der Rechnungsabschluss des Jahres ein grosses Deficit aufgewiesen, ohne das opferwillige Eintreten einer Reihe von Mainzer Bürgern, die sich zu einem jährlichen Beitrag verpflichteten.

Um so wichtiger war diese dauernde Hilfe, als im Jahre 1859, in Folge des österreichisch-französischen Krieges die Subvention von Seiten des Kaisers Franz Josef vorübergehend ausfiel und eine zu diesem Zwecke im Jahre 1860 an die hessischen Stände gerichtete Eingabe um Gewährung einer Unterstützung keinen Erfolg hatte. Da man den abermaligen ablehnenden Bescheid von Seiten der Stände zum Theil dem Umstand zuschreiben zu dürfen glaubte, dass der Gesamtverein statutengemäss Eigenthümer der Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums war, richtete die Kommission demnächst die Kundgebung einer Aenderung des § 2 der Statuten an den Verwaltungsausschuss des Gesamtvereins, „wonach die Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums,

behufs ihrer Sicherstellung für die Wechselfälle der bedrohlichen Zeitverhältnisse, sowie als ausdrückliche Bedingung einer Unterstützung von Seiten der Landstände oder der Regierung, als Eigenthum der Stadt Mainz erklärt werden.“

Die finanziellen Verhältnisse verblichen noch immer sehr schwankende. Der Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben musste, namentlich in den letzten Jahren des ersten Jahrzehnts des Bestehens der Anstalt wieder in erhöhtem Maasse in dem Verkauf von Nachbildungen an auswärtige Museen gefunden werden. Die durchschnittliche Jahreseinnahme betrug in den Jahren 1859 bis 1862 einschliesslich je 2500 Gulden. Freilich sind die durch Verkauf von Kopieen eingegangenen Beträge hierbei voll mitgezählt, während sie ja keineswegs als Reingewinn betrachtet werden dürfen, der bei den beträchtlichen Selbstkosten an Löhnen und Material recht bescheiden war. Im Jahre 1860 war in Folge der Ausführung grösserer Bestellungen für die Museen in Berlin, Dublin, Kopenhagen und Paris am Jahresschluss ein Ueberschuss von 488 Gulden vorhanden, dem jedoch bald wieder ein schmerzliches Deficit folgte. Immerhin konnte für den Betrieb der Werkstätte besser gesorgt werden als vorher. Der Former, der in den ersten sieben Jahren nur von Fall zu Fall beschäftigt worden war, wurde im Jahre 1859 dauernd angestellt, hatte seine ganze Zeit dem Museum zu widmen und wurde in seiner Thätigkeit durch einen ständigen Gehilfen unterstützt. Während des Sommers dieses Jahres arbeitete er mit dem letzteren zusammen in Bonn, an der Abformung wichtiger Denkmäler (Kenotaph des Caelius, ara Ubiorum etc). Es war die erste grosse Arbeit, welche das römisch-germanische Museum auswärts ausführen liess. Bald folgte eine zweite bedeutungsvollere Arbeit in den Pariser Museen.

Von dem Jahre 1857 an waren die Zusendungen aus deutschen Sammlungen ständig gewachsen. Der Beifall, welchen die auf den Jahresversammlungen ausgestellten Nachbildungen fanden, die fortgesetzte warme Befürwortung seiner Bestrebungen von Seiten der Vorstandschaft des Gesamtvereins und vor allem die Würdigung, welche sich das, allen Hindernissen trotzendes Vorwärtsgehen des Museums errang, fingen an ihre Wirkung zu thun. Die Zurückhaltung, welche von Seiten mancher öffentlichen und Vereinessammlungen auch von Seiten der Besitzer bedeutender Privatsammlungen noch hie und da beobachtet worden war, begann nachgerade mehr und mehr zu weichen. In dem Jahresbericht von 1860 wird diese Erscheinung mit folgenden Worten begrüsst. „Wie zu hoffen stand, heben sich die Schwierigkeiten einer so umfassenden Unternehmung mit dem wachsenden Erfolg der Leistungen. Was bei Beginn theilweise nur mit Mühe und Opfern zu erlangen war, wird uns jetzt, nachdem die Bedeutung des Zwecks allgemein erkannt wird, in höchst anerkennender Weise freiwillig geboten.“ . . . „Dürfen wir dies Ergebniss zunächst der zunehmenden Bedeutung unserer Sammlung, der Vereinigung eines weit zerstreuten, seltenen und höchst werthvollen Forschungsmaterials beimessen, welches in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit selbst des Auslandes gewinnt, und seine Anziehungskraft durch den oft wochenlang dauernden Aufenthalt auswärtiger Besucher bekundet, so legt uns dies die Pflicht auf, vor allem denjenigen, durch deren Vertrauen und Unterstützung die Herstellung dieser Grundlage einer übersichtlichen Sammlung der vorchristlichen Alterthümer Deutschlands möglich geworden, den gebührenden Dank auszusprechen.“

Zahlreiche ausländische Forscher, namentlich Engländer und Dänen, hatten übrigens schon seit den ersten Jahren dem Museum ihr lebhaftes Interesse zugewandt, standen in regem Verkehr mit der Leitung der Anstalt und pflegten den Austausch wissenschaftlichen Materials. Im Jahre 1861 setzte sich Napoleon III., ein Freund und Förderer der Alterthumsforschung, in direkte Verbindung mit dem römisch-germanischen Centralmuseum, als er im Begriff stand, eine Sammlung nach dem Muster der Mainzer Anstalt in St. Germain en Laye ins Leben zu rufen. Zur Einleitung des Verkehrs diente die Bestellung einer umfangreichen Gruppe von Nachbildungen römischer und germanischer Waffen für die Sammlung des Kaisers. Diese günstige Verbindung gab Lindenschmit Gelegenheit, ein Gesuch betreffend Erlaubniss zur Ausführung von Abformungen in den Pariser Museen zu stellen, und namentlich um die Nachbildung der, durch den Mainzer Erzbischof Philipp von Schönborn an die Krone Frankreich gelangten, kostbaren Grabausstattung des Frankenkönigs Childerich des I. zu bitten. Der Erfolg des Gesuchs war die Eröffnung, dass wohl am besten der Direktor des Museums nach Paris kommen werde, um nach eigenem Ermessen diese Abformungen ausführen zu lassen. Eine so überraschend günstige Fügung für den Gewinn bisher unzugänglicher wissenschaftlicher Schätze musste von dem Vorstände dankbarst erkannt und aufgenommen werden. Lindenschmit begab sich demnach mit dem ersten Former des Museums nach Paris, wo er von den Ergebnissen der Ausgrabungen bei Alesia Einsicht nehmen konnte, und die Erlaubniss zu Abformungen von Alterthümern seiner Wahl in sämmtlichen kaiserlichen Museen, durch besonderes Schreiben an die Direktoren der einzelnen Sammlungen, erhielt. Dieser Akt der Theilnahme für die von dem römisch-germanischen Museum angestrebten Ziele, welcher das bisher in allen Staatssammlungen herrschende Absperrungssystem ihrer Schätze zu Gunsten der Forschung aufhob, eröffnete der Mainzer Anstalt das Museum des Louvre, das der Artillerie, sowie die Sammlungen des Hôtel Cluny und das Cabinet des Médailles. Was hier an Fundstücken aus altgallischer und fränkischer Zeit und an reichem Vergleichungsmaterial, altitalischen Geräthen, abgeformt werden konnte, darf als schätzbarste Bereicherung des Museums betrachtet werden.

Ausser dieser durch den Former des römisch-germanischen Centralmuscums hergestellten, ca. hundert Nummern umfassenden Gruppe von Nachbildungen, wurden dem Museum noch 13 Abgüsse assyrischer, für die Geschichte der Waffenformen wichtiger Reliefs, deren Originale theils im britischen Museum, theils im Louvre aufbewahrt sind, zu Theil. — Im gleichen Jahre noch folgte dieser Reise eine zweite in Begleitung des Vorstehers der antiquarisch-militärischen Versuchsstation in Meudon, nach Wien und Pest, wo, nach Lindenschmits Wahl und Angabe, Nachbildungen im kaiserlich königlichen Antikencabinet und im ungarischen Museum hergestellt wurden, die dem in St. Germain begründeten Museum zugeführt wurden, natürlich aber zugleich auch der Vermehrung des römisch-germanischen Museums zu statten kamen. Der technische Vorstand des Museums in St. Germain besuchte für längere Zeit Mainz zum Zweck einer eingehenden Schulung in der Werkstätte der Mainzer Anstalt.

Unter den damals herrschenden Verhältnissen war dieser Erfolg des Museums geeignet weit mehr Eindruck zu machen, als er an sich beanspruchen konnte, so werthvoll er auch zweifellos für das Wachsen der Sammlungen des Museums sein musste. Am

meisten trug er zur Mehrung der Achtung und Hochschätzung bei, welche der Anstalt in der eigenen engeren Heimath entgegengebracht wurde. Die Dekorirung des Direktors durch den Landesfürsten erfolgte denn auch kurz vor der Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion von Seiten des Kaisers der Franzosen.

In rein wissenschaftlichen und fachmännischen Kreisen war es freilich, neben den oben genannten Ursachen der wachsenden Anerkennung und Würdigung des Museums, hauptsächlich auch die sich mehr und mehr entwickelnde litterarische Thätigkeit des Direktors, welche die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maasse auf die Anstalt gelenkt hatte.

Gleichzeitig mit den zur Hebung der finanziellen Verhältnisse des Museums getroffenen Maassnahmen und in gewissem Zusammenhang mit denselben, war der schon früher gefasste und zum Theil auch schon verwirklichte Plan, Herstellung eines Katalogs der bereits vorhandenen Kopieen alterthümlicher Funde in Abbildungen, wieder aufgenommen und dahin ergänzt worden, dass das Verzeichniss die Angabe des Preises jedes einzelnen Stücks enthalten müsse. Dieses Verzeichniss sollte die Sache des Museums mehr in die Oeffentlichkeit tragen, und den künstlerisch und naturgetreu ausgeführten Nachbildungen ein weiteres Absatzgebiet erschliessen helfen. Der Direktor und der Schriftführer, Major a. D. von Motz, beschäftigten sich mit der Anfertigung des Verzeichnisses und der Abbildungen. Der erste Theil dieser, durch lithographischen Ueberdruck hergestellten Veröffentlichung, welcher auf 8 Seiten ungefähr 200 Gegenstände aus der Stein- und Bronzezeit mit genauen Angaben der Grösse jedes Gegenstandes, des Fundortes und Aufbewahrungsortes des Originals brachte, konnte nach kurzer Frist dem Vorstand vorgelegt werden. Er fand nicht nur allgemeinen Beifall, sondern regte auch die Herausgabe eines mit guten grösseren Abbildungen versehenen „Katalogs“, der den Charakter eines monumentalen Werkes tragen sollte, an. Man beschloss, das vorgelegte Verzeichniss als Preisliste fortzusetzen, zu vervielfältigen und unentgeltlich zu versenden, ausserdem aber sofort zu den Vorbereitungen für die grosse Publikation mit auf Stein gravirten Abbildungen zu schreiten. Kaum drei Monate später, am 23. Juli 1858, wurden schon Probedrucke der Abbildungen für die erste Lieferung vorgelegt. Das Mitglied des Vorstands, der Buchhändler und Verleger Viktor von Zabern erbot sich, im Hinblick auf die bedrängte Lage der Finanzen des Museums, die Herausgabe auf seine Kosten zu unternehmen, wenn ihm der Text kostenfrei geliefert werde. Das Werk sollte den Titel „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ erhalten, und fortlaufend, in vier Lieferungen jährlich, erscheinen. Es wurde bestimmt, dass dieser „Katalog“ unentgeltlich nur an die Geschenkgeber und solche Personen, welche Alterthümer zum Abformen für das Museum zur Verfügung gestellt hatten, zu liefern sei.

Erst mit diesem Beschluss, ein Werk in grossem Stil zu schaffen, hatte man ein wirksames Mittel gefunden die gesammelten Schätze, das wichtige Material für die vorgeschichtliche Forschung den weitesten Kreisen der in- und ausländischen Fachmänner vor Augen zu führen und dienstbar zu machen, das im römisch-germanischen Museum gesammelte Licht nach allen Seiten auszustrahlen, das Interesse und Zutrauen zu der Anstalt immer mehr anzuregen und zu festigen.

Die erste Lieferung erschien noch im Sommer des Jahres 1858; am 4. November war schon die zweite zum Druck fertig und wurde noch im gleichen Jahre ausgegeben.

Eine Anzahl von Exemplaren beider Lieferungen wurden von dem Direktor und einem Mitglied des Vorstands Herrn von Motz kolorirt und den fürstlichen Förderern des Museums übergeben. Die Lieferungen enthielten je 8 Tafeln mit ca. 150 Abbildungen.

Ueber den dem Werke zu Grund gelegten Plan gibt Lindenschmit in einem später zugefügten Vorwort Auskunft. Dasselbe hebt hervor, dass das römisch-germanische Centralmuseum zwar noch keinen genügenden Ueberblick nach irgend einer Seite hin gewähren könne, die ihm obliegende Aufgabe auch naturgemäss nie zum völligen Abschluss gelangen könne, da die Sammlungen stets mit den neuen Ergebnissen der Grabforschung zu rechnen und sich entsprechend zu erweitern hätten, dennoch scheine es aber jetzt an der Zeit, die Veröffentlichung der Sammlung zu beginnen, um zugleich bei Bekanntgebung des schon Vorhandenen, auch mit der rasch zuwachsenden Fülle des Materials gleichen Schritt halten zu können. Der Umfang des Stoffs, welcher den Gegenstand des römisch-germanischen Centralmuseums bilde, sei zwar im Allgemeinen auf den Bereich der heidnischen Alterthümer Deutschlands beschränkt, müsse aber diese Grenze nach zwei Richtungen überschreiten. Nach der einen Seite sei die Uebergangsperiode in das Christenthum, die Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr., zu berücksichtigen, namentlich weil hier bei den Schmuckgeräthen eine Ornamentik erscheine, welche, obschon ein eigenthümliches Merkzeichen dieser Zeit, doch keineswegs den Charakter der Neuheit und einer plötzlichen Entstehung, sondern vielmehr den der Ueberlieferung und Entwicklung aus viel älteren nationalen Elementen darbiete. Andererseits sei die Aufgabe gestellt, alle jene Vergleichungsmittel aus den Funden benachbarter Länder und namentlich des Südens zu beschaffen, welche über das Wesen und den Ursprung der Fundstücke der Heimath Aufschluss geben könnten. Als solche Gegenstände werden sowohl römische Alterthümer, soweit sie aus der Zeit der römischen Herrschaft in Germanien stammen, als auch die griechischen und etruskischen Erzgeräthe bezeichnet, die nicht nur für die Untersuchung der einheimischen Erzfunde überhaupt von höchster Wichtigkeit, sondern auch in den alten Gräbern des Südens und Westens Deutschlands unbestreitbar nachzuweisen seien.

Von klarer Erkenntniss der Schwierigkeiten, welche bei der damaligen Lage der Forschung, einer feineren Gliederung des vorhandenen Materials entgegenstehen mussten, zeugt es, wenn Lindenschmit die Aufgabe des erscheinenden Werkes darin sieht, zunächst den Stoff für die richtige und allseitige Beurtheilung der vaterländischen Alterthümer zu beschaffen, nicht aber die Resultate dieser Untersuchung vorweg zu nehmen und auf eine verhältnissmässig noch beschränkte Grundlage weitreichende Folgerungen zu bauen. Der im ersten Bande des Werkes zur Darstellung gelangende Stoff ist demnach nur in vier grosse Abtheilungen gegliedert: A. die Steinperiode, B. Erzperiode (a. einheimische, b. altitalische), C. Eisenperiode (a. einheimische, b. römische) und D. Fränkisch-alamannische Periode.

Diese Eintheilung umfasst zugleich alle die Uebergangsstufen, welche, als der Gegenstand archäologischer Untersuchung, erst aus dem Thatbestand der Gräberfunde ihre Zeitfolge und Zeitbestimmung finden mussten und nachträglich zum Theil gefunden haben. In jeder dieser grossen Abtheilungen ist den Waffen, Handwerksgeräthen, Schmucksachen und Verzierungen, Gefässen und, sofern Sculpturen vorhanden, auch diesen Rechnung

getragen. Die Frage des einheimischen oder fremden Ursprungs der vorgeschichtlichen Bronzegegenstände bleibt ebenfalls zunächst unberührt; erst in den folgenden Bänden des Werkes vertrat Lindenschmit auf Grund eingehender Betrachtung einen bestimmten Standpunkt in dieser Frage, der bekanntlich im Gegensatz zu dem der nordischen Archäologen stand.

Zum Zweck einer möglichst grossen Anschaulichkeit sollten die Abbildungen in dem Werk unbedingt vorherrschen. In den ersten Heften, ja noch im ersten und zweiten Bande spielt daher der Text fast nur eine erklärende Rolle, indem er sich in der Hauptsache auf Angaben über den Stoff, Fundort und den Ort der Aufbewahrung der dargestellten Gegenstände beschränkt.

Die Herausgabe der folgenden Hefte ging so rasch von statten, dass mit Schluss des Jahres 1862 der erste Band, der auf 96 Tafeln hunderte von prächtigen Abbildungen bot, vollständig vorlag. Schon dieser erste Band enthält übrigens, ausser dem rein beschreibenden und erklärenden Text eine kurze Abhandlung, in welcher Lindenschmit seine Ansicht über das römische Pilum, den irrigen Ansichten Rüstow's und von Gölers gegenüber darlegt, und aufs glücklichste begründet, indem er zwei in Mainz gefundene Waffenstücke an der Hand der Darstellungen auf Grabsteinen römischer Legionssoldaten und unter Hinweis auf die massgebenden Stellen in den Schriften des Polybios, Vegetius und Anderer, als römische Pila nachweist. Die Ergebnisse dieser Untersuchung wurden in einer, in der Werkstätte des römisch-germanischen Centralmuseums hergestellten Rekonstruktion vor Augen geführt.

Der kleine Excurs über das römische Pilum, dem bald eine längere ausführliche Abhandlung über die gleiche Frage folgen sollte, bezeichnet den Beginn einer, neben der rein wissenschaftlichen Richtung des römisch-germanischen Museums herlaufenden, für die lebendige Anschauung antiken Lebens und das Verständniss mancher Stellen in den alten Schriftwerken äusserst fruchtbringenden Thätigkeit, welche in der Herstellung der allgemein bekannten und weit verbreiteten Modelle römischer, gallischer und fränkischer Bewaffnung und Tracht später gipfeln sollte.

Neben diesen Publikationen beschäftigte den Direktor ein grösseres Werk: „Die vaterländischen Alterthümer der Fürstlich-Hohenzollern'schen Sammlung zu Sigmaringen“. Das Werk behandelt ausschliesslich die Waffen und Geräthe aus den Grabstätten und Niederlassungen der alten Landesbevölkerung, die neben einer hervorragenden Sammlung antiker und mittelalterlichen Kunstgegenstände in dem Schlosse zu Sigmaringen aufbewahrt sind, und ist mit 43 gravirten Tafeln und zahlreichen Textabbildungen in Holzschnitt geziert. In dieser bedeutenden Arbeit sind die wissenschaftlichen Anschauungen und Ueberzeugungen, welche Lindenschmit im Laufe seiner Studien gewonnen hatte, in Form einiger grösseren Abhandlungen niedergelegt. Obwohl nicht als eine Veröffentlichung des Museums zu betrachten, sondern im Auftrage des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen verfasst, hat das Buch, wie die anderen privaten wissenschaftlichen Publikationen direkten, innigen Zusammenhang mit dem Entwicklungsgang des römisch-germanischen Museums. Lindenschmits wissenschaftliche Bedeutung wuchs mit den Sammlungen und letztere wiederum nur mit ihm. Seine grosse Anschauung lässt die Einwirkung des ihm zur Verfügung stehenden reichen Materials erkennen. Er

schöpft aus der von ihm geschaffenen Sammlung und ergänzt sie zugleich, indem er die Belege für die von ihm erkannte Wahrheit nach Möglichkeit vollständig in ihr zu vereinigen sucht.

Das Buch ist nicht als Katalog in engerem Sinne gedacht. Da das Gebiet, dem die zu beschreibenden Funde entstammen mit seinen Höhlenwohnungen der Urzeit, den zahlreichen Grabhügeln, den Spuren römischer Niederlassungen, Strassen, Kastellen, mit seinen grossen alamannischen Friedhöfen, auf dem Raum weniger Meilen die Reste aller Kulturperioden, welche Deutschland durchlebte, vereinigt, so war die Sammlung, wie die Einleitung sagt, geeignet, einen ergiebigen Gegenstand der Untersuchung zu bieten, der Gesamtkunde deutscher Vorzeit wichtige Erläuterungen zuzuführen. Bei dem damaligen Stand der antiquarischen Forschung war es jedoch noch nicht möglich, die Grabfunde und Ueberreste unserer vorgeschichtlichen Zeit mit der Sicherheit einer allgemein anerkannten Klassifikation und Terminologie zu bezeichnen, welche auf dem Gebiet der klassischen Alterthumskunde und der Kunstgeschichte durch eine Verständigung über die Ergebnisse langdauernder Studien gewonnen war; jede ausgesprochene Ansicht musste vielmehr ihre Begründung zur Seite haben.

Der behandelte Stoff ist in drei grosse Abtheilungen gegliedert. Voran stehen Die Grabalterthümer der merowingischen Zeit, dann folgen Die Grabhügelfunde des oberen Donaugebietes und als dritter Theil schliessen sich Die Alterthümer der ältesten Landesbevölkerung an. Der Entschluss von der jüngsten, der hier in Betracht kommenden Phasen der Kulturentwicklung, der merowingischen Periode, auszugehen ist zwar überraschend, doch wohl erklärlich. Der Verfasser selbst rechtfertigt ihn mit folgender Ausführung: „Wenn die Beschreibung dieser Sammlung förmlich auf das Gebiet der Forschung selbst übergehen musste, so glaubte ich es auch weiterhin wagen zu dürfen hier einen, von dem gewöhnlichen abweichenden Weg einzuschlagen, und im Gegensatz zu dem herrschenden Brauche, der, von den ältesten und dunkelsten Perioden ausgehend, die Uebergänge zu den näher liegenden und bekannten Zeiten aufzusuchen strebt, meinerseits gerade von dem gesicherten, jüngeren Gebiet aus, aufwärts zu dem älteren zurückzugehen und an dem Bekannten, die Anknüpfungspunkte und Bezüge mit dem Entlegeneren und Unbekannteren zu suchen. Die Ueberzeugung, dass, bei Betrachtung der zahlreichen und vielseitig merkwürdigen Denkmale, manche für die Gesamtbeurtheilung unserer Alterthümer massgebende Anhaltspunkte von höchster Bedeutung vortreten, bestimmte mich zunächst, gerade sie voranzustellen und von ihnen erst auf die Grabhügelfunde des höheren Alterthums überzugehen.“

Dieses Verfahren, welches Lindenschmit festhielt und bei der Ordnung des römisch-germanischen Museums später zum Ausdruck brachte, und noch seinem spätesten unvollendet gebliebenen Werk, dem Handbuch der deutschen Alterthumskunde, zu Grunde gelegt hat, mag wohl Widerspruch erregen, doch lässt sich ihm, in Anbetracht der damaligen Verhältnisse, die Berechtigung nicht abstreiten.

Der Kunsthistoriker Adamy äusserte sich in der Lindenschmit gewidmeten Gedächtnissrede darüber in verständnissvoller Weise indem er sagt: „Für den Forscher Lindenschmit lagen die Verhältnisse anders als schon für uns. Hatte er die Methode der

Forschung — d. h. eine vergleichende Methode auf historischer Grundlage — auch für die frühen Perioden des deutschen Alterthums festgestellt, so war doch der Boden der Thatsachen noch ein allzu schwankender, als dass er sicher auf ihm sich hätte tummeln können: es musste seine eigene That sein, diesen Boden erst zu befestigen, und wenn er nun den einzigen Stützpunkt, den er sich selbst geschaffen, zum Ansetzen seines historischen Hebels benutzte, so hatte er von seinem Standpunkte aus ein volles Recht dazu, da er eben jene Germanen, die der Kultur der merowingischen Zeit angehören, schon für genug vorgeschritten hielt, um bei Aufnahme der römischen Kulturwerke, die Errungenschaften ihrer eigenen Kultur nicht einzubüssen. Wenigstens lässt sich an den Denkmälern und Funden aus der Merowingerzeit das eigenthümlich Germanische in Form und Stil leicht von dem römischen sondern. Auch gestatten ja die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit selber leicht eine Prüfung der wissenschaftlichen Ergebnisse. Jedenfalls war sein Sinn für geschichtliche Forschung ein so ernster, dass er sich dagegen sträubte, das Unbekannte einem anderen Unbekannten an- oder einzuordnen.“

Die Beschreibung der, aus alamannischen Friedhöfen stammenden Alterthümer der Sammlung gibt Veranlassung zu einer grundlegenden Abhandlung. Tracht, Schmuck, Waffen und Geräte der merowingischen Zeit werden an der Hand der schriftlichen Ueberlieferungen sowohl, wie der den Gräbern entnommenen Dokumente und mit Blicken auf die Weiterentwicklung im Mittelalter, wie auf die Anklänge an Formen älterer Zeit, zum ersten Male auf breiter Grundlage und erschöpfend behandelt.

Wenn der Verfasser in einem der Abtheilung II des Werkes vorausgeschickten Excurs „Kelten und Germanen“, seine Ansicht in einer damals viel umstrittenen Frage zur Geltung zu bringen und die ursprüngliche Einheit der Donaukelten und Germanen nachzuweisen sucht, so nimmt er in der dritten Abhandlung, „Die sogenannte Erzperiode“, entschiedene Stellung gegen die Annahme einer im Norden heimischen, vorgeschichtlichen Bronzekultur und tritt zum ersten Male in schroffen Gegensatz zu der von nordischen Forschern aufgestellten und ziemlich allgemein angenommenen Hypothese. Nach Würdigung einer Reihe von inneren Gründen, welche gegen diese Aufstellung Einspruch erheben, weist er auf die Handelsstrassen, auf welchen die Erzwaaren sowohl vom Süden, Italien, als auch von Südosten, Griechenland, her importirt worden sind. „Die Einfuhr der Erzgeräthe südlicher Industrie“, sagt Lindenschmit, „liegen jedenfalls näher als die Uebertragung und Verpflanzung eines aus seinem Zusammenhang mit dem ganzen Kulturleben des Südens herausgerissenen Zweige der Kunst und Technik nach dem fernen Norden. Wenn in der Mitte des belebtesten Verkehrs, auf dem tyrrhenischen Meere, auf Sardinien, die von phönikischen Faktoreien und tuskischen Niederlassungen hervorgerufene Blüthe mit der karthagischen Eroberung spurlos verschwindet und die neben ihr erhaltenen altbarbarischen Zustände der Landeseinwohner wieder hervortreten, wenn in Gallien, wo die inneren tiefer dringenden Wirkungen eines langdauernden und ausgedehnten Verkehrs mit den Kulturvölkern sich schon vor Caesars Zeiten deutlich erkennbar zeigten, dennoch die Verhältnisse erst nach der Eroberung und Romanisirung eine wesentliche Aenderung erleiden, so gewährt dies einen wohlbegründeten Schluss auf den Grad des Einflusses, welchen die aus der Ferne gebrachten Schmucksachen und Waffen auf die Bildungszustände des Nordens haben konnten. Sie mussten, ungeachtet mancher Nachahmungs-

versuche, in einer völlig fremden Umgebung isolirt und ohne jede Wirkung auf die später erst nachweisbare Aufnahme selbständiger Bestrebungen bleiben. Es wird freilich einer bereits festgewurzelten Ansicht widerstreben, die sog. Erzzeit als Zeugniß einer frühen und ungewöhnlichen Bildung der kelto-germanischen Stämme aufgeben zu müssen. . . . Gerade die Keltisten, welche selbst bisher in einer entschieden antinationalen Richtung thätig waren, werden nichts destoweniger wohl am ersten die Ueberweisung der Erzeugnisse der Erzperiode an den griechischen und etruskischen Handel als einen Verrath an unserem vaterländischen Alterthum bezeichnen. Immerhin, die Macht der Thatsachen wird sich Bahn brechen. Die Forschung wird erkennen, dass die Denkmale unserer heimischen Metallarbeit, was sie an Alter verlieren an Zuverlässigkeit gewinnen und dass, nach dem vollgültigen Maassstab der Erscheinungen aus merowingischer Zeit zu urtheilen, an eine uralte Metallurgie, Erzguss und Toreutik in griechischem oder etruskischem Stil im Norden nicht zu denken ist. Dagegen wird es wohl als Ersatz für den Verzicht auf die Anspruchnahme der Erzgeräthe gelten können, dass diese fremden Ueberlieferungen keinen Theil haben an dem, was wir als die erste Aeusserung germanischer Kunstanlage betrachten dürfen, an jenen, wenn auch noch barbarischen, aber neuen und originalen Elementen, die wir in dieser Richtung als unseren Einstand in die kulturgeschichtliche Entwicklung des Welttheils eingebracht haben.“

Das Buch, welches als eine bedeutende Erscheinung in der damaligen archäologischen Litteratur bezeichnet werden muss, bildete in der That gewissermassen ein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß des Verfassers, dessen Stellung als eines Führers auf dem Gebiet der heimischen Alterthumsforschung es wesentlich verstärkte. Die Universität Zürich verlieh Lindenschmit den Doctortitel h. c.

Die Ergebnisse der umfassenden, in den „Vaterländischen Alterthümern der Fürstlich Hohenzollern'schen Sammlung“ zuerst niedergelegten Studien blieben nicht in den toten Buchstaben gebannt, sie sind gleichzeitig auch in den Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums zur lebensvollen Erscheinung gelangt. Die Betrachtung des Werdens und der Art der Vermehrung der Sammlungen während der ersten zehn Jahre gewährt ein Bild ständigen und sehr bald von den eigenen, wissenschaftlichen Anschauungen geleiteten Fortschreitens. In der ersten Zeit, als die Schaffung eines Grundstocks von Nachbildungen das Wichtigste war, konnte eine in jeder Hinsicht vorbedachte, nach bestimmten Absichten geregelte Auswahl unter dem Besitz auswärtiger Museen und Privatsammlungen nicht immer bethätigt werden, zumal die Verbindungen mit denselben erst herzustellen, das Vertrauen und Interesse der Leiter zu gewinnen war. Zunächst lieferten hauptsächlich die Alterthümer-Sammlungen der Städte Mainz und Wiesbaden und einige Privatsammlungen der näheren Umgebung den nöthigen Stoff. Aber schon vom Jahre 1854 an fand eine von Lindenschmit auf seinen Reisen mit grosser Sorgfalt durchgeführte Auswahl der nachzubildenden Alterthümer in den süd- und norddeutschen Vereinsammlungen statt. Es lässt sich die jeweilige Beschäftigung des Leiters der jungen Anstalt mit bestimmten wissenschaftlichen Fragen in dem binnen gewissen Zeitabschnitten zusammengebrachten Material vielfach verfolgen. So erscheint eine starke Bevorzugung der merowingischen Alterthümer zusammenzutreffen mit der Bearbeitung der betreffenden Abtheilung der Fürstlich Hohenzollern'schen Sammlung in Sigmaringen. Auch der Werth,

welcher der Beschaffung in Italien gefundener Alterthümer beigelegt wurde, wuchs von dem Zeitpunkt an, wo Lindenschmit sich von dem Dreiperiodensystem losgesagt und Stellung gegen die Annahme einer nordischen Bronzekultur genommen hatte, in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre. Die Nachbildung griechischer und italischer Waffen und Geräte aus der Malerschen Sammlung im Grossh. Museum zu Karlsruhe und manche andere, gleichartige Fundstücke aus der Fürstlichen Sammlung in Sigmaringen und anderen Privatsammlungen war übrigens schon während der ersten fünf Jahre des Bestehens der Anstalt erfolgt.

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre wurden auch die Serien von Stein- und Bronze-geräthen meist aus norddeutschen Museen gewonnen, welche noch heute als Typenreihen einen werthvollen Theil der Sammlung bilden. Wenn in diesem Bestand sich nicht selten Stücke befinden, die aus ihrer Zugehörigkeit zu grösseren oder kleineren Fundgruppen gelöst sind, so lag diese Absonderung nicht in der Absicht Lindenschmits, der schon früh die Wichtigkeit geschlossener Funde für die Beurtheilung der Zeitstellung erkannte und betonte, sondern sie muss in den meisten Fällen auf das Widerstreben der Museums-vorstände, grössere Fundgruppen, wenn auch nur vorübergehend, ganz aus ihren Sammlungen zu nehmen, zurückgeführt werden.

Bezeichnend für die erste Zeit ist die verhältnissmässig geringe Berücksichtigung der vorgeschichtlichen Keramik. Bald greift indess die Erkenntniss Platz, dass die Keramik als unzweifelhaft einheimisches Produkt in einem bemerkenswerthen Gegensatz zu der kunstvollen Entwicklung der Erzgeräthe stehe, und dass dieser auffallende Gegensatz als einer der vielen Beweise gegen die einheimische Produktion dieser Metallarbeiten, eingehende Beachtung finden müsse.

Ein Ueberblick über das gesammte, in zehn Jahren gewonnene Material zeigt eine ziemlich gleichmässige Vermehrung der vorgeschichtlichen römischen und mero-wingischen Alterthümer. Jedenfalls wurde die Gefahr, welche vom Mainzer Boden drohte, eine übermässige Berücksichtigung der römischen Alterthümer und Studien, glücklich vermieden.

Nach der oben erwähnten, im Jahre 1858/59 erfolgten baulichen Herrichtung eines zweiten Ausstellungs-Saales (Grundriss Raum 3) hatte Lindenschmit, zugleich mit der gründlichen Neuaufstellung der Sammlungen der Stadt und des Alterthumsvereins, das bis dahin gesammelte Material, an 2800 Abgüsse, den gegebenen Räumlichkeiten entsprechend geordnet. Die Gegenstände wurden nicht zeitlich, sondern der Art nach gruppiert.

Der erste Saal (Grundriss No. 1) der sich an die städtische Sammlung anschliesst enthielt nach einer Aufzeichnung vom Jahre 1862

In einem grossen Glastisch:

1. Die ältesten Werkzeuge aus Stein und Thierknochen (dabei Paläolithische Funde).
2. Eine Uebersicht aller Formen der Schmuckringe aus Gold und Erz, der Arm- und Brustspangen, der Gewandnadeln und Haarnadeln aus Erz, aus Grabhügeln Nord- und Süddeutschlands.

In einem zweiten grossen Glastisch:

1. Alle Formen der Werkzeuge und Meissel etc. aus Erz.
2. Römische Werkzeuge und Verzierungen, Pferdegeschirre und Wagenbeschläge etc.

3. Eine sonst nirgends gebotene Uebersicht aller Schmucksachen der Franken, Alamannen und Burgunden, reich verzierte Gewandnadeln aus Gold und Silber, Gürtelgehänge, Schnallen und Beschläge aller Art etc.

Grosser Wandschrank :

1. Eine Uebersicht aller Formen der Helme, von den altgriechischen und altitalischen an bis zu den in Deutschland gefundenen Erzhelmen, und dem römischen Eisenhelm.
2. Schilde, Panzer und Waffen aus altitalischen Gräbern, zur Vergleichung mit inländischen Fundstücken.
3. Eine grosse Anzahl von Erz- und Eisenwaffen aus Grabfunden.
4. Werkzeuge und Schmuckstücke aus Erz, und Eisenschwerter aus den Pfahlbauten der Schweizerseen.

Auf einem Tisch : Plastische Modelle von Grabhügeln und fränkischen Gräbern etc.

In den Fensternischen : Schmuckstücke und Geräte aus Grabhügeln etc., als besonders interessant, die Nachbildungen der berühmten Kesselwagen von Peccatel in Mecklenburg und von Judenburg in Steiermark hervorzuheben.

An den Wänden : Zur Vergleichung der Stile : Abgüsse egyptischer, assyrischer, griechischer und römischer Sculpturen, römische Grabsteine; die Büsten römischer Kaiser, in der Mitte des Saals zwei für altgermanische Götzen gehaltene Steinbilder.

Der zweite Saal (Grundriss, Raum 3) enthielt :

1. Die vollständige Waffenausrüstung der Franken, Alamannen und Burgunden.
2. Römische Waffen, zum Theil aus deutschen Gräbern römischer Zeit.
3. Eine Uebersicht der alten Waffenformen von Erz, aus Grabhügeln Deutschlands, in den seltensten und schönsten Exemplaren der ersten Museen.
4. Die Waffen der Urbevölkerung, die Pfeilspitzen, Lanzen und Messer aus Feuerstein, die Hämmer aus Granit, Serpentin, Hirschhorn.
5. Fränkische und römische Grabgefässe und Urnen, Erzgefässe aus deutschen Grabhügeln und die Schalen, Näpfe und Schüsseln der Hünenbetten und Steinkistengräber Deutschlands.

In besonderen Glasrahmen : Ein silbernes römisches Fahنشild; die militärischen Ehrenzeichen, phalerae, eines römischen Offiziers.

An den Wänden und Fensternischen : Abgüsse von merkwürdigen Altären und von Grabsteinen römischer Soldaten.

Eine tabellarische Uebersicht der Vermehrung der Sammlungen sowohl, als der in der Werkstätte geleisteten Arbeit überhaupt, mag hier, zur Ergänzung des oben Erzählten, ihre Stelle finden.

Jahr	Zahl der der Sammlung zu- geführten Gegenstände	Zahl der verkauften Nachbildungen	Zahl der im Austausch ge- lieferten Nachbildungen	Zahl der geschenckweise ge- lieferten Nachbildungen
1852	—	—	—	—
1853	175	170	—	130
1854	160	92	—	26
1855	128	66	—	24
1856	167	16	—	9
1857	147	50	—	—
	<u>Uebertrag : 777</u>	<u>394</u>	<u>—</u>	<u>189</u>

Jahr	Zahl der der Sammlung zu- geführten Gegenstände	Zahl der verkauften Nachbildungen	Zahl der im Austausch ge- lieferten Nachbildungen	Zahl der geschenksweise ge- lieferten Nachbildungen
Uebertrag:	777	394	—	189
1858	425	62	—	—
1859	403	118	34	32
1860	420	101	—	31
1861	475	36	—	16
1862	300	27	—	6
	<u>2 800</u>	<u>738</u>	<u>34</u>	<u>274</u>

Die stattliche Gesamtzahl von rund 3850 Gegenständen, unter welchen sich viele umfangreiche und schwer herzustellende Kopieen befinden, gewinnt noch an Bedeutung bei der Erinnerung an die Verhältnisse, unter welchen die Arbeit sich vollziehen musste, namentlich bei Beachtung des Umstandes, dass bis zur Mitte des Jahrzehnts ein Former und der Leiter der Anstalt selbst alle Arbeiten allein ausgeführt haben. Von dem Jahre 1858 an zeigt sich schon bei der geringen Besserung der finanziellen Verhältnisse, welche die dauernde Anstellung einiger Arbeitskräfte ermöglichte, in fast verdreifachter Vermehrungsziffer der Sammlungen der glückliche Fortgang.

Wenn im ersten Jahre aus Mangel an Zusendungen von Alterthümern durch auswärtige Museen hauptsächlich Funde aus den Sammlungen des Mainzer Alterthumsvereins, der Sammlung des nassauischen Vereins und anderen kleineren benachbarten Museen nachgebildet werden mussten, vermehrten sich die Verbindungen auch mit entfernten, öffentlichen und privaten Sammlungen rasch von Jahr zu Jahr, in Folge der Empfehlung und Verwendung des Gesamtvereins und hauptsächlich der Reisen des Direktors und seiner persönlichen Einflussnahme. So wechselt die Zahl der Museen, welche ihre Alterthümer zum Zweck der Nachbildung dem römisch-germanischen Centralmuseum anvertrauten, in den Jahren 1855 bis 1857 zwischen 7 und 6, im Jahre 1858 sind es 10 und im Jahre 1862 schon 14 grosse Staats- und Vereins-Sammlungen, die durch Uebersendung ihrer Schätze zur Förderung der Anstalt beitrugen.

Im Ganzen verdankte die Anstalt, im Laufe der ersten zehn Jahre, Unterstützung durch Zusendung von Alterthümern: dem Königl. Antiquarium in München; dem bayerischen Nationalmuseum in München; dem german. Museum in Nürnberg; dem Welfen-Museum in Hannover; den Grossherzogl. badischen Museen zu Karlsruhe und Mannheim; dem Grossherzogl. mecklenburgischen Museum zu Schwerin; dem Museum Sr. Hoheit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; dem Landgräflich hessischen Museum zu Homburg; der Sammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich zu Königswarth; dem Museum der Universität zu Tübingen; dem Museum zu Bern; der Sammlung der Geschicht- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg; der Sammlung des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg; der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn, der historischen Vereine zu Darmstadt, Hannover, Hildesheim, Münster, Speyer, Stettin, des württemberg. Alterthumsvereins zu Stuttgart, des Vereins für nützliche Forschung zu Trier, des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, des historischen Vereins für das württemb. Franken, des Vereins für nassauische Geschichte und Alterthumskunde in Wiesbaden, der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, des Alter-

thumsvereins in Mannheim, des historischen Vereins für Niederbayern in Landshut, des historischen Vereins für Oberbayern in München, der niederlausitzischen Gesellschaft in Görlitz, des historischen Vereins für Steiermark in Graz.

Ausserdem stellten die nachstehend genannten Privatsammler Gruppen von Alterthümern zur Nachbildung zur Verfügung: S. Erlaucht der Graf Wilhelm von Württemberg; die Herren: Kammerherr Baron von Estorf; Conferenzzath Thomson in Kopenhagen; Geheimrath von Thiersch, München; Reichsfreiherr Grote auf Schauen bei Halberstadt; Professor Dieffenbach in Friedberg; Kammerherr Baron von Mayenfisch in Sigmaringen; Hofrath Dr. Gustav Klemm in Dresden; von Gemmingen in Nürnberg; Baron G. von Bonstetten in Thun; Obrist Schwab in Biel; von Graffenried in Bern; Professor von Hefner-Alteneck in München; Archivar Habel in Schierstein; Finanzrath Paulus in Stuttgart; Stadtbaumeister Soherr, Bingen; Kaufmann Reuter in Rüdesheim; Dekan Bauer in Künzelsau; Hofrath Esselau in Hamm; Professor Dr. Hassler in Ulm; Rektor Rein in Crefeld; Professor Freudenberg in Bonn; Schönwasser in Gelb; Dr. Wagner in Rheinzabern; Soyter in Augsburg; Dr. Hölder in Stuttgart; Professor A. Morlot in Lausanne; die Antiquare Altmann und Jourdan, Mainz.

Geschenke von Gipsabgüssen verdankte das Museum: Herrn Geh. Rath von Olfers, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin, Herrn Regierungs-Rath von Arneth, Direktor des k. k. Antikenkabinetts in Wien; dem historischen Verein für Niedersachsen in Hannover; den Museen zu Bern und Leyden; Herrn Archivrath Dr. Lisch in Schwerin; den Herren: Baron von Bonstetten in Eichbühl bei Thun; de Longpérier, Direktor des Louvre-Museums, Paris; Professor Fiedler in Wesel; Rektor Petersen in Hamburg; Boch-Buschmann in Mettlach; Ernst aus'm Weerth, Bonn; Frédéric Troyon in Eclepan bei Lausanne; Professor A. Morlot in Lausanne; Dr. Engelhardt, Direktor des Museums in Flensburg.

Wenn dem römisch-germanischen Centralmuseum die Mittel, seine Thätigkeit fortzusetzen, wie aus der vorangegangenen Schilderung hervorgeht, hauptsächlich von dem Staate Hessen und einzelnen deutschen Fürsten zuflossen, so verdankt es doch auch einer Reihe von Mainzer Bürgern thatkräftige Unterstützung in der ersten, schweren Zeit seines Bestehens. Diese Männer, deren Nachkommen vielfach noch heute Mitglieder des römisch-germanischen Museums sind, verdienen genannt zu werden. Es sind die Herren: Bettelhäuser, C., Kaufmann; Canton, G. F., Kaufmann; Dieterich, J., Kaufmann; Deninger, C. Fr., Lederfabrikant; Du Mont, Alexis, Advokat-Anwalt; Gastell, Albert, Chaisenfabrikant; Goldschmidt, Gebr., Banquier; Heerdt, S., Kaufmann; Henkell, A., Weinhändler; Kirchheim, Georg, Buchhändler; Knussmann Fr., Möbelfabrikant; Korn Fr., Banquier; Kraus, Konrad, Architekt; Laske, J. B., Stadtbaumeister; Lauteren, Chr., Weinhändler; Lauteren, Clemens, Weinhändler; Lennig, A. Fr., Domdekan; Lindenschmit, Ludwig, Conservator; Lothary, Christ., Bauunternehmer; Mayer, Ernst, Lederfabrikant; Michel, Karl, Lederfabrikant; Michel, Frau Marie, geb. Reinhardt; Michel, Karl jun., Lederfabrikant; Moufang, Chr., Domkapitular und Regens; von Motz, Major a. D.; Karl Roos, Architekt; Schirges, G., Sekretär der Rheinschiffahrts-Commission; Schmauch, Stephan, Eisenhändler; Schneider, J. B., Bauunternehmer; Scholz, Chr., Fabrikant; Schott, Franz, Musikverleger; Schröder-Sandfort, Kaufmann; Schumacher, Jos., Schuhfabrikant; Sonntag, F., Gasfabrikant;

Strigler, J., Kaufmann; Ursinus, P., Schreinermeister; Vohsen, J. E., Kaufmann; Wenzel, Dr. med.; Wittmann, Dr. med.; von Zabern, Viktor, Buchhändler.

Auf Wunsch der Commission für das römisch-germanische Centralmuseum hatte, vor Ablauf des ersten Jahrzehnts seit Bestehen der Anstalt, der Verwaltungs-Ausschuss des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine einen speciellen Kommissar nach Mainz geschickt, um die Sammlungen besichtigen zu lassen. Der Vorsitzende des Gesamtvereins, damals Graf Wilhelm von Württemberg, äussert sich in der Hauptversammlung des Vereins zu München über diese Besichtigung wie folgt: „Es gereicht dem Verwaltungsausschuss zur grössten Befriedigung, dass das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz, die gehaltvollste und gedeihlichste Schöpfung des Gesamtvereins, unter der umsichtigen und energischen Leitung seines Vorstands einen solch erfreulichen Aufschwung genommen und, nach Zahl und Werth der darin angesammelten Objekte, einen achtunggebietenden Umfang erreicht hat. Der erstattete Bericht über das Ergebniss der Besichtigung ist von der Art, dass der Gesamtverein nach der Ansicht des Verwaltungsausschusses allen Grund hat, auf diese seine gelungenste Schöpfung mit gerechtem Stolz hinzublicken und dem hohen Werth derselben für vergleichende wissenschaftliche Forschung die grösste Anerkennung zu zollen.“

Dass auch Lindenschmit mit dem was nach zehnjähriger Arbeit erreicht, zufrieden war, geht aus dem zurückschauenden Bericht für das Jahr 1862 hervor. Es ist die Genugthuung, welche das Gelingen einer schweren Arbeit gibt, wenn er sagt: „Wir unterziehen uns der Pflicht (der Berichterstattung) in dem erhebenden Gefühl eines glücklichen Erfolgs unserer Bestrebungen für die stufenweise Steigerung der Leistungen, zugleich mit dem tiefsten Dank für die Unterstützung unserer hohen Protektoren, welche die Entfaltung unserer Thätigkeit ermöglicht und die Beweise allseitigen Vertrauens und freundlicher Förderung, welche unseren Muth in Ueberwindung aller Schwierigkeiten eines so umfassenden Unternehmens erfrischt und belebt haben.“

Die Saat war in dem Zeitraum von zehn Jahren auf den verschiedenen Gebieten, welche das röm.-germ. Centralmuseum zu bebauen hatte, ausgestreut und überall aufgegangen; es fehlte nur an befruchtendem Regen, der sie zur Entwicklung, zu raschem Wachstum bringen konnte, — die Geldmittel flossen noch immer zu spärlich. Die Einkünfte der Anstalt waren zudem sehr schwankend, was bei der wechselnden Zahl der Förderer und der rein zufälligen Einnahmen durch Verkauf von Nachbildungen nur natürlich erscheint. Ein Blick auf die Mittel, welche in den nächsten neun Jahren zu Gebot standen, zeigt folgende Ziffern:

Jahr 1863	Subventionen und Beiträge	1670 fl,	aus Verkäufen	860 fl
„ 1864	„ „ „	1905 fl,	„ „	1040 fl
„ 1865	„ „ „	1956 fl,	„ „	874 fl
„ 1866	„ „ „	2527 fl,	„ „	153 fl
„ 1867	„ „ „	2438 fl,	„ „	248 fl
„ 1868	„ „ „	2286 fl,	„ „	20 fl
„ 1869	„ „ „	2440 fl,	„ „	436 fl
„ 1870	„ „ „	3281 fl,	„ „	25 fl
„ 1871	„ „ „	2310 fl,	„ „	845 fl

Das Jahr 1862 hatte mit einem beträchtlichen Fehlbetrag (180 fl) geschlossen und es schwebten ohnehin noch Schulden für bauliche Arbeiten im Betrag von ca. 1000 Gulden, deren Begleichung nachgerade nothwendig wurde. Im Jahre 1864 schoss der Kassierer des Museums, der Stadtbaumeister Jos. Laske, 134 Gulden vor, um einen drängenden Gläubiger zu befriedigen.

Da auch bei äusserster Anspannung der Kräfte, durch Arbeiten für auswärtige Museen die Einkünfte nicht weiter verbessert werden konnten, ohne den Ausbau der eigenen Sammlung schwer zu schädigen, so musste der Vorstand, um der Noth abzuhelfen, die Vermehrung der Beiträge mit aller Energie zu erstreben suchen.

Die Hoffnung, welche man auf Unterstützung von Seiten des deutschen Bundes gesetzt hatte, war schon längst bedeutend herabgestimmt und das Gesuch um Bewilligung eines matriculärmässigen Beitrags blieb denn auch schliesslich ohne Erfolg. So war man auf den alten Weg der Petition bei den einzelnen Regierungen verwiesen. In der Ueberzeugung aber, dass in dieser Richtung das überhaupt Erreichbare schon erreicht sei, beschloss man zunächst lieber die Zahl der einheimischen Förderer nach Möglichkeit zu erhöhen. Hier war es namentlich Wenzel, der, nachdem er selbst ein unverzinsliches Darlehen von mehreren Hundert Gulden zur Verfügung gestellt hatte, sich unter mancherlei oft peinlichen Umständen bemühte dem Museum in den Kreisen wohlhabender Mitbürger weitere Unterstützung zu gewinnen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; ihm war es hauptsächlich zuzuschreiben, dass der Rentner Heinrich Rau, trotz der rückhaltslos mitgetheilten Sachlage, die eine Rückzahlung keineswegs erwarten liess, ein unverzinsliches Darlehen im Betrage von 1400 Gulden zur Tilgung der hauptsächlichsten Schulden gab. Das drückende der damaligen Verhältnisse wird am besten beleuchtet durch eine Mittheilung Lindenschmits über dieses Vorkommniss an einen Freund; er schrieb: „Dieses kaum begreifliche, so überaus glückliche Ereigniss beseitigt die wesentlichsten Besorgnisse für die Zukunft und gewährt Muth und Zuversicht nicht allein für die schwungvolle Fortsetzung der Arbeiten, sondern auch für die Erfüllung meiner persönlichen Hoffnungen, welche sich zwar von jeher innerhalb sehr bescheidener Grenzen hielten, aber nach dem Verlauf der letzten Zeit jede Aussicht verloren zu haben scheinen: — Glück auf!

Später, in besseren Zeiten wurde ein kleinerer Theil des Betrags Herrn Heinrich Rau, zurückbezahlt. Den Rest von tausend Gulden hat der edle Mann dem Museum letztwillig zugesprochen.

Die Last der Schulden war nun zwar zum grösseren Theil abgewälzt, doch das Kriegsjahr 1866 brachte so grosse Störungen, dass die Einkünfte des Museums durch Verkauf von Nachbildungen fast ganz ausfielen, sie gingen auf 153 Gulden zurück. Da die Zeit auch sonst manche Einbusse verursachte, so erschien es denn als glückliches Ereigniss, dass eine Eingabe des Vorstands an Sr. Königl. Hoheit den Grossherzog von Hessen von überraschend günstigem Erfolge war. Der Beitrag aus dem Universitätsfonds, der in den letzten Jahren auf 350 Gulden normiert war, wurde im Jahre 1867 auf 700 Gulden erhöht. Lindenschmit schrieb damals seinem Neffen: „Jetzt ist, Dank den unablässigen Bemühungen eines Freundes (Wenzel), Aussicht auf definitive Regelung meiner Stellung gegeben und ich kann aufathmen!“ Die hierdurch hervorgerufene, verhältnissmässig günstigere Lage des Museums veranlasste den Vorstand, Lindenschmit, als dem Direktor

der Anstalt, an Stelle der seitherigen Remuneration von schwankender Höhe, einen festen Gehalt von vorläufig 700 Gulden zu zahlen. Freilich war der Direktor gezwungen, der Ersparniss wegen, wiederum die Arbeit des Koloristen neben seinen übrigen Obliegenheiten zu übernehmen, wie er dies schon in den ersten Jahren des Bestehens der Anstalt geübt hatte. Der bis dahin angestellte Kolorist sollte nur bei dringenden, für auswärtige Museen bestimmte Arbeiten herangezogen werden.

Im folgenden Jahre wurde ein schon längere Zeit vorbereitetes, gedrucktes Rundschreiben an die Bürger von Mainz versandt, welches zur Unterstützung der Anstalt durch jährliche Beiträge aufforderte. Der, von dem Mitgliede des Vorstands, Landgerichtsrath Dr. Creizenach, verfasste Aufruf gibt eine kurze Erklärung des vom Museum erstrebten, wichtigsten Zieles, „systematische Veranschaulichung alles Materials zur Kenntniss der deutschen Urgeschichte, soweit es mit den Mitteln der abformenden Plastik möglich ist,“ und fügt hinzu, dass schon jetzt nirgends anderswo eine so unmittelbar instructive und vollständige Uebersicht unserer nationalen Alterthümer zu gewinnen sei. Nach Würdigung der von dem Museum, auch in der Schätzung von Seiten des Auslandes, gewonnenen wissenschaftlichen Bedeutung heisst es: „Für unsere Stadt, welche dadurch zum Centralpunkt wissenschaftlicher Studien auf einem der anziehendsten Gebiete der Wissenschaft, für ganz Deutschland geworden ist, muss der Ausbau des Werkes von ganz besonderem, hervorragendem Interesse sein. Sie bewahrt in dem Museum aber auch eine Schöpfung, welche zunächst für unsere Jugend eine stets zugängliche Quelle der anregendsten Belehrung bietet, ganz dazu angethan, den Bildungstrieb, insbesondere den historischen Sinn, durch Anschauung der vollständigsten Illustration der Keime und des Fortgangs unseres Kulturlebens zu wecken und zu pflegen, wie sie sonst nirgendwo zu Gebot steht.“ . . Der Hinweis auf die kärglichen zum Ausbau des vaterstädtischen Werkes zu Gebot stehenden Mittel, schliesst mit der Bemerkung, dass der Gesamtbetrag aller Einnahmequellen des römisch-germanischen Centralmuseums seit fünfzehn Jahren, noch nicht einmal den Betrag der Einkünfte ähnlicher Anstalten, z. B. den des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, von einem Jahre erreicht.

Der Appell an die Bewohner von Mainz hatte das Ergebniss, dass die Beiträge der einheimischen Förderer im Laufe des nächsten Jahres von 339 fl auf die Summe von 1238 fl anwachsen; ein schöner Erfolg, der durch das eifrige Zusammenwirken des Vorstands, wie sich die Kommission jetzt nannte, erreicht worden ist.

Das waren im Grossen und Ganzen die Mittel, welche dem römisch-germanischen Centralmuseum bei seiner Arbeit während des zweiten Jahrzehnts zur Verfügung standen. Aber wenn die Verhältnisse auch keineswegs gefestigt, das Einkommen kein sicheres war und die Noth oft genug aus allen Ecken sah, so war man doch jetzt voll Zuversicht. Das Gefühl, dass man zur Noth auch ohne Anschluss an ein grösseres Ganze den Weg zum Ziel fortsetzen könne, war mehr und mehr erstarkt und verlieh den Entschliessungen des Vorstands, als Direktor Essenwein, der erste Vorstand des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, im Jahre 1866/67 die Vorschläge zur Verbindung der beiden Anstalten erneuerte, die nöthige Ruhe und Ueberlegung. Man glaubte die Idee der Verschmelzung beider Anstalten an sich freudig begrüßen zu müssen, wie man auch 10 Jahre vorher sich keineswegs principiell ablehnend verhalten hatte, doch sollte die

ungestörte Weiterentwicklung des römisch-germanischen Museums in der seitherigen Weise, verbürgt sein. Man forderte, wie ehemals, als Grundlage eines abzuschliessenden Vertrags, das Verbleiben der Anstalt in Mainz, und ausserdem den Eintritt der Mitglieder des Vorstands in den Verwaltungsausschuss des germanischen Nationalmuseums.

Eine am 9. Mai 1867 in Mainz abgehaltene Besprechung des Vorstands mit Direktor Essenwein führte zu keinem abgeschlossenen Ergebniss. Man fasste zunächst ein Uebergangsstadium ins Auge, als dessen hauptsächlichstes Merkmal eine auf gemeinschaftliche Kosten in Mainz zu errichtende gemeinsame Werkstätte geplant war. — Dem Gefühl der Unzufriedenheit mit dem Ausgang der Besprechung in Mainz liess Essenwein in einem Schreiben vom 2. Juni 1867 Ausdruck, in dem er, bei aller Bewunderung für die glänzenden Leistungen des römisch-germanischen Centralmuseums, betonte, dasselbe sei zu wenig umfangreich, um, wenn kein Anschluss an Nürnberg erfolge, eine nationale Anstalt werden zu können. Ein solches Museum müsse vor allem durch die Masse auch dem Laien imponiren. Das Volk wolle grosse, materiell grosse Anhaltspunkte, wenn es sie als nationales Einheitsband betrachten solle. Er stellte in Aussicht, die Sammlung werde mit Lindenschmit stehen und fallen, nach seinem Tode werde sie einen Annex des städtischen Museums bilden und dort verlassen sein, bevor sie auch nur einen kleinen Theil ihrer Aufgabe erfüllt habe. Zugleich kommt Essenwein auf den, schon von Aufsess ausgesprochenen Gedanken der Errichtung einer Konkurrenzanstalt zurück. Er schrieb: „Wir müssen uns nun für unser Antiquarium dieselbe Aufgabe stellen, welche Sie haben, oder wenigstens eine ganz ähnliche. Wir müssen also auch dieselben Mittel und Wege einschlagen, wie Sie und werden alsdann, wenn wir die Sache geschickt anfangen, vielleicht im Laufe von einigen Jahren, um ähnliches Geld, wie Sie es aufgewendet haben, auch ähnliche Resultate erzielen. Unser Antiquarium nimmt von Tag zu Tag zu, sodass wir nicht mehr in der Lage sind, die Sachen aufzustellen. Es muss nun einmal System in die Sache gebracht werden, und wenn ich dieses jetzt noch nicht vorgeschlagen habe, so geschah es blos deshalb nicht, weil wir vorher noch anderes in Ordnung zu bringen haben. In drei bis vier Jahren wird aber daran die Reihe kommen, und dann werde ich, wenn eine Einigung (mit dem römisch-germanischen Centralmuseum) nicht erfolgen sollte, mir von unserem Ausschuss die Mittel anweisen lassen müssen, für unsere Anstalt dasselbe zu thun, was dieselbe durch Verbindung mit dem römisch-germanischen Museum erlangt.“ Diese ziemlich deutliche Drohung wird kaum abgeschwächt durch die nachfolgende Bemerkung, dass von Seiten des Nürnberger Museums die Vereinigung lebhaft gewünscht werde, und der Verwaltungsausschuss sich im Herbst mit der Angelegenheit beschäftigen werde.

Die Antwort, welche Lindenschmit im Auftrage des von dem Schreiben wenig erbauten Vorstands gab, lautet im allgemeinen: „Vor allem beeile ich mich, Ihnen unsere vollste Zustimmung auszudrücken, wenn Sie sich veranlasst finden, die Berathung der Vereinigung beider Anstalten einstweilen zu vertagen. . . Mein Wunsch war immer weniger auf raschen Vollzug, als auf Gewinn einer beiderseitig befriedigenden Lösung gerichtet. . . Es handelt sich um die Auffindung einer ausgleichenden Art des Uebereinkommens, welche unser Institut in seiner wesentlich ergänzenden Richtung, für das Ihrige nutzbringend macht, und dem unsrigen dafür ebenfalls einen mehr als ideellen Vortheil

zuweist, welchen wir aus einer Vereinigung erwarten müssen, der wir jedenfalls einen Theil sowohl unserer Zeit und Thätigkeit, als auch unserer Unabhängigkeit zu opfern haben würden. Um sich über eine solche zu einigen, bedarf es einer allseitig richtigen, unbefangenen Anschauung der Verhältnisse und ich halte es deshalb für Pflicht, mich über einige Aeusserungen in Ihrem letzten Schreiben, in welchem ich diese nothwendigen Bedingungen einer Verständigung zu vermissen glaube, näher auszusprechen. Ich muss dabei vor allem einige Punkte hervorheben, welche für die Beurtheilung des Werthes und der Bedeutung der ja beiderseitig als wünschenswerth erkannten Verbindung von wesentlichem Gewicht sind.“ Lindenschmit wendet sich nun zunächst gegen die Ansicht Essenweins, dass das römisch-germanische Centralmuseum wohl voraussichtlich, nach dem Tode seines jetzigen Leiters, einen Annex des städtischen Museums bilden und verlassen sein werde etc. indem er darauf hinweist, dass, wenn bei den schwankenden Verhältnissen der Zeit allerdings Niemand vorhersehen könne, ob das Museum sich ungestört werde in gleicher Art fortentwickeln können, es doch ebenso zweifelhaft sei, ob durch den Anschluss an das germanische Museum die glückliche Wahl eines Nachfolgers, oder überhaupt eine energische „sachgemässe Fortführung der Arbeit gesichert sei; möglicherweise würde dasselbe dann ausserhalb aller fruchtgebenden Weiterbildung und sorgsamten Pflege gerathen, welche man für den Fall der Einverleibung in das Mainzer Museum voraussetze, und in welcher sich thatsächlich die antiquarische Abtheilung des germanischen Museums vierzehn Jahre lang befunden habe und noch befinde. „Wollten wir,“ heisst es weiter, „die Wahrscheinlichkeiten in Betracht ziehen, so sprächen dieselben eher dafür, dass ein kleineres, verhältnissmässig geringe Kosten forderndes Unternehmen mit scharf begrenztem, wissenschaftlichem Zweck, welches selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen seine Lebensfähigkeit erwiesen, eher die Wechsel der Zeit und selbst längere provisorische Zustände überdauern, immer wieder zu richtiger Leitung und zu endlichem Abschluss gelangen werde, als ein so weitläufig angelegtes, so bedeutende Mittel in Anspruch nehmendes Institut wie das germanische Nationalmuseum. Doch stellen wir die Zukunft den Fügungen der Vorsehung anheim. Wir werden unsere Pflicht erfüllt haben, wenn wir nach redlichstem Ermessen auf den jetzt vorliegenden Stand der Verhältnisse und Errungenschaften, unsere Maassnahmen und Berechnungen des künftig Erreichbaren begründen. Da aber wird es einer unbefangenen Prüfung alsbald klar werden, dass unsere Arbeiten und Leistungen ihre Aufgabe keineswegs etwa noch nicht zum geringen Theil erfüllt haben, sondern dass im Gegentheil unläugbar jetzt schon gerade das Schwierigste als erreicht zu betrachten ist. Wenigstens in Bezug auf die vorzugsweise wichtigen Grabalterthümer wird der Zuwachs von weiteren fünfthalb Tausend Nummern und selbst das Doppelte, zehnmal leichter zu gewinnen sein, als das erste Tausend derselben. Ebenso einleuchtend bleibt es, dass hier nicht die Zahl der Nummern an und für sich von massgebender Bedeutung ist, sondern ihre einsichtsvolle Auswahl und dass diese ihre Wahl denn doch einige besondere Kenntniss, ein lebenslanges Vertrautsein mit den fraglichen Objekten selbst, eine direkte Mitbetheiligung an der Specialforschung, kurz, manche Dinge voraussetzt, die nicht Jedermanns Sache, jedenfalls aber mindestens ebenso unerlässlich sind, als eine gute technische Ausführung der facsimilirten Gipsabgüsse.

Wenn wir die neuere Umwälzung unserer mittelalterlichen Kunstgeschichte noch so hoch anschlagen, so bleibt es doch gewiss, dass es eine gleich schwierige, vielleicht noch verwickeltere Aufgabe ist, in die vorgeschichtlichen Kulturverhältnisse Licht und Sicherheit zu bringen und die phantastischen Nebelgebilde zu bescitigen, mit welchen irrthümliche Vorstellungen aller Art nicht weniger als verkehrte Gelehrsamkeit, den grossen Raum der Vorgeschichte und selbst die ersten historischen Zeiten erfüllt haben. Und wenn die Lösung dieser Aufgabe nur darin bestehen kann, nicht nur das richtige Verfahren zu treffen, nach welchem in objektivster Weise die vorliegenden Thatsachen zu einem übersichtlichen Zusammenhang gelangen, sondern auch zugleich für diesen Zweck die lichtgebenden Momente und treffenden Belege aus der Masse der überall hin zerstreuten Denkmale herauszufinden, so darf in der That unsere Anstalt auf die Ergebnisse ihrer Arbeiten und die Anerkennung, welche dieselben in dem Kreise der Urtheilfähigen gefunden, mit vollster Befriedigung zurückblicken. Dass aber diese Würdigung des vorwiegend wissenschaftlichen Charakters unserer Leistungen noch nicht eine so allgemeine geworden, wie dies nur das Ergebniss öffentlicher Besprechungen sein kann, war seither nur die Folge unserer Zurückhaltung und unseres Wunsches, erst noch dieses und jenes weiter zu fördern. Nichts wäre aber leichter, als die gewonnenen Resultate in das gebührende Licht zu setzen, namentlich jetzt, wo bereits für die wichtigsten Fragen so werthvolles Material überallher zusammen gebracht ist. Es bedürfte dazu kaum ein Prozent der Mühe und Mittel, welche für Reklamen das germanische Museum seit langen Jahren verwendete, und es wird auch geschehen müssen, sobald wir in eine ganz überflüssige und zwecklose Konkurrenz hineingenöthigt werden. Ich müsste es aber als ein beklagenswerthes Missverständniss bezeichnen, wenn Sie die wissenschaftliche Seite unserer Arbeiten, ihre wesentliche, alles bedingende Grundlage völlig ausser Acht lassend, wirklich zu der Ueberzeugung gelangt sein könnten, dass es nur eines gleichen Aufwandes an Geld und Zeit bedürfe, um auch gleiche Resultate wie die unsrigen zu erzielen. In diesem Falle würde ich, wie früher dem Herrn von Aufsess, welcher drohend auf die gleiche Aufgabe des germanischen Museums hinwies, auch Ihnen erwidern müssen: Wohlan, der Versuch steht Ihnen frei! — Wäre es sogar möglich, die subventionierenden Regierungen zu veranlassen, zweimal Geld für denselben Zweck zu bewilligen, und die überflüssige Wiederholung desselben Unternehmens bei Gelehrten und Patrioten zu rechtfertigen, so wird doch der alte Spruch: Si duo faciunt idem non est idem, ohne Zweifel sich auch hier und gewisslich nicht gerade zu unserem Nachtheil bewähren. In dieser Ueberzeugung und zugleich mit dem aufrichtigen Wunsche, dass der Ausführung einer naturgemässen, möglichst nahen Verbindung beider Anstalten nicht alle Aussicht entzogen werde, kann ich nur von jedem Gedanken an den Versuch einer parallelen Thätigkeit des germanischen Museums mit dem unsrigen ebenso nachdrücklich als treugemeint abmahnen. Dagegen glaube ich, dass gerade bei dem angezogenen Spruch anknüpfend, sich die einfachste und natürlichste Lösung der Frage Ihres Antiquariums gewinnen liesse.“ . . . Lindenschmit schlägt vor, aus den geschenkweise dem germanischen Nationalmuseum überlassenen Funden, in ergänzender Verbindung mit wohlgewählten Abgüssen, eine instruktive Sammlung vorchristlicher Alterthümer herzustellen,

und weist darauf hin, dass dies vollkommen der Weise entsprechen würde, in welcher Essenwein die übrigen Abtheilungen des germanischen Museums zu einer lehrreichen Vollständigkeit auszubilden im Begriffe stehe, dass gar keine Veranlassung vorliege, gerade in Bezug auf die fernliegenden, vorchristlichen Alterthümer diese Grenze zu überschreiten und damit offenbar in den Bereich des römisch-germanischen Centralmuseums einzugreifen, welches auf diesem Gebiet eine weit umfassendere, ja erschöpfende Zusammenstellung des betreffenden Forschungsmaterials auszuführen habe. Die Hilfe des römisch-germanischen Museums bei Auswahl und Herstellung der nöthigen Abgüsse stellt Lindenschmit darauf bereitwilligst in Aussicht, und indem er auf den in Mainz besprochenen Plan der Errichtung gemeinsamer Werkstätten zurückkommt, schliesst er mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, dass auf dieser sehr einfachen und sicheren, wenn auch schmalen Basis sich der innige Verkehr beider Anstalten bald in der Weise gestalten werde, dass alle nur in Unkenntniss der Verhältnisse wurzelnde Vorurtheile verschwinden und das Einigungswerk in seiner richtigen und möglichen Form sich dann von selbst bilden müsse.

Der Plan einer Vereinigung beider Anstalten verlief resultatlos; im Verlauf der kommenden Jahre wurde ein ernstlicher Versuch, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, von keiner Seite mehr unternommen. Ich habe dem Austausch der Meinungen hier eingehendere Berücksichtigung gegönnt, weil die Ausführungen zur Kenntniss der Verhältnisse und Anschauungen nicht ohne Wichtigkeit sind.

Wenn übrigens Lindenschmit in dem oben wiedergegebenen Schreiben versichert, dass er mit Ruhe der Errichtung einer Parallelanstalt entgegensehe, so war dies in der That mehr als eine Redensart; Konkurrenz auf seinem eigensten Gebiete hatte das römisch-germanische Museum nicht mehr zu fürchten. Jetzt waren die Beziehungen der Anstalt, die durch die alljährlichen Reisen, die litterarische Thätigkeit und eine ausgebreitete Korrespondenz des Direktors genährt wurden, in unaufhaltsamem Wachsen begriffen, zugleich mit dem wissenschaftlichen Ansehen des Leiters, das die Stellung mehr festigte, als grosse Dotationen allein vermocht hätten. Das römisch-germanische Museum war schon in den sechziger Jahren ein geistiger Mittelpunkt der deutschen Alterthumsforschung, eine Stelle aufklärenden Rathes geworden. Es bleibt lebhaft zu bedauern, dass die zahllosen Briefe Lindenschmits, die damals eine Fülle von Belehrung, wissenschaftlichen Beobachtungen und Auskünften nach auswärts trugen, von denen viele kleinen Abhandlungen über augenblicklich brennende, wissenschaftliche Fragen glichen, nicht in Kopie erhalten sind. So bleibt nur aus einzelnen, zufällig erhaltenen Entwürfen und aus den Antworten der Empfänger zu erkennen, in welchem Maasse Lindenschmit durch freigebige Mittheilung der Ergebnisse seiner Forschung, auch abgesehen von seiner litterarischen Thätigkeit, befruchtend auf die heimische Alterthumskunde eingewirkt hat.

Die litterarische Thätigkeit wuchs im Lauf der sechziger Jahre bedeutend, trotz der theilweisen Beschäftigung des Direktors mit der Bemalung der Abgüsse, sie bildete hauptsächlich die Arbeit der Abende.

Vom Jahre 1866 ab entlasteten ihn zwei Mitglieder des Vorstandes, die Herren Dr. Creizenach und von Motz, als Sekretäre des Museums, indem sie die kleineren, rein geschäftlichen Schreibebeiten zum Theil übernahmen.

Der I. Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ war im Jahre 1862 mit dem 12. Heft abgeschlossen. Der Absatz des Werkes hatte sich, namentlich auch im Auslande, bedeutend gehoben und Lindenschmit konnte mit Recht in dem Vorwort zum II. Band hervorheben, dass der Versuch der Herausgabe verlässiger Abbildungen in der Weise eines, bis jetzt nicht vorhandenen Nachschlagewerkes, die vollste Zustimmung der Kenner und Freunde unserer Alterthümer gefunden habe. Die als zweckmässig erkannte Anlage des Werkes wurde im allgemeinen auch im zweiten Bande beibehalten, doch hat der Verfasser, in Folge der schon in seinen anderen Veröffentlichungen zum Ausdruck gebrachten Erkenntniss von der Unhaltbarkeit der Dreiperioden-Theilung jede Bezugnahme auf dieses System aufgegeben. Diese Aenderung rechtfertigte er durch den Hinweis auf die Thatsache, dass der Gebrauch der Erzgeräthe diesseits der Alpen niemals ein durchaus allgemeiner gewesen, und dass die primitiven Werkzeuge aus Stein, Knochen und hartem Holz selbst bei ausgedehnterem Gebrauch des Eisens nur allmählich verschwunden seien. Wenn ein sicherer Anhalt für die Altersbestimmung der Funde demnach nur noch in der eingehenden Betrachtung des Stils und Charakters der Arbeiten und durch die Gesammterscheinung des Gräberbaues gefunden werden konnte, so erschien es förderlicher, die hierfür Licht gebenden Punkte theils in erweiterten Erklärungen der Tafeln selbst, theils in erläuternden Beilagen über besonders wichtige, noch nicht erklärte oder besprochene Grabfunde anzugeben.

Was im Allgemeinen das vorgeführte wissenschaftliche Material betrifft, so erscheint dasselbe mannigfaltiger und in noch reichem Wechsel als im I. Bande, und häufiger zur Illustrirung bestimmter, wissenschaftlicher Fragen ausgewählt. Die in dem II. Bande enthaltenen Aufsätze: „Etruskische Alterthümer des Rheinlandes“, „Ueber einige diesseits der Alpen gefundene Erzgefässe als Zeugnisse altitalischen Handelsverkehrs nach dem Norden“, „Etruskische Bildwerke diesseits der Alpen“, „Grabhügel mit etruskischen Metallarbeiten“, bringen Lindenschmits Ansicht über die Herkunft bestimmter, aus Grabhügeln erhobener Bronze- und Goldgeräthe, die damals noch ziemlich allgemein als römische Arbeiten bezeichnet wurden, zum Ausdruck. Er war es, der zuerst bestimmt auf die altitalische und etruskische Herkunft jener Bronzen hinwies, und daher mag sich die später namentlich von skandinavischen Forschern in Umlauf gebrachte Nachrede schreiben, Lindenschmit führe alle diesseits der Alpen gefundenen Bronzen aus vorrömischer Zeit auf etruskischen Import zurück. Wiederholt und entschieden hat er sich gegen diese Unterstellung verwahrt. Gerade er war weit von der leider so viel beliebten Verallgemeinerung bestimmter Beobachtungen und Ergebnisse entfernt. In der Vorrede zum III. Bande der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, im Jahre 1871 sagt er im Verlauf einer längeren Auseinandersetzung in Bezug auf diese Unterschiebungen: „Nichts ist unbegründeter, als mir die Absicht beizulegen, alle Bronzen nordischen Fundortes auf etruskischen Ursprung zurückzuführen. Meiner wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung nach sind bei dem Import von Erzgeräthen nach der Mitte und nach dem Norden unseres Welttheils alle Kulturvölker des Mittelmeerbeckens betheilig, je nach der Zeit, in welcher sie, der historischen Ueberlieferung gemäss, sich im Besitz einer bedeutenden Metallindustrie befanden, für die Erzeugnisse derselben zu dem Aufsuchen ergiebiger Verwerthung veranlasst wurden

und durch den ausgedehnten Handel zur See und zu Lande dieselbe zu gewinnen in der Lage waren. . . .“

Der II. Band des Werkes schloss gegen Ende der sechziger Jahre ab und der III. begann noch innerhalb des 2. Jahrzehnts der Anstalt. Im Allgemeinen hatte das Werk den objektiven Charakter bewahrt, der ihm von Anfang an aufgeprägt war, da der Verfasser seine entschiedene Stellungnahme zu bestimmten grossen Fragen, die Berichtigung irriger Ansichten, die Begründung neuer Beobachtungen, in besonderen, je nach Bedarf, den einzelnen Heften zugegebenen Beilagen bethätigte.

Eine freie Bahn, seine Anschauungen auszufeuchten, und namentlich die durch die nordische Alterthumsforschung gepflanzte Lehre von einer grossen, nordischen, der südlichen Entwicklung gleichwerthigen Kultur zu bekämpfen, erhielt Lindenschmit, als, von ihm und Professor Ecker in Freiburg angeregt, eine Reihe von Gelehrten, Naturforschern und Anthropologen sich im Jahre 1865 zur Begründung einer Zeitschrift, des Archivs für Anthropologie, vereinigten. Hofrath Professor Ecker in Freiburg, Professor Welcker in Halle und von Baer hatten die Einladungen zu einer gemeinschaftlich zu gründenden Zeitschrift und einer Zusammenkunft in Frankfurt a. M. ergehen lassen. Der Versammlung wohnten die Herren Professor Désor, Neuenburg, Professor Ecker, Freiburg, Direktor Lindenschmit, Mainz, Professor Lucae, Frankfurt a. M., Professor Schaffhausen, Bonn, Professor Vogt, Genf, Professor Welcker, Halle, Professor His, Basel, an. Nach Uebereinkunft sollte die Zeitschrift 1. Originalmittheilungen, 2. Referate bringen, wobei festgesetzt wurde, dass pathologisch-anatomische Fragen nur so weit Aufnahme zu finden hätten, als sie Interesse für die Anthropologie selbst zu bieten vermöchten. Als Redakteure der Zeitschrift wurden einstimmig die Herren Ecker und Lindenschmit ernannt, und zwar der erstgenannte für den naturwissenschaftlichen, der letztere für den archäologischen Theil. Die Zeitschrift erschien im Verlag von Friedrich Vieweg, Braunschweig. Der erste Band lag im Jahre 1866 fertig vor. Durch dieses Archiv wurde eine Lücke gefüllt in der Reihe der Arbeiten zur Aufhellung der Urgeschichte, indem auch den in den Gräbern bewahrten Körperresten der Landesbevölkerungen eingehendere Beachtung und fachmännische Beurtheilung zu Theil wurde.

Die Reihe der von Lindenschmit in dem „Archiv“ veröffentlichten Abhandlungen und Referate, meist polemischer Natur, enthalten einen Schatz von treffenden, vielfach heute erst recht giltigen Ausführungen und Anschauungen, wie er denn in den vielumstrittenen Fragen, welche damals zur Lösung standen, im grossen Ganzen Recht behalten hat. Das Bezeichnende an diesen Arbeiten ist der, bei gebührender Würdigung von Einzelheiten bewahrte grosse Gesichtspunkt, von dem aus er die Dinge betrachtete, der ein Verirren zwischen all den sich häufenden Mischungsverhältnissen und Uebergängen in den Grabfunden nicht zulässt. Bezeichnend ist ferner seine allem Schematismus abgeneigte Betrachtung.

Gegen Ende der sechziger Jahre begann sich Lindenschmit mit den Vorbereitungen zu der Bearbeitung eines Handbuchs der deutschen Alterthumskunde zu befassen, dessen erste Lieferung aber erst fast ein Jahrzehnt später erschien.

Was die Vermehrung der Sammlungen während des zweiten Dezenniums betrifft, so vollzog sie sich in engem Zusammenhang mit den Ergebnissen der Forschung und nament-

lich, wie schon seither, mit besonderer Rücksicht auf die von Lindenschmit studierten, wissenschaftlichen Fragen. Neben der Beschaffung der allgemeinen Grundlagen einer objektiven Forschung wurde auch, und sehr zum Vortheil der Sammlungen, der Vertheidigung und Stärkung bestimmter Anschauungen durch Ansammlung zahlreicher, markanter Belege Rechnung getragen. In diesem Zeitabschnitt fanden daher die Grabhügel-funde mit Importwaaren aus dem Süden und Südosten, unter welchen der berühmte Dürkheimer Dreifuss und die Funde von Waldalgesheim, Armsheim und Mettlach hervorragen, eingehende Berücksichtigung.

Reichen und wichtigen Zuwachs bildeten die grossen Typenreihen aus dem Grabfelde von Hallstatt und aus den gleichalterigen Necropolen Steiermarks, die dem k. k. Antikens-kabinet in Wien und dem Landesmuseum in Graz zu verdanken waren. An diese öster-reichischen Funde schlossen sich die ebenfalls der Hallstattperiode angehörenden, durch ihre bunte, reichdekorirte Keramik ausgezeichneten, schwäbischen Grabhügelfunde an, die Graf Wilhelm von Württemberg zur Nachbildung überliess. Eine zweite, grosse Gruppe von Nachbildungen, fast ausschliesslich aus Eisenwaffen bestehend, übergab Kaiser Napoleon III. dem Museum als Geschenk, zum Dank für den Rath und die För-derung, welche das Mainzer Museum bei Begründung des gallo-römischen Museums in St. Germain geliehen hatte. Diese Nachbildungen der bei Alise St. Reine, dem gallischen Alesia, aufgefundenen gallischen Waffen waren Erstlingswerke des Präparators des genannten Museums, der in der Mainzer Anstalt eine Lehrzeit durchgemacht hatte; sie brachten willkommene Bereicherung der Gruppe von Eisenwaffen, die aus der Station La Tène am Neuenburger See stammend, der Sammlung bereits angehörten. Beide grosse Serien boten markante Mittelpunkte, um die sich das rasch zuströmende gleichartige Material kristallisirte. Den später nach dem Ort La Tène benannten Funden, namentlich den alten Typen dieses Formenkreises, widmete Lindenschmit schon damals seine besondere Aufmerksamkeit; sie fielen in der Masse der Hinterlassenschaft vorgeschichtlicher Kultur als eigenartige, seltsame Gebilde auf, und er versuchte eine Er-klärung derselben, der er in der Beilage zu Heft 1 des III. Bandes Worte verlieh. Es heisst da: „Wenn irgendwo, so müssten diese letzteren (die Uebergänge und Zwischen-stufen zwischen bestimmt stilisirten und trefflich ausgeführten Werken, welche grie-chischen Einfluss bekunden, und zwischen Arbeiten eines barbarischen, theilweise ganz primitiven Geschmacks) in Oberitalien und zwar in jenen alten tuskischen Städten des Pogebietes aufzufinden sein, welche seit dem V. bis IV. Jahrh. v. Chr. in der Ueberfluthung des Landes durch gallische Völker wie Inseln zurückgeblieben und in ihrer isolirten Lage mit ihrem industriellen Verkehr hauptsächlich auf die sie umgebenden, wilden Stämme ange-wiesen waren. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass dies Verhältniss auf die Art und den Stil ihrer gewerblichen Thätigkeit einen wesentlichen Einfluss übte, und dass der griechische Geschmack, wenn er hier überhaupt zu herrschendem Einfluss gelangt war, auch am leichtesten durch das eingeborene, barbarisirende Element mancherlei Zer-setzung und Veränderung erfahren konnte; der Eintritt dieser Städte in nächste Verbindung mit der neuen Bevölkerung ist aber weiterhin für die vorliegende Frage von Wichtigkeit, da er nach zwei Seiten hin eine für uns beachtenswerthe Wirkung äussern musste. Eines Theils ist es ihre nunmehrige Stellung, zum Theil als Hauptorte der einzelnen gallischen

Stämme, wie Bononia, welche für die weite Verbreitung ihrer Fabrikate auch über die Alpen hinaus entschieden förderlich sein musste, andererseits erklärt sie in nächstliegender und zuverlässigster Weise die grossen Mengen von Gold- und Silbergeräthen im Besitz der italischen Gallier.“

Die von Lindenschmit unter dem dargelegten Gesichtspunkte betrachteten Funde fanden, als vorläufig nicht genügend erklärte Erscheinungen, in gesonderten Behältern Aufstellung.

Ein Versuch durch Vermittelung des Cardinals Reisach Kunde über das Vorhandensein alter Eisenwaffen in den Museen Gregorianum und Kircherianum zu erhalten, blieb ohne Erfolg. Im allgemeinen aber mehrte sich das Entgegenkommen ausländischer Museen in überraschender Weise. Schon um die Mitte der sechziger Jahre war Lindenschmit in Folge des weithin gedrungenen Rufs der Anstalt in der Lage, den Sammlungen Fundmaterial aus dem Auslande zuzuführen. Ein grosser Theil der in den Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums befindlichen Nachbildungen von Alterthümern aus England, Irland, Russland, Ungarn, Frankreich und der Schweiz stammen aus dieser Zeit.

Die noch bescheidene Sammlung der Waffenmodelle, d. h. der aus den Stoffen der Originale hergestellten Nachbildungen, wurde im Jahre 1868 durch einen Ballist, das Geschenk des Kaisers Napoleon III., und die in den Werkstätten des römisch-germanischen Centralmuseums hergestellten Rekonstruktionen verschiedener Arten des römischen Pilum vermehrt. Diese, mit Benutzung der Darstellungen des Pilum auf den Grabdenkmälern römischer Soldaten, mit Anlehnung an die aus der Erde gehobenen Fundstücke, und mit Berücksichtigung der Angaben der römischen Militärschriftsteller ausgeführten Rekonstruktionen wurden schon damals als Anschauungsmittel beim Unterricht in höheren Schulen vielfach verwendet. Eine Gruppe dieser und anderer Waffenmodelle wurde im Jahre 1871 im Auftrage des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm für den Prinzen Wilhelm, den jetzigen deutschen Kaiser, als Geburtstagsgeschenk bestellt.

Ausser Waffenmodellen wurden plastische Darstellungen von Grabbauten (Steinkammergrab), einer vorgeschichtlichen Salzsiederei, einer Pfahlbauhütte der betreffenden Abtheilung der Sammlung einverleibt.

Im Jahre 1867 war in Folge der zahlreichen Zugänge die Beschaffung neuer Schränke und dann die Neuaufrichtung der ganzen Sammlung nothwendig geworden, die dritte Umordnung seit dem Bestehen der Anstalt. Die Anordnung des Materials erfolgte diesmal nach jener von Lindenschmit schon bei Beschreibung der Sammlung des Fürsten von Hohenzollern - Sigmaringen betonten Ansicht, die Betrachtung der Denkmale und Ueberlieferungen der ältesten, geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit unseres Vaterlandes sei am lehrreichsten in rückläufiger Weise durchzuführen, indem der Ausgang der Zusammenstellung von den spätzeitlichsten Erscheinungen aus genommen werde, bei welchen die Merkmale fremder Einwirkung zugleich mit der nationalen Anlage am erkennbarsten zu Tage treten.

Der auf dem Grundriss des Gebäudes (Seite 15) mit 3 bezeichnete Raum war also Saal I der Sammlung, er enthielt, nach einem Bericht aus dem Jahre 1868, zunächst die merowingischen Alterthümer: Waffen, Schmuck und Gefässe (VIII.—V. Jahrh. n. Chr.). Daran schlossen sich die römischen Waffen und Schmucksachen, sowie Geräte des häuslichen Lebens und Handwerks an (V. Jahrh. n. Chr. bis I. Jahrh. v. Chr.). Darauf

folgten dann die Eisenwaffen und Schmuckgeräthe vom III. Jahrh. n. Chr. an bis zum I. Jahrh. v. Chr. und, am Ende des Saales, die Hinterlassenschaft aus Gräbern „der Periode vor den Kriegen mit den Römern“, vom Ende des II. bis zum V. Jahrh. v. Chr. Von hier aus gelangte man in den auf dem Grundriss mit Nr. 1 bezeichneten Raum. Er zeigte zunächst Waffen und Geräthe aus Erz bis zu den ältesten diesseits der Alpen gefundenen Formen. Ferner die zur Vergleichung mit denselben dienenden Waffen, Schmucksachen, Geräthe und Gefässe aus Erz und Thon, aus italischen und griechischen Fundplätzen. Den Abschluss bildeten die Waffen und Geräthe aus Stein, Knochen und Horn. In den Nischen des zweiten Saales hatten ausserdem die Modelle von Grabhügeln, Reihengräbern, und auf den Gesimsen der Pfeiler, Abgüsse antiker Sculpturen Platz gefunden. Eine bestimmte Bezeichnung für die später von der archäologischen Forschung mit den Namen zweier Fundstellen, Hallstatt und La Tène, belegten Kulturperioden findet sich in dem hier benutzten Bericht über die Ordnung der Sammlung so wenig als in den litterarischen Arbeiten Lindenschmits, obwohl er in diesen sowohl, als auch in der Sammlung die beiden Formenkreise natürlich als ganz verschiedene Erscheinungen behandelte.

Die genannten Bezeichnungen lehnte er in der Folge als unpassend und, nach seiner Anschauung, unwissenschaftlich ab.

Der Betrieb der Werkstätten konnte, da der Direktor, der Ersparniss halber, den grösseren Theil der Arbeit des Koloristen zu seinen übrigen Obliegenheiten übernommen hatte und mehrere Jahre hindurch ausführte, erweitert werden.

Der Zustand des Verfalls, in dem sich häufig die dem römisch-germanischen Museum zur Nachbildung übersandten Alterthümer, namentlich die Fundstücke aus Eisen befanden, erschwerte die Abformung in hohem Grade, ja er war oft geeignet, dieselbe geradezu unmöglich zu machen, wollte man nicht die Erhaltung der Objekte aufs Spiel setzen. Andere Fundstücke wieder liessen in ihrer Umhüllung von wucherndem Rost die ursprüngliche Form und die meist für die Bestimmung der Gegenstände so wichtige Verzierung kaum oder gar nicht erkennen und konnten so nur in sehr beschränktem Maasse ein Interesse für die Forschung bieten. Es erschien daher dringend nothwendig, Mittel und Wege zu finden, diese Alterthümer einerseits zu festigen und zu conserviren, andererseits von der sie einhüllenden Rostwucherung zu befreien um ihren ganzen Werth für die Wissenschaft und Kunst zur Geltung zu bringen. Die Anstellung eines geschickten Präparators musste zu diesem Zweck ins Auge gefasst werden, und erfolgte auch bald, indem ein vielseitig geübter Arbeiter, der seither zeitweise für die Sammlungen des Alterthumsvereins thätig gewesen war, in gleicher Weise auch für das römisch-germanische Centralmuseum verpflichtet wurde.

Welche segensreichen Folgen für eine lange Reihe grösserer und kleinerer Vereinsammlungen, Museen und Privatsammlungen des In- und Auslandes die im Laufe der Jahre vergrösserte Einrichtung zum Reinigen und Conserviren von Alterthümern hatte, ist allgemein im Kreise der Fachmänner bekannt, sie war um so zeitgemässer und wichtiger, als damals selbst an grossen Museen kaum die Möglichkeit vorhanden war, für die Erhaltung der Alterthümer auch nur das Nothwendigste zu thun. Damals erregte bald

die Entdeckung reicher Silbertauschirung und Plattirung auf den oft von kieselharten Rostschichten bedeckten merowingischen Gürtelbeschlägen und Fibeln, die eine ganze Reihe früher fast werthloser Rostklumpen zu hervorragenden Zeugnissen geschickter Kunstarbeit stempelten, Aufmerksamkeit. Der Nachweis einer Runenschrift, welche Lindenschmit auf der von Rost befreiten Rückseite der grossen Silberfibel von Nordendorf (Mus. Augsburg) entdeckte, fand bei der Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und Archäologen zu Halberstadt im Jahre 1865, und jener der deutschen Philologen in Heidelberg, die grösste allseitige Schätzung und Theilnahme. Noch in demselben Jahre erfolgte die Entdeckung einer zweiten Runenschrift bei der Reinigung einer auf dem fränkischen Gräberfelde von Osthofen in Rheinhessen gefundenen Fibula, die im Museum des Alterthumsvereins in Mainz aufbewahrt ist. Als eine der bedeutendsten und wichtigsten Leistungen der Werkstätte in dieser Zeit muss die mühevollere Rekonstruktion des etruskischen Dreifusses und des zugehörigen grossen Erzgefässes aus einem Grabhügel bei Dürkheim an der Haardt bezeichnet werden, die in völlig trümmerhaftem Zustande der Anstalt übergeben worden waren. Auch die Wiederherstellung eines römischen, aus dem Kastell von Osterburken erhobenen Helms, im Besitz des Museums von Mannheim, erregte Aufsehen. Mit der Reinigung der Alterthümer und der Wiederherstellung der ursprünglichen Form ging das conservirende Verfahren Hand in Hand. Zahlreiche hochwichtige Funde konnten auf diese Weise der Wissenschaft dauernd erhalten bleiben. Die sachgemässe Fürsorge, welche das römisch-germanische Centralmuseum den auf diese Weise ihm anvertrauten alterthümlichen Funden zuwandte, diente naturgemäss auch dazu, den Kreis der die Anstalt durch Zusendung von Alterthümern unterstützenden Vereine und Museen zu erweitern, und brachte ihm das vermehrte Vertrauen der Staatsmuseen ein. So wurde das Museum in Kiel im Jahre 1868 durch das preussische Kultusministerium veranlasst, einen Theil seines Bestandes, vornehmlich seine Moorfunde, nach Mainz zum Zweck der Conservirung und selbstverständlich auch zur Nachbildung zu senden. Wiederholt sandten die Museen in Stuttgart, Wiesbaden, St. Germain Angestellte nach Mainz zum Studium des Reinigens und Präparirens der Alterthümer, und die französische Zeitschrift „Revue archéologique“ brachte einen eingehenden Artikel über das Verfahren des römisch-germanischen Centralmuseums bei Conservirung von Alterthümern und empfahl dasselbe aufs angelegentlichste als musterhaft.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre begann man in den Werkstätten eingehende Versuche mit dem galvanoplastischen Verfahren, das man schon früher vorübergehend geübt hatte, anzustellen, und gelangte bald zu schönen Erfolgen. Das Verfahren fand hauptsächlich bei Nachbildung feiner Schmuckgeräthe Anwendung. Mit der Anstellung des Präparators, der sich zugleich als ein geschickter Arbeiter in Holz und Metall vielfach verwendbar erwies, konnte auch der Herstellung der mehrfach erwähnten Modelle von Waffen, durch die im nächsten Jahrzehnt die Ergebnisse der Studien Lindenschmits auf dem Gebiete der römischen und germanischen Waffenkunde in so anschaulicher Weise zum Ausdruck gebracht wurden, mehr Aufmerksamkeit als seither zugewendet werden.

Die vortreffliche Ausführung der kolorirten Nachbildungen hatte bei den Museen, auch des Auslandes, stets wachsende Anerkennung gefunden. Von dem Jahre 1864 an wurden umfangreiche Gruppen von Nachbildungen für das Musée royal d'antiquités et

d'armures in Brüssel, das Musée de St. Germain, die kaiserliche Universität in Moskau, die kaiserlichen Museen in Paris, das Museum in Amsterdam, das kgl. Museum in Kopenhagen, das britische Museum in London, und das South Kensington Museum hergestellt.

Die Sammlungen umfassten am Schlusse des Rechnungsjahres 1872, 5230 Gegenstände, was einen Zuwachs von 2430 Nummern gegenüber der Ziffer des I. Jahrzehnts bedeutet. Wenn diese Vermehrung etwas hinter jener des ersten Zeitabschnittes zurückblieb, so ist dies in der Hauptsache auf die mancherlei Störungen zurückzuführen, welche die Kriegsjahre brachten. Im Jahre 1866 waren die Räume des römisch-germanischen Centralmuseums fast ein halbes Jahr lang angefüllt mit den aus dem oberen Stockwerk des Gebäudes herabtransportirten Gemälden der städtischen Galerie, die man im Erdgeschoss vor den Gefahren einer Belagerung schützen wollte. Auch die Werkstätten des Museums waren dabei in Mitleidenschaft gezogen. Zudem stockten auch natürlicherweise Monate lang die Zusendungen von Alterthümern, eine Wirkung des Gefühls der Unsicherheit, die auch im Jahre 1870/71 zum Nachtheil der Vermehrung der Sammlungen sich sehr bemerkbar machte.

Da von Seiten einiger Mitglieder des Vorstands wiederholt darauf hingewiesen worden war, dass es nirgends mit der wünschenswerthen Klarheit ausgesprochen sei, wer sich als Eigenthümer des Museums zu betrachten habe, hatte man im Jahre 1869 beschlossen, die Statuten zu erneuern und das Recht einer juristischen Person für das Museum zu erwerben. Am 7. Juli 1870 wurden die neuen Bestimmungen genehmigt, die sich von den alten provisorischen Statuten in einigen Punkten wesentlich unterschieden und diese im allgemeinen erweiterten. Die wichtigsten Sätze lauten:

§ 2. Der Sitz der Anstalt soll in Mainz für alle Zeit verbleiben.

§ 3. Um ihre Aufgabe erfüllen zu können erhebt die Anstalt jährliche Beiträge und ausserordentliche Unterstützungen von Freunden der Sache, auch übernimmt sie gegen bestimmte Vergütung die Fertigung von Nachbildungen alterthümlicher Gegenstände zum Zweck des Studiums und Unterrichts für Privat- und für Lehranstalten.

§ 5. Die Verwaltung der Anstalt liegt in den Händen eines Vorstands von mindestens neun Mitgliedern, zwei Drittel der Mitglieder müssen in Mainz wohnen.

§ 7. Die wissenschaftliche und technische Leitung der Anstalt und die Herstellung der Sammlungen ist einem Archäologen als Direktor anvertraut etc.

§ 8. Die Neuwahl eines Direktors erfolgt durch den Vorstand mit möglichst vorzugsweiser Berücksichtigung der desfalls einzuholenden Ansicht des Centralaussehusses der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

§ 9. Der Direktor kann Mitglied des Vorstands sein.

§ 10. Der Vorstand erwählt aus seiner Mitte alljährlich einen Vorsitzenden, dem die Vertretung der Anstalt in allen, dem Direktor nicht vorbehaltenen Angelegenheiten zusteht, einen Sekretär und einen Kassierer.

§ 12. Die Entlastung des Vorstandes erfolgt durch Gutheissung des Rechnungsabchlusses nach vorheriger Prüfung durch eine von dem Gemeinderath der Stadt Mainz zu ernennende Revisions-Kommission, aus drei Gemeinderathsmitgliedern bestehend.

§ 14. Sollte durch irgend welche Ereignisse die Existenz der Anstalt aufhören, geht ihr gesamtes Anwesen in das Eigenthum der Stadt über.

Eine von der Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Erfurt ernannte Kommission, bestehend aus den Herren Hofrath Dr. Fickler von Mannheim, Archivrath Dr. Grotefend, Hannover, Bibliotheksekretär Dr. Schalk, Wiesbaden, Oberstudienrath Dr. Hassler, Ulm, Geheimer Reg.-Rath und Conservator von Quast, Berlin, hatte das Museum gleich nach seiner Neuauftellung nach jeder Richtung hin, auch in Bezug auf seine finanziellen Verhältnisse, geprüft und über das Ergebniss der Prüfung in der Sitzung der Vereins-Delegierten in Regensburg im Jahre 1869 Bericht abgestattet. Der Bericht gab der höchsten Anerkennung sowohl hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistung, als der technischen Arbeiten der Werkstätten Ausdruck, indem er in eingehender Weise die Uebersichtlichkeit, die Treue der Nachbildungen, Gegenstand und Zahl derselben, und praktischen Nutzen der Sammlungen behandelte. Er unterliess aber auch nicht seine Anerkennung, ja Bewunderung zu äussern, dass im Laufe von 17 Jahren so Grosses mit verhältnissmässig so geringen Mitteln geschaffen werden konnte.

Als das für die nächste Zukunft Wünschenswertheste wurde die möglichst baldige Ausbeutung einer Anzahl genau bezeichneter Sammlungen des In- und Auslandes zu den Zwecken des Museums, dann die Herstellung eines als Führer benutzbaren Katalogs und schliesslich die Sicherung möglichst tüchtiger Kräfte zur Ausführung der Arbeiten bezeichnet. Nach der Bemerkung, dass die in erster Reihe noch zu besuchenden Museen gerade die entferntesten seien, heisst es: „Die Sammlungen behufs der Auswahl von Nachbildungsgegenständen und des persönlichen Verkehrs mit den Museumsvorständen zu besuchen, erfordert ebenso wie die Untersuchung der im eigenen Forschungsgebiet etwa gemachten Entdeckungen jährliche Reisen des Vorstands. Und dafür ist, einschliesslich der Porti und der Verpackung, in 15 Jahren die fast unglaublich geringe Summe von 3092 Gulden, oder, im Jahresdurchschnitt, von 204 Gulden verausgabt worden. Dass hier eine Erhöhung der Position dem Museum zur Verfügung gestellt werden müsse, wird nach keiner Seite hin irgend einen Zweifel erregen. Noch mehr ist dies aber gegenüber dem an der Anstalt wirkenden Personal der Fall. Wohl wissen wir, dass das leitende Comité, welches in allen nicht rein wissenschaftlichen und technischen Angelegenheiten dem Vorsteher Dr. Lindenschmit zur Seite ist, in uneigennützigster Weise seine Mühewaltung ohne Entschädigung für die zum Opfer gebrachte Zeit und Arbeit der Anstalt widmet (wobei vorzüglich der Thätigkeit des Herrn Major von Motz ehrend zu gedenken ist) und es verdient dasselbe den wärmsten Dank der durch seine Bemühungen so wesentlich geförderten Wissenschaft. Anders ist das Verhältniss des, seit dem Austritt des verstorbenen Archivrath Habel, die wissenschaftliche und technische Leitung allein besorgenden Dr. Lindenschmit.“ — Der Bericht gewährt hier einen Ueberblick über die umfassende Thätigkeit des Direktors und fährt dann fort: „Für alle diese Bemühungen, für einen Gipsformer und Koloristen, für Material, für die durch Gewerbsleute in der Stadt ausgeführten Holz- und Metallarbeiten, für Aufsicht und Fremdenführung ist in der Zeit des Bestehens des Museums im Ganzen die Summe von 10 966 Gulden verausgabt worden, also eine jährliche Durchschnittssumme von 1331 Gulden, was um so unglaublicher erscheint, je unentbehrlicher und ausgezeichnete die Kraft ist, welche all diese Arbeiten hervorruft, leitet und ordnet. — Wenn wir ganz vorzüglich und dringend die Erhaltung einer so ausgezeichneten, ja fast unersetzlichen Leitungs- und Arbeitskraft be-

tonen, kommen wir wieder auf die Nothwendigkeit der Erhöhung der Dotation des römisch-germanischen Centralmuseums zurück. Dasselbe bezog in den ersten 15 Jahren seines Bestehens im ganzen die Summe von 30 702, oder jährlich im Durchschnitt noch nicht ganz 2050 Gulden. Davon waren: a) von Monarchen (Oesterreich, Preussen, Sachsen, Hessen) 18298, b) von fürstlichen Personen 531, c) von Privaten 4744 und d) als Erlös aus dem Verkauf von Nachbildungen 7332 Gulden beziffert. Dass namentlich die Positionen a) und d) noch einer bedeutenden Erhöhung fähig sind, zeigt schon der oberflächliche Ueberblick. Würden vorerst nur weitere 1500 fl als sicherer Jahresbeitrag gewonnen, so würde sich ein Theil unserer Wünsche realisiren lassen.“ Die Berichterstatter stellten schliesslich an die Versammlung des deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins den Antrag, „dieselbemöge

I. dem Comité des römisch-germanischen Centralmuseums und dessen litterarischen und technischen Vorstand Dr. Lindenschmit für die uneigennützig und erfolgreiche Mühewaltung den Dank der gegenwärtigen Vertreter der Alterthums- und Geschichtsvereine in wärmster und anerkennendster Weise kundgeben;

II. den Wunsch der Herausgabe eines, nach der im Museum mit so schönem Erfolg eingeführten Ordnung abgefassten Katalogs, der zugleich gegen mässigen Preis als Führer der Besucher dienen könne, aussprechen und

III. um die Vermehrung der Sammlungen rascher und ergiebiger zu machen und die ausgezeichnete Kraft des gegenwärtigen Direktors durch Besserstellung des Gehalts möglichst lange der Anstalt zu erhalten, alles aufbieten die Dotation der letzteren zu erhöhen und zu diesem Behufe a) an die Regenten, die bis jetzt keine oder nur geringe Beiträge geleistet, das Ansuchen um Gewährung oder Erhöhung derselben zu stellen; b) an die Fürsten und Private der deutschen Nation, etwa in Form eines öffentlichen Aufrufs, die dringende Bitte richten, dieser ausgezeichneten, nationalen Anstalt zur Kenntniss der deutschen Vergangenheit ihre Unterstützung nicht zu versagen.“

Dieser Bericht gelangte, in Folge einer aus unbekanntenen Ursachen entstandenen Verzögerung, erst im Jahre 1871 zum Abdruck im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, zu einer Zeit als sein Zweck, allerdings in anderer als der beabsichtigten Weise, der Erfüllung nahe war.

Die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870/71 hatten nicht nur die politischen Verhältnisse, sie hatten auch vieles Andere in Deutschland vollständig geändert und den Boden geschaffen, auf dem eine Anstalt die zur Aufhellung der Urgeschichte und Kulturentwicklung des deutschen Volkes aus vaterländischer Gesinnung heraus entsprossen war, ein gedeihliches Wachsthum und endliche, gründliche Pflege finden konnte. Im Frühling des Jahres 1871, nach der Proklamation des deutschen Kaiserreichs, begann bei dem Vorstand die Hoffnung auf eine günstige Wendung in dem Schicksal der Anstalt zu erwachen, doch erst am 16. August fand die Sitzung statt, in welcher beschlossen wurde, den Verwaltungsausschuss des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu ersuchen, eine Eingabe an den deutschen Reichstag um Bewilligung einer jährlichen Subvention von 3000 Thaler für das römisch-germanische Centralmuseum zu richten. Der Gesamtverein nahm sich der Sache mit Eifer an.

Unter den Freunden des Museums zeigten sich der Abgeordnete für Mainz im Reichstag, Domkapitular Dr. Moufang und Senator Römer in Hildesheim durch Rath und That

besonders hilfreich. In der Sitzung der Petitions-Kommission des Reichstags am 11. Nov. 1871 war dem Abgeordneten Dr. Wehrenpfennig die Berichterstattung zugetheilt, in welcher er, gestützt auf das von dem Gesamtverein zur Verfügung gestellte Material in kurzer, lichtvoller Weise die Ziele, Zwecke und die Verdienste der Anstalt darstellte. Nach Schilderung der Sachlage und unter Hinweis auf die Unterstützung von nunmehr 8000 Thaler, welche das Reich dem parallelen Nürnberger Museum gewährt hatte, beantragte der Referent, dass dem Hause empfohlen werden möge, die Petition dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Der Vertreter des Bundesrathes erklärte, das Reichskanzleramt habe bisher die Initiative in der Förderung des Mainzer Instituts der Grossherzogl. Hessischen Regierung überlassen, wenn jedoch ein befürwortendes Votum des Reichstages erfolge, so werde der Bundesrath die Angelegenheit einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Es wurden zwar einige Stimmen laut, welche die Gewährung solcher Unterstützungen als eine Lähmung der Thätigkeit der Einzelnen und Kommunen bezeichneten und betonten, die geringe Summe, welche zur Erreichung der Ziele des römisch-germanischen Museums gefordert wurde, könne ganz wohl durch die Kommune oder den Staat Hessen aufgebracht werden, doch wurde, trotz dieser und anderer kleinlichen Bedenken, der Antrag schliesslich mit 10 gegen 6 Stimmen angenommen: der Reichstag wolle beschliessen, die Petition dem Herrn Reichskanzler zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Am 16. Nov. 1871 gelangte der Bericht über die Petition des Verwaltungsausschusses des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, dahinlautend, es möge der hohen Reichsversammlung gefallen, dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz, zur Pflege seiner wissenschaftlichen Zwecke, einen jährlichen Zuschuss von 8000 Thaler aus Reichsmitteln zu bewilligen, zur Discussion. Es sprachen die Abgeordneten Freiherr von Hagke, Dr. Braun, Gera, und Dr. Reichensperger, Krefeld, in verständnissvoller und aner kennendster Weise über die Ziele und die schon errungenen Erfolge des Museums, die Petition befürwortend, und der Antrag der Petitions-Kommission wurde schliesslich unter Zustimmung fast des ganzen Hauses angenommen.

Am 29. Februar 1872 wurde dem Vorstand des römisch-germanischen Museums die offizielle Mittheilung, dass der Bundesrath am 28. beschlossen habe, dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz aus Reichsmitteln einen jährlichen Zuschuss von 3000 Thaler zu gewähren, welcher am 8. Juli desselben Jahres zum ersten Male ausbezahlt werde. Die Abstattung eines jährlichen Rechenschaftsberichts an das Reichsamt des Innern wurde dem Vorstand zur Pflicht gemacht.

Was dem Archivrath Habel bei Begründung der Anstalt leicht und in naher Zukunft erreichbar schien, was er nach wenigen Jahren, von seinen allzu sanguinischen Hoffnungen getäuscht, als unerreichbar erachtete, das war jetzt nach zwanzigjährigem Kampf in zäher Ausdauer errungen, die Anerkennung des römisch-germanischen Centralmuseums als eine im Dienst der vaterländischen Forschung stehende nationale Anstalt und ihre Unterstützung von Seiten Gesamtdeutschlands. Wenn die Summe von 3000 Thaler auch als eine sehr bescheidene erscheint, so war doch schon die Thatsache der, durch ihre Bewilligung erfolgten Anerkennung, für die Anstalt gleichbedeutend mit dem sturmfreien Hafen, der ein Schiff nach langer Fahrt auf wildbewegter See aufnimmt.

Die Umgestaltung der finanziellen Verhältnisse des Museums äusserte ihre Wirkung zunächst in Bezug auf die inneren Verhältnisse. In der am 23. April 1872 abgehaltenen Sitzung des Vorstandes wurde den neuen Verhältnissen durch einige vorbereitende Schritte Rechnung getragen. Das Protokoll sagt: „Nachdem durch die Bewilligung einer jährlichen Subvention von 3000 Thaler aus Reichsmitteln seitens des Reichstags und Bundesrathes, sowie durch die Aufnahme dieses Postens in den Nachtragskredit der Reichsfinanzen für das Jahr 1872 der Zeitpunkt herannaht, in welchem, nach zwanzigjährigem Bestehen und einer langen Geschichte voll Mühsal und Opfermuth, voll Begeisterung und peinlichen Prüfungen jeder Art, das römisch-germanische Centralmuseum eine gesicherte Existenz, eine freiere, grössere Thätigkeit zu beginnen berufen scheint, tritt der Vorstand in Berathung über die künftige Gestaltung der Verhältnisse der Anstalt, ihres Vorstandes und der Verwaltung ihrer Mittel. Dass Herr Dr. Lindenschmit, dessen opfermuthige Ausdauer, wissenschaftlichem Ansehen, rastloser Thätigkeit die grosse und glänzende Sammlung, wie sie heute dasteht, ihre Existenz verdankt, in seiner Eigenschaft als Direktor in denselben Beziehungen zu dem Museum und dem Vorstande bleibt, wie bisher, erschien selbstverständlich. Doch soll den Statuten gemäss ein Präsident des Vorstandes ernannt werden für den Vorsitz in Abwesenheit des Direktors, für Contrasignirung von Zahlungsanweisungen und den controllirenden Behörden gegenüber. Es wird hierzu von dem Vorstand Herr Dr. Wenzel einstimmig gewählt.“ Ferner wurde bestimmt: An Stelle der Remuneration des Direktors solle für die Zukunft ein fester Gehalt treten im Hinblick auf die Leistungen, die mit den grösseren Mitteln der Anstalt naturgemäss an Umfang zunehmen würden. Eine, bei den früheren Bewilligungen der den Mitteln der Anstalt angemessenen, geringen Remuneration des Direktors, in Aussicht genommene Vergütung für die mühe- und sorgenvolle Vergangenheit, bleibe auch heute noch der Zukunft vorbehalten. Mit anerkennender Dankbarkeit gedachte dann der Vorstand der Dienste des Herrn von Motz, der die so lange versehene Stelle eines Rechners der Anstalt in Folge seiner, durch Gesundheitsrücksichten bedingten öfteren Abwesenheit von Mainz niederlegte, aber die dringend nothwendig gewordene Weiterführung des grossen Inventars übernahm. Für diese Arbeit wurde eine entsprechende Remuneration bewilligt. Die rechnerischen Arbeiten übernahm auf dringendes Ersuchen des Vorstandes Herr Wilhelm Preetorius trotz seiner Ueberlastung mit privater und öffentlicher Thätigkeit, unterstützt, so weit wie möglich, durch einen jungen Kassenbeamten, dem eine Remuneration zuerkannt wurde. Zur Beaufsichtigung der Arbeiten erklärte sich Heinrich Lindenschmit, Reallehrer, der Neffe des Direktors, der gleichzeitig dem Vorstand beitrug, bereit. Herr Obergerichtsrath Dr. Creiznach übernahm auch für die Zukunft das Amt des Sekretärs in geschäftlichen Angelegenheiten.

Eine andere und grössere Aenderung bezüglich der Verhältnisse der Vorstandschaft wurde veranlasst durch einen Antrag des im September 1872 in Darmstadt tagenden Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Es wurde von dieser Seite angeregt, den Mitgliedern des Ortsausschusses einen Ausschuss auswärtiger Gelehrten anzugliedern. Der Vorschlag fand, da seine Ausführung eine Bürgschaft bot für die fortdauernd zweckmässige Leitung der Anstalt, allseitige Billigung und Annahme, erforderte aber eine abermalige Aenderung der Statuten. Am 23. Aug. 1873 wurden die neuen Satzungen von Seiner Kgl. Hoheit dem Grossherzog genehmigt. Der § 5 lautet:

„Die Verwaltung der Anstalt liegt in den Händen eines aus mindestens 18 Mitgliedern bestehenden Vorstandes, von welchen mindestens neun in Mainz wohnhaft und mindestens neun auswärtige, deutsche Fachgelehrte sein müssen.“

Nach Konstituierung dieses Ausschusses setzte sich der Vorstand wie folgt zusammen :

a) Mitglieder des Orts-Ausschusses: Dr. Carl Wenzel, Vorsitzender, Dr. Lindenschmit, Direktor des Museums, Obergerichtsrath Dr. Creizenach, Sekretär, Wilhelm Preetorius, Rechner, Reallehrer Heinrich Lindenschmit, Major a. D. von Motz, Gymnasiallehrer Dr. L. Noirée, Architekt Carl Roos, Dr. Alexis Du Mont, Advocat-Anwalt und Landtagsabgeordneter, Buchhändler Victor von Zabern.

b) Mitglieder des Ausschusses auswärtiger Gelehrter: Oberst z. D. v. Cohausen, Wiesbaden, Geheimer Archivrat Dr. Grotefend, Hannover, Museumsdirektor R. Hofmann, Darmstadt, Hofrath Prof. Köchly, Heidelberg, Geheimer Reg.-Rath von Ledebur, Berlin, Studienrath J. Müller, Hannover, Finanzrath von Paulus, Stuttgart, Geh. Reg.-Rath von Quast, Berlin, Geh. Rath Professor von Schaaffhausen, Bonn.

Die Aufgaben, die bei Begründung der Anstalt gestellt worden, waren zwar nicht gelöst und konnten es nicht sein, doch waren sie rüstig gefördert. Als Erfolg seiner zwanzigjährigen Arbeit durfte es das Museum betrachten, dass die deutsche Alterthumsforschung von den durch mangelhaften Ueberblick bedingten, kleinlichen Anschauungen mehr und mehr sich abwendete, dass der Grund zur vergleichenden Formenforschung in der deutschen Archäologie gelegt war.

Die wichtigsten Ergebnisse der aufklärenden, wissenschaftlichen Thätigkeit des Museums, hier noch einmal zusammengefasst, sind :

I. Die Feststellung der aus den Reihengräber-Friedhöfen Süd- und Westdeutschlands, der Schweiz und Frankreichs erhobenen Alterthümer als Hinterlassenschaft germanischer Stämme, der Franken, Alamannen, Bajuwaren und anderer, und damit die Kennzeichnung der noch zwanzig Jahre vorher als dunkel und barbarisch verschrieenen merowingischen Zeit als eine durch die Entwicklung eines germanischen Stils in der Metallarbeit so lehrreiche wie anziehende Kulturperiode, deren Kenntniss eine Lücke in der Reihe der Kulturbilder Deutschlands schloss.

II. Die Unterscheidung der römischen Provinzialkultur von der italischen und die bestimmte Bezeichnung der gemeinsamen Merkmale beider.

III. Der mit Erfolg begonnene Nachweis einer uralten Einwirkung der Kultur des Südens und Südostens auf das ganze, dem Verkehr zugängliche Gebiet diesseits der Alpen, den das römisch-germanische Centralmuseum zuerst und in nachdrücklichster Weise, gegenüber fest eingewurzelten, vom Ausland übernommenen Vorurtheilen, führte.

IV. Gewissermassen als ein Nebenergebniss des Studiums der römischen Alterthümer, die Erhellung eines, bis dahin völlig dunkelen Gebietes, die Feststellung der Form römischer Waffen und Kriegsgeräte. Die sorgfältige Prüfung der aufgefundenen Waffenreste und ihr Vergleich mit den auf Grabdenkmälern römischer Soldaten befindlichen Abbildungen führte zur Richtigstellung der früher als massgebend erachteten, aus stilisirten Kunstdenkmälern entnommenen Formen und ermöglichte die Herstellung einer Reihe von Modellen römischer Waffen, die zur Vermittelung klarer Anschauung bald beim Unterricht

in höheren Lehranstalten allgemeine Anerkennung fanden. Die Tafel II zeigt als Ergebniss der in dieser Richtung gemachten Studien das Standbild eines römischen Legionärs in voller Rüstung, dem sich später, zugleich mit der Ausführung von Modellen fränkisch-alamannischer Waffen, die auf Seite 25 abgebildete Statue eines fränkischen Kriegers gesellte.

So war denn die Schöpfung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine nicht wie dessen gleichzeitige Unternehmungen, die Erforschung des römischen Limes und andere, in Protokollen stecken geblieben und unter Papieren begraben, sie war vielmehr in allen Nöthen lebendig geblieben, erstarkt und konnte jetzt in gesicherter Lage einem rascheren Entwicklungsgange entgegensehen.

An dem Wendepunkt, wo die günstig veränderten Verhältnisse eine wenn auch nicht wesentlich verschiedene, doch umfassendere und noch mehr vertiefte Thätigkeit der Anstalt herbeiführen mussten, möge die Schilderung der Schicksale des römisch-germanischen Centralmuseums hier ihren Abschluss finden.

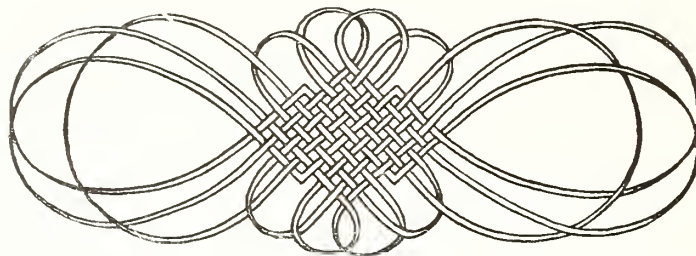
Die mangelhafte Kenntniss, welche selbst die dem Museum nächstehenden Kreise von seiner Vorgeschichte und seinem harten Entwicklungsgang haben, wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, dass der in dieser Schrift zu Gebot stehende, beschränkte Raum nicht zu einer Darstellung der Geschichte des Museums bis zur neuesten Zeit, die unter allen Umständen nur in flüchtigen Zügen erfolgen konnte, sondern zur Schilderung einer verhältnissmässig kurzen, aber der wichtigsten Zeit im Leben der Anstalt benutzt wurde.

Wenn in die Erzählung die ausführliche Wiedergabe von Schriftstücken öfters eingeflochten wurde, manche Aeusserungen und kleinere Vorkommnisse Berücksichtigung fanden, die vielleicht auf den ersten Blick entbehrlich erscheinen, so ist dies auf die Erwägung zurückzuführen, dass gerade in den ersten Anfängen eines Unternehmens sich die treibenden Kräfte und ihr Charakter am besten und klarsten zu offenbaren pflegen, und da, wo die Grundlagen der künftigen Gestaltung einer so weit aussehenden Schöpfung unter so schwierigen Umständen geschaffen werden, auch kleinere Begebenheiten von Bedeutung sind. Eine möglichst eingehende Schilderung der widrigen Verhältnisse, unter welchen die Saat erfolgte, erschien nothwendig zum Verständniss und zur Beurtheilung der Ernte, welche die kommenden Jahrzehnte brachten, um so nothwendiger, als nur sie eine gerechte Würdigung des römisch-germanischen Centralmuseums bei einem Vergleich seiner Leistung mit jener des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und des nach dem Muster der Mainzer Anstalt geschaffenen gallo-römischen Museum in St. Germain en Laye ermöglicht. In dieser Hinsicht bleibt es sogar zu bedauern, dass sichere Nachrichten aus der ersten Zeit des Museums doch nur in verhältnissmässig spärlicher Zahl mitgetheilt werden konnten; das römisch-germanische Centralmuseum besass eben keine wohlbestallten Sekretäre, Archivbeamte und Assistenten, die jeden Vorgang und alle Korrespondenzen genau registrirten und aufbewahrten.

Die wenigen erhaltenen Dokumente sind indess auch noch in anderer als der ange deuteten Beziehung werthvoll als lehrreiche und anschauliche Beiträge zur Beleuchtung der Schicksale idealer Bestrebungen in Deutschland in früherer Zeit und zur Kenntniss des Charakters der Zeit um Mitte des 19. Jahrhunderts, die von den heutigen Menschen nur zu oft ungerecht beurtheilt, im Banne kleinlichen, engen Philisterthums stehend gedacht wird.

Verzeichniss der hauptsächlichsten Veröffentlichungen Ludwig Lindenschmits

1848. Das germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinheffen.
1851. Ueber eine besondere Gattung von Gewandnadeln aus deutschen Gräbern des V. und VI. Jahrh. Abbildungen Mainzer Alterthümer. III. Heft.
1858. Erstes Heft des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.
1862. Erster Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ abgeschlossen. — Vaterländische Alterthümer der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlung in Sigmaringen.
1866. Die deutsche Alterthumsforschung. — Ueber die neueste Pfahlbautenlitteratur. Archiv für Anthropologie, I. Band. — Der Erzschild. III. Band der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rhein. Geschichte und Alterthümer.
1867. Referate über: Rebour, Decouverte d'une fonderie celtique (âge du Bronze). Moritz Wagner, Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten in Bayern, nebst einigen Bemerkungen hinsichtlich des Zweckes und Alters der vorhistorischen Seean siedelungen. M. Wanner, Das alamannische Todtenfeld bei Schleithem und die dortige römische Niederlassung. — Archiv für Anthropologie, II. Band.
1868. Das Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim, einer der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes. — Schlußbemerkung zu „Kultur der Bronzezeit“ von Dr. F. Wibel. Archiv für Anthropologie, III. Band.
1869. Zweiter Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ abgeschlossen. — Bemerkungen zu den antiquarischen Untersuchungen von Dr. von Maak. Archiv für Anthropologie, IV. Band.
1872. Zur Kulturgeschichte der Vorzeit. Globus XXII, No. 4 u. ff. — Bemerkungen über die Fundgegenstände in röm. Gebäuden zu Windischgarsten bei Spital am Pyrh. XXXI. Bericht über das Museum Franzisco-Carolinum, Linz.
1875. Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diesseits der Alpen und der Annahme einer nordischen Bronzekultur. Archiv für Anthropologie, VII. Band.
1876. Entgegnung auf die Bemerkung des Herrn Sophus Müller zu meiner „Beurtheilung der nordischen Bronzekultur und des Dreiperiodensystems“. — Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle. Archiv für Anthropologie, IX. Band.
1878. Schlußbemerkung zu den vorstehenden Erörterungen der Bronzefrage. Archiv für Anthropologie, X. Band.
1880. Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgechichtlicher Zeit. Erster Theil, Die Alterthümer der merovingischen Zeit. I. Lieferung.
1881. Dritter Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ abgeschlossen.
1882. Tracht und Bewaffung des römischen Heeres während der Kaiserzeit.
- 1883—1885. Heft 1 und 2 des IV. Bandes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.
1886. Handbuch der deutschen Alterthumskunde etc. II. Lieferung.
- 1887—1889. Die Hefte 3, 4 und 5 des IV. Bandes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.
1889. Handbuch der deutschen Alterthumskunde etc. III. Lieferung. Schluß des I. Theils.
- 1890—1892. Die Hefte 6, 7, 8 des IV. Bandes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.



DER EINFLUSS DER RÖMISCHEN HERRSCHAFT AUF DIE DEUTSCHE EISEN-INDUSTRIE

VON DR. LUDWIG BECK

Bei einem Rückblick auf die Fortschritte der Alterthumskunde in den letzten fünfzig Jahren seit der Gründung des Römisch-Germanischen Central-Museums darf die Eisenfrage nicht unbeachtet bleiben, denn sie hat erst in diesem Zeitraum die gebührende Würdigung und Bedeutung erlangt. Vordem wurde das Eisen von Sammlern und Forschern als Stiefkind behandelt. Die unansehnlichen, verrosteten Eisenfunde, die sich schlecht erhalten ließen und oft an der Luft gänzlich zerfielen, reizten das Interesse der Sammler, denen es doch zumeist auf eine Schaustellung zu thun war, wenig, und die Alterthumsforscher begnügten sich mit den sehr unzulänglichen Mittheilungen der römischen und griechischen Schriftsteller. Seitdem hat sich dies wesentlich geändert.

Der archäologischen Forschung gebührt das Verdienst helleres Licht in das Dunkel, welches die Frage des Alters und der Bedeutung des Eisens umgab, gebracht zu haben und das Römisch-Germanische Central-Museum hat auch auf diesem Gebiete erfolgreich mitgearbeitet.

Gelöst ist die Eisenfrage freilich noch nicht und es wird auch noch viele Zeit und Arbeit erforderlich sein, um dieses Ziel zu erreichen.

Wenn nun in den folgenden Blättern ein beschränktes, unserm Museum aber besonders nahe liegendes Gebiet dieser Frage: der Einfluß der römischen Herrschaft in Deutschland auf dessen Eisenindustrie, einer eingehenderen Betrachtung unterzogen werden soll, so kann dies doch nur wenig mehr als ein Versuch und eine Anregung sein.

Vor 50 Jahren dachte man noch kaum an eine vorrömische Eisenindustrie in Deutschland; die römische Herrschaft galt als äußerste zeitliche Grenze. Wurden römische Scherben oder römische Münzen in Verbindung mit Eisenerzen oder Eisenschlacken gefunden, so sagte man: die dortige Eisenindustrie ging bis in die Zeit der Römer zurück, oder: diese Eisenwerke wurden bereits von den Römern gegründet. Daß diese Anlagen vorrömisch sein könnten, daß sie von den Römern übernommen und fortgesetzt, oder daß die römischen Funde durch den Handelsverkehr dorthin gelangt sein könnten, blieb außer Betracht. Heute dagegen glaubt wohl niemand mehr daran, daß die Germanen die Gewinnung und Bereitung, den Gebrauch und die Verarbeitung des Eisens von den Römern gelernt hätten. Zahlreiche Funde aus der sogenannten Hallstatt- und der älteren La-Tène-Zeit beweisen, daß die Deutschen lange vor der römischen Occupation das Eisen kannten und verwendeten.

Allerdings scheint ja die Kenntnis der Metalle und damit das Metallzeitalter bei den Germanen später begonnen zu haben, als bei den südeuropäischen und den orientalischen Völkern; doch wurde ihnen diese Kenntniß, lange bevor Roms Weltherrschaft deutsche Grenzen überschritt, bereits durch den Handel übermittelt. Die Haupthandelswege folgten auch in Deutschland den großen Strömen, besonders dem Rhein und der Donau. Der Rhein brachte die Waaren aus Südfrankreich, Italien und den übrigen Mittelmeerländern, die Donau die der Länder des Schwarzen, des Ägäischen Meeres und des fernerer Orients.

Auf welchem Wege und woher die schönen Hallstattschwerter mit den schiffblattförmigen Stahlklingen nach Deutschland gekommen sind, ist noch unaufgeklärt. Sie finden sich, wenn auch vereinzelt, doch in weiter Verbreitung in Deutschland. Die Griffe aus Elfenbein und der eigenartige Bronzeschmuck lassen vermuthen, daß sie kein inländisches Erzeugniß waren, sondern als Importwaaren in unser Land kamen.¹

Die Zeit ihres ersten Auftretens ist geringstens auf fünfhundert Jahre vor der Eroberung des deutschen Rheingebietes durch die Römer anzunehmen.

Auf die Hallstattzeit folgte die sogenannte La-Tènezeit, die mindestens vier Jahrhunderte vor Christus begann. Die Schwerter dieser Periode haben andere, aber ebenfalls durchaus charakteristische

Formen und finden sich in Süd- und Westdeutschland noch häufiger als die Hallstattschwerter. Wie bei diesen weist die Gleichmäßigkeit und Exaktheit der Ausführung auf ihre Herstellung in Fabriken, deren Heimath aber noch zweifelhaft ist, hin. Wenn nun diese kunstvollen Waffen, die schon eine sehr fortgeschrittene Technik voraussetzen, wohl kaum inländische Erzeugnisse waren, so ist daraus doch durchaus nicht zu schließen, daß es damals noch keine Eisenindustrie in Deutschland gegeben habe. Funde aus der Hallstatt- und La-Tènezeit in Verbindung mit Eisenerzen, Eisenschlacken und Eisengeräthen im Rheingebiet beweisen vielmehr das Gegentheil. Hierfür nur einige Beispiele.

In der von W. Soldan² 1899 entdeckten und seitdem ausgegrabenen ausgedehnten Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald sind Gegenstände von Eisen gefunden worden.

R. Bodewig³ hat neuerdings im Fehrbachthal bei Vallendar, etwa eine Stunde von Neuhäusel entfernt, die Reste alter Eisengruben und Schlackenhalde gefunden und untersucht. In den Halde der Schlacken, von welchen eine Probe 41.11 Prozent Eisengehalt ergab, fanden sich Stückchen von metallischem Eisen. Solche Reste alter Eisenschmelzstätten fanden sich auf der Ostseite des Krautseifens, eines Seitenthälchens des Fehrbaches und in einem westlich davon gelegenen Thälchen im District Efelsborn. Sie beweisen eine längere Zeit hier fortgesetzte Eisendarstellung. In unmittelbarer Nähe entdeckte man Hallstattansiedlungen, ähnlich denen bei Neuhäusel, und La-Tène-Scherben.

Von besonderer Wichtigkeit für das südlichere mittelrheinische Gebiet scheint die Eisengewinnung in und um Eisenberg am nordöstlichen Abhang des Haardtgebirges, über die Dr. C. Mehlis zuerst ausführlich berichtet hat,⁴ gewesen zu sein. Zahlreiche Eisenschlackenhalde geben Zeugniß von sehr altem und umfangreichem Schmelzbetrieb. Die ältesten, die vorrömisch sind und der La-Tènezeit angehören, aber bis in die Hallstattzeit, die dort ebenfalls durch eine Reihe von Grabhügel nachgewiesen ist, hinaufreichen dürften, liegen südwestlich von Eisenberg in den Forsten des Stumpfwaldes bei Ramfen. Der Eisbach, an dem diese und die in römischer Zeit noch wichtigeren Eisenschmelzen bei Eisenberg lagen, fließt nahe bei Worms in den Rhein. Das fragliche Gebiet liegt auf der linken Rheinseite, gehörte aber zu Obergermanien und war lange vor der römischen Invasion in deutschem Besitz und zwar in dem der Vangionen, deren Hauptstadt Borbetomagus (Worms) war.

Uralte Eisengewinnung bestand ferner im Breisgau. Bei Kandern (Chandro) scheint schon in vorrömischer Zeit Eisen gewonnen worden zu sein.⁵ Am Oberrhein auf der Strecke von Basel bis Waldshut finden sich viele Spuren uralter Eisenbergwerke. Die bekannten prähistorischen Eisenschmelzen des Jura liegen zwar außerhalb unsres Gebietes, aber doch nicht weit davon entfernt.

Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, daß die Bewohner des Rheingebietes schon vor dem Einbruch der Römer die Gewinnung, Bereitung und Verarbeitung des Eisens kannten.

Um den Einfluß der römischen Herrschaft auf die deutsche Eisenindustrie kennen zu lernen, wird es nöthig sein, die Frage zu theilen und erstens Gewinnung und Bereitung, zweitens Bearbeitung und Verwendung des Eisens für sich zu betrachten.

Die Gewinnung und Bereitung des Eisens bestand in der Beschaffung der Erze und in dem Auschmelzen derselben. Beides geschah in der einfachsten Weise. Die Eisenerze, die ja viel verbreiteter sind als die der übrigen Metalle, wurden nicht durch kostspieligen Bergbau gewonnen, sondern in der Regel gelesen oder gegraben. Diese Art der Gewinnung war frei und unbeschränkt. Das Auschmelzen geschah in ganz einfachen Herdöfen, die überall und ohne besondere Hilfsmittel errichtet werden konnten, mit Holzkohlen und künstlichem Wind, der mittels einfacher Blasebälge erzeugt wurde. Diese primitive Art der Eisenbereitung ist heute noch bei den Naturvölkern Afrikas und Asiens in Anwendung, ebenso wie sie sich bereits in den Wandmalereien alter Grabkammern Aegyptens abgebildet findet.

Wo Eisenerzlager oder Gänge an Abhängen zu Tage austreichen, lösen sich infolge der fortschreitenden Verwitterung und Auswaschung des Gebirges Stücke ab, die durch ihr Schwerkraft und die allgemeine Bodenbewegung langsam der Thalsolehle zugeführt werden. Solche Eisensteine können am Abhang auf dem Felde oder im Thal aus dem Bach aufgelesen werden.

In dieser Weise wurde beispielsweise im Siegerland noch im achtzehnten Jahrhundert Eisenerz unter dem Namen „Molterstein“ gesammelt. Ferner wurde an den Ausgehenden der Lager und Gänge das Erz einfach gegraben, also durch Tagebau gewonnen, was die alten Pingen, die man an solchen Stellen findet, beweisen.

Zum Ausschmelzen der angesammelten Erze errichtete man eine Schmelzstätte einfachster Art. Der eigentliche Schmelzraum von tiegelförmiger Gestalt wurde mit feuerfestem Lehm ausgekleidet und mit ein oder zwei Oeffnungen zur Einführung des Gebläsewindes versehen. Zur Sicherung der Stabilität wurde er ringsum mit einer Steinsetzung oder einer Trockenmauer umgeben. Das Innere derselben wurde an Boden und Wänden mit beliebigem trockenem Material wie Stein- und Ziegelbrocken, Schlacken und Lehm soweit ausgefüllt, bis der eigentliche Schmelzherd oder Tiegel aus Lehm, dem man zuweilen durch ein Holzflechtwerk besseren Halt gab, eingebaut werden konnte. Die Innenseite wurde dann noch sorgfältig mit feuerfestem Lehm, dem man Holzkohlenstaub beimischte, ausgestrichen und festgeschlagen. So war die Bauart der Herdöfen, die man als Rennherde oder Luppenfeuer bezeichnete. Es war die verbreitetste Form der Eisenschmelzöfen des Alterthums, nicht nur in Deutschland, sondern allerwärts. — Zuweilen benutzte man aber auch Vortheile, die das Terrain bot. Hatte man z. B. eine feste, trockene Lehmwand mit steilem Gehänge, so grub man den Schmelzraum nahe der Außenwand in diese ein, kleidete ihn entsprechend aus und brachte am untersten Theil einen geräumigen Zugang von außen an. Diese untere Oeffnung diente gleichzeitig zur Windzufuhr, als Schlackenloch und nach beendeter Schmelzung zum Ausbrechen des Eisenklumpens. Die Reste solcher Oefen, die mehr unsern Schachtöfen gleichen, sind von Quiquerez im Juragebirge aufgefunden worden.

Wo sich ein dauernder Schmelzbetrieb entwickelte, baute man die Oefen sorgfältiger und größer. Die Vergrößerung geschah vornehmlich durch Erhöhung der Wände, und so entstanden aus den Rennherden schachtartige Oefen, die sogenannten Stücköfen. In dem holzreichen Schweden, in Finnland und Rußland baute man solche Oefen, die als „Bauernöfen“ noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts betrieben wurden, in starke Holzbalkenwände ein. Der Uebergang von den Herdöfen zu den Schachtöfen vollzog sich ganz allmählich.

Betrachten wir nun die technischen Kenntnisse der alten Römer in Bezug auf das Schmelzen der Eisenerze, so sehen wir, daß dieselben recht gering, keineswegs vorgeschrittenere waren. Es lag dies in den Verhältnissen begründet. Mittel- und Süditalien hatten infolge ihrer Armuth an Eisenerzen keine selbstständige Eisengewinnung. Die Römer mußten von Anfang an ihr Eisen von auswärts beziehen und waren daran gewöhnt. In Italien gab es nur einen Ort, der reich war an guten Eisenerzen, die Insel Elba, wo schon in sehr früher Zeit Eisen gewonnen wurde. Elba stand zur Zeit, da Rom in die Geschichte eintritt, unter etruskischer Herrschaft. Von den Etruskern mußten die Römer ihren Eisenbedarf kaufen. Daß dies der Fall war, wird bestätigt durch die eigenthümliche Friedensbedingung, die Porfenna den Römern auferlegte: daß sie Eisen nicht zu Waffen, sondern nur zu Geräthen des Ackerbaues verwenden dürften. Diese Auflage war nur möglich und von praktischer Bedeutung, weil die Etrusker die Eisenlieferanten waren, wodurch sie eine Kontrolle über Bezug und Verwendung ausüben und die Zufuhr jederzeit verhindern konnten.

Die Römer bezogen ihren Bedarf an Eisen durch Tauschhandel; über die Art und Weise seiner Herstellung erlangten sie hierdurch keine Kenntniß. Dies änderte sich nur wenig nach der Unterwerfung der Etrusker und Besitzergreifung ihres Landes im dritten Jahrhundert vor Christus. Man ließ die Eingeborenen die Eisenerze weiter graben und ausschmelzen und bezog das Rohproduct. Das Schmelzen der Erze geschah in einfachen Rennfeuern. Nachdem durch die fortschreitende Entwaldung der Insel infolge des großen Holzverbrauches der Eisenschmelzhütten Holzmangel eintrat, wurden die Erze theils nach Korfika theils nach dem Festland, namentlich nach dem Elba gegenüberliegenden Populonium gefahren⁶ und hier verschmolzen. Auf der Insel selbst erhielt sich in beschränkterer Weise als früher ein Schmelzbetrieb, den Diodorus folgendermaßen beschreibt:⁷

„Die Insel Aethalia enthält viel Eisenerz, das sie benutzen, um Eisen daraus zu schmelzen, an welchem Metall sie einen großen Ueberfluß haben. Diejenigen, welche sich mit der Arbeit be-

schäftigen, brechen den Stein und brennen die kleingemachten Stücke in künstlichen Oefen, in welchen sie durch die heftige Glut des Feuers das Erz schmelzen und in mittelgroße Stücke theilen, welche ungefähr wie große Schwämme aussehen. Diese erhandeln die Kaufleute oder tauschen sie ein und bringen sie nach Dikärachia und anderen Handelsstädten. Dergleichen Schiffsladungen kaufen einige, die eine große Zahl von Eisenschmieden halten, welche es verarbeiten und allerlei Eisenwerk daraus machen: einiges davon schmieden sie in „Vogelfiguren“, anderes verarbeiten sie künstlich zu Hacken, Sichel und anderem Arbeitsgeräth.“

Diese Verhältnisse haben sich während des ganzen Mittelalters bis in die neuere Zeit unverändert erhalten. An verschiedenen Punkten der Westküste Italiens wurden Eisenerze von Elba in Rennfeuern zu Luppen verschmolzen. In der Umgegend von Rom gab es bis vor 50 Jahren nur sogenannte Schrotfeuer, worin altes Eisen, aber keine Erze zu Luppen geschmolzen wurde.

Wie gering die Kenntniß der Römer bezüglich des Ausschmelzens des Eisens aus den Erzen war, beweisen die spärlichen und ungenügenden Mittheilungen ihrer Schriftsteller. Plinius hat am ausführlichsten darüber geschrieben; während er aber in seiner Naturgeschichte dem Gold 30, dem Silber 27, Kupfer und Bronze 39 Kapitel widmet, entfallen auf das Eisen nur 7 Kapitel, und die mangelhaften Nachrichten über die Metallurgie des Eisens beweisen nur, daß er wohl kaum eine persönliche Kenntniß davon hatte. Eisen, obgleich unentbehrlich, war ein gering geschätztes Metall, das überall billig zu haben war, das von armen Menschen in abgelegenen Thälern geschmolzen wurde, das, da daran nichts zu verdienen war, die Habsucht der Römer nicht reizte, und dessen Gewinnung deshalb auch von den Naturforschern und Schriftstellern mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelt wurde.

Wenn nun in den letzten Jahrhunderten vor Christus auch andere eisenreiche Länder in den Besitz der Römer gelangten, wie Spanien (206 v. Chr.) und Noricum (13 v. Chr.), wenn sie durch die Entwicklung ihres Seehandels neue Bezugsquellen für ihren Eisen- und Stahlbedarf kennen und benutzen lernten, wie Illyrien, Noricum, Pannonien, Mösten, Gallien und Spanien, sowie Indien für den besten Stahl, so bereicherte dies die metallurgische Kenntniß der Römer doch kaum; sie betrachteten das Eisen nach wie vor als einen Bezugsartikel, der überall zu beschaffen war. Dies kommt in der späteren Kaiserzeit sogar bei der Gesetzgebung zum Ausdruck. In dem Codex Theodosianus wird in den Verordnungen, die „von den Befreiungen der Künstler“ handeln, in den Vorschriften für die Handwerker gleich als erster Punkt folgendes bestimmt: (Cod. II. 9. const. I) „An alle Waffenschmiede befehlen wir hiermit, soll nicht für Geld Ware, sondern diese selbst ohne Aufschub eingeliefert werden, damit sie Eisen aus guten Eisenlagern erhalten, was leicht im Feuer dehnbar ist oder schmilzt, wodurch, da alle Möglichkeit zum Betrug entzogen worden, das allgemeine Wohl um so besser berathen werden soll. 18. Oktober 388.“ Der Praefect hatte also für die Beschaffung des Eisens, welches für die Waffenschmiede erforderlich war, zu sorgen mit dem Recht der Requisition und war ihm auch für die Güte des Materials eine gewisse Verantwortung auferlegt. Dieser nachträglich codifizierte Grundsatz bestand jedenfalls schon längst und war in der Organisation der römischen Armee begründet.

Den Zwecken der Armee mußte sich alles unterordnen. Die Armee war der wichtigste Träger der römischen Kultur. Den Deutschen gegenüber war dies ganz besonders der Fall. Das Gebiet auf der rechten Seite des Rheines wurde als Militärgrenze organisiert, die in den großen Lagern Xanten, Köln, Mainz, Straßburg ihre Stützpunkte und im Limes und dessen zahlreichen befestigten Lagern ihre Grenze fand. In allen größeren Lagern waren Eisenschmieden für die Bedürfnisse des Lagers und des Heeres. Der Bedarf an Eisen war ein beträchtlicher, er wurde soviel wie möglich aus dem Gebiete selbst gedeckt.

War der Einfluß der Römer auf die technische Ausführung der Eisenbereitung nur gering und nicht nachweisbar, so war dagegen der Einfluß auf Umfang und Intensität derselben bedeutend und deutlich erkennbar. Der gesteigerte Bedarf an Eisen durch das römische Heer gab Veranlassung, daß die vorhandenen Betriebsstätten stärker betrieben und daß neue gegründet wurden. Dies geschah wohl meist durch Eingeborene auf Anregung der römischen Militärverwaltung. Die Unter-

fuchungen während der letzten Jahrzehnte, besonders auch die gründliche Erforschung des römischen Limes haben hierfür mancherlei Beispiele geliefert.

In Eisenberg entwickelte sich unter römischer Herrschaft ein wichtiger, verstärkter Betrieb auf bestehender Grundlage, welcher als eine Fortsetzung der älteren Eisenschmelzerei im Stumpfwalde anzusehen ist. Aus der Beschreibung von Dr. C. Mehlis⁸ entnehmen wir hierüber folgendes. Das Städtchen Eisenberg war eine wichtige römische Niederlassung, vermuthlich der Ort Rufiana des Ptolemäus. Zu beiden Seiten der Eis, direct nördlich der Hochstatt und rings um dieselbe liegen etwa 30 cm. unter der Ackerkrumme und dem Wiesenbau Halden von Eisenschlacken, die bis zu einer Tiefe von 4 bis 5 m. hinabgehen. Dieselben haben eine compactere Gestalt wie die aus dem Stumpfwalde, sind gut geflossen und halten 20—40 Procent Eisen. Es sind Rennfeuerschlacken. Die Erze lieferten in der Nähe anstehende Lager an Roth- und Brauneisenstein, die bei Battenberg noch jetzt ausgenützt werden. In den Schlackenalden fanden sich römische Scherben. Im August 1882 stieß man auf drei Schmelzöfen innerhalb der Schlackenalden, welche sich von der „Hochstatt“ zur Eis herunterziehen. Der eine Ofen von eiförmiger Gestalt im Inneren, 60 cm. hoch, 50 cm. weit mit 10—15 cm. dicker Lehmwand war ein Eisenrennfeuer, während zwei zuckerhutförmige Öfen mehr den Erzschnelzöfen, wie sie sich auf alten Abbildungen finden, ähnlich sind; auch lassen aufgefundene Bronzestücke in der Nähe auf eine Bronze gießerei schließen. Der größte Theil des Inneren jenes eiförmigen Ofens war mit Eisenschlacken, die am Mantel festhingen, und mit Holzkohlenresten angefüllt. Die dabei gefundenen Stücke von Thonröhren hatten zur Windzuführung gedient. Mehrere Eisenbrocken, die dabei gefunden wurden, zeigten Abdrücke von Holzkohlen. In unmittelbarer Nähe des Ofens fanden sich außer großen, relativ schweren Schlackenbrocken viele Stücke des gebrauchten Rohmaterials, eines rothen Thoneisensteins.

Aus alledem ist zu schließen, daß bei Eisenberg zur Zeit der römischen Herrschaft ein umfangreicher Betrieb zum Zweck der Eisenbereitung aus Erzen geführt wurde. Es läßt sich annehmen, daß derselbe mehr als eine nur lokale Bedeutung hatte, daß er auch Eisen für den Handel erzeugte und wohl auch den Standlagern des römischen Heeres in Obergermanien dieses Metall lieferte. Hierfür dürfte folgender Umstand sprechen. Man findet in dem Rheingebiet innerhalb des Limes nicht selten doppelseitig zugespitzte Eisenbarren von 4 bis 5 kgr. Gewicht, welche die damals in dem genannten Gebiet übliche Handelsform des Eisens darstellen, weshalb sie als „Rohluppen“ bezeichnet werden.⁹ Diese Eisenbarren befinden sich besonders zahlreich in der Umgegend von Eisenberg, so daß es wahrscheinlich erscheint, daß hier ein wichtiger Ausgangspunkt derselben war. Nachfolgende Zusammenstellung, welche auf Erhebungen des Verfassers beruht, beweist das häufige Vorkommen dieser spitzzulaufenden Eisenbarren in der Rheinpfalz und Rheinheffen, dem Eisenberg nächstliegenden Gebiete.

Eisenspitzbarren (Rohluppen).

I. Rheinpfalz und Rheinheffen.

Stückzahl	Fundort	Aufbewahrungsort	Bemerkungen
1	Eisenberg	Museum Speyer	
1	Ramstein (? Ramfen)	„ „	
1	Schifferstadt	„ „	
3	Deidesheim	„ Dürkheim	
1	Forst	„ „	
1	Wachenheim	„ „	
2	Dürkheim (am Abhang der Limburg)	„ „	
4	Weiffenheim	„ „	
4	Monzernheim	„ Worms	
60	Bechtheim	„ Mainz	
2	Flonheim	„ „	
1	Niederolm	„ „	
1	Dautenheim	„ „	

II. In und bei dem übrigen Obergermanien.

Stückzahl	Fundort	Aufbewahrungsort	Bemerkungen
2	Griesheim bei Darmstadt	Museum Darmstadt	In einem Torflager gefunden.
3	?	„	„
1	Steinmühle bei Wiesbaden	„ Wiesbaden	
1	Platte „ „	„	„
2	Ebernburg bei Kreuznach	„	1857 auf römischem Pflaster gefunden.
1	Nidercleen (Oberheffen)	„ Gießen	
1	Gonzerath (Kreis Bernkastel)	„ Trier	
1	Birkenhof b. Griefingen a. d. Urach	„ Stuttgart	
6	?	„	„
2	Renchen b. Achern	„ Karlsruhe	Von einem Depotfond von 13 Stück herrührend.
1	Völlerdingen (Kreis Saarunion)	„ Straßburg	
3	Krautergersheim (Unter-Elßaß)	„	
1	Oberbergheim	„	Es wurden 32 Stück 1 m. unter dem Boden gefunden.
3	Ofterstetten	„ Ulm	
1	Wörnitzstein bei Donauwörth	„ München	
3	Biel (Schweiz)	„ Bern	
1	Nidau „	„	
2	Wangen a. d. Aare	„	wo 15 Stück beim Bau des Electricitätswerks im ehemaligen Flussbett der Aare gefunden wurden.
2	ebendaher	„ Frankfurt	
<hr/>			
37			
119 im Ganzen			

In dem freien Germanien östlich und nördlich des Limes scheint diese eigenthümliche Form von Rohluppen nicht vorzukommen. Die Museen zu Nürnberg, Cassel, Hannover, Magdeburg, Kiel und Schwerin besitzen keine solche. Demnach dürfte es eine in Obergermanien und Helvetien zur Zeit der römischen Herrschaft beliebte Handelsform des Luppeneisens gewesen sein. Es liegt nahe, die Angabe Diodors, daß die Fabrikanten an der italienischen Küste die Eisenklumpen von Elba, welche die Gestalt von Schwämmen hatten, theils „in Vogelfiguren“, theils zu Geräthen aus schmiedeten, damit in Verbindung zu bringen. Der Ausdruck „in Vogelfiguren“ (*ὄρνέων τῶπος*) ist hier im Gegensatz zu aus geschmiedeten Waaren gebraucht, bezeichnet also wohl die Handelsform des unverarbeiteten Eisens. Vermuthlich war es der terminus technicus hierfür, der seine Entstehung einer Ähnlichkeit mit der Gestalt sitzender Vögel verdankte. Meistens sind diese Eisenbarren, die in der Mitte etwa 6 cm. dick sind, nach beiden Seiten gleichmäßig spitzzulaufend bis zu 50 cm. lang. Es gibt aber auch eine kürzere, gedrungene Form von etwa halber Länge und größerer Dicke. Von dieser sind die 1877 auf der Schweinsweide von Renchen im Amte Achern gefundenen, wovon 2 Stück sich im Museum zu Karlsruhe befinden, sowie die 3 Stück von Krautergersheim im Museum zu Straßburg. Hieraus läßt sich schließen, daß Eisenberg nicht der alleinige Ort in Obergermanien war, wo solche Spitzbarren hergestellt und vertrieben wurden; daß er aber einer der wichtigsten war, wird durch die große Zahl der Funde in seinem Absatzgebiete bewiesen. Übrigens wären weitere und umfassendere Beobachtungen über diesen Gegenstand erwünscht, da sie geeignet sind, über die Erzeugungsstätten des Eisens im Alterthum Licht zu verbreiten.

Haben wir in den Eisenschmelzstätten von Eisenberg ein Beispiel dafür, daß infolge des großen Eisenbedarfes der Römer ein schon vorhandener Betrieb eine größere Ausdehnung erfuhr, so lassen andere Funde erkennen, wie durch die Römer Anlagen neuer Eisenschmelzstätten veranlaßt worden sind. Das hat sich besonders am Limes gezeigt.

Die ältesten hierauf bezüglichen Untersuchungen wurden bei dem bekannten großen Römerkastell Saalburg bei Homburg v. d. Höhe gemacht.¹⁰ Hier wurden etwa 700 m. von dem befestigten Lager und etwa 300 m. von dem Limes nach der feindlichen Seite hin Eisenschlackenhalden und die Reste von Schmelzöfen mit Holzkohlen und Eisenerz (Roth- und Brauneisenstein) gefunden und aufgedeckt. 800 m. unterhalb dieser Eisenschmelze an demselben Wasserlauf liegt der „Drusenkipfel“, ein künstlicher, von einem Graben umgebener Hügel, der wohl den Unterbau eines Blockhauses, das den

Eisenarbeitern als Zufluchtsort diente, war. Hieraus läßt sich schließen, daß die Eisenarbeiter weder zu der ortsansässigen Bevölkerung noch zu der römischen Besatzung gehörten, denn der Drufenkippel war keine römische Anlage. Er war errichtet von den Waldschmieden, die aus dem Weil- oder Lahnthal angezogen waren, denn von dort stammen die Erze, die hier verschmolzen wurden. Weitere Untersuchungen von Baurath Jacobi und Direktor Spannagel¹¹ im Jahre 1895 ergaben, daß sich auch Schlackenhalde und Reste alter Eisenschmelzen in unmittelbarer Nähe des Drufenkippels fanden. Direktor Spannagel hat sowohl die Erze als die Schlacken und das Eisen untersucht. Der Betrieb war ganz derselbe wie am Dreimühlenborn. Auch hier war Rotheisenstein, der in der Gegend nicht vorkommt, also wohl aus dem Weilthal dorthin gebracht wurde, das hauptfächliche Erz. Die Anlage von Eisenschmelzen in dieser Gegend läßt sich nur aus dem gewinnbringenden Absatz, den das große befestigte Römerlager den deutschen Waldschmieden bot, erklären.

In der Regel gab das Vorkommen von Eisenerz die erste Veranlassung zur Anlage einer Eisenschmelze. Bei dem Waldreichtum Deutschlands war der für das Schmelzen nöthige Bedarf an Holz meist leicht aus nächster Umgebung zu beschaffen. Trat aber mit der Zeit durch den starken Verbrauch Holzangel in der Nähe ein, so war es nicht schwer, die Schmelzöfen, deren Herstellung wenig Kosten und Mühe verursachte, an eine geeignetere Stelle zu verlegen, denn bei dem enormen Verbrauch von Holzkohlen für diesen alten, unvollkommenen Betrieb war es viel leichter, das Erz nach der Schmelzstätte zu transportieren, als wie das Holz oder die Holzkohlen. Es ist deshalb durchaus nicht so unbegreiflich, wie Natsch¹² meint, daß man am Gonzen bei Sargans in der Schweiz Eisenschmelzstätten an dem gegenüberliegenden Thalabhang des erzführenden Berges findet. Daß aber Eisenschmelzen so weit entfernt von den Erzlagern angelegt wurden, wie wir es am Dreimühlenborn sehen, ist auffallend und nur aus dem großen Vortheil, den der Absatzort den Schmelzern bot, zu verstehen. Aehnliche Verhältnisse zeigten sich aber auch bei anderen Kastellen des Limes, wie z. B. am Feldbergkastell, wo am benachbarten rothen Kreuz Eisenschlackenhalde gefunden werden, während Erze dort nicht vorhanden sind.¹³

Bei dem Limeskastell zu Holzhausen a. d. Haide finden sich ebenfalls nach der feindlichen Seite hin die Reste ausgedehnten Eisenschmelzbetriebs. v. Cohausen schreibt:¹⁴ „Eine dieser Schlackenhalde, 350 Schritt vor der porta decumana gelegen, hatte 13 à 11 m. Durchmesser und 1.26 m. Höhe. Vor ihr lag eine ebensolange aber minder hohe und breite Schlackenablagerung, in welcher sich der Boden eines kleinen Rennherdes von etwa 1 m. Durchmesser durch gebrannten mit Schlacke überzogenen Lehm angezeigt fand. In dem höheren Hügel aber fanden wir außer den erwähnten Topfscherben die Bruchstücke der Herdwände, welche seinen Durchmesser auf 80 cm. bestimmten. Sie waren durch einen 15 cm. dicken Lehmbeschlag gegen alte darum herumgelegte Schlacken gebildet und auf der Innenseite ziemlich glatt überschmolzen. Die Höhe des Herdes war nicht zu bestimmen, war aber jedenfalls nicht höher als sein Durchmesser. Die in den Schlacken noch aufgefundenen ungeschmolzenen Erze waren Rotheisenstein und Brauneisenstein, beide nicht in unmittelbarer Nähe vorkommend.“ Indessen finden sich diese Erze reichlich etwa zwei Stunden davon entfernt bei Katzenelnbogen. Die Anlage der Schmelzhütte an dieser Stelle läßt sich ebenfalls nur durch die Nachbarschaft des Kastells erklären. Auch hier hatten deutsche Waldschmiede ihre Schmelzfeuer des lohnenden Absatzes wegen, vielleicht auch auf Veranlassung der Militärverwaltung für den Bedarf der römischen Besatzung in unmittelbarer Nähe des befestigten Lagers angelegt.

Ein anderes durch die neuere Limesforschung klargelegtes Beispiel bietet das Kastell bei Pfünz. Der Streckenkommissar Fr. Winkelmann hat im Sommer 1901 eine römische Niederlassung im Pfünzer Thal aufgedeckt, bei welcher sich Thonbrennöfen und Reste einer Eisenschmelze fanden. Er schreibt darüber:¹⁵ „Die interessanteste Anlage aber ist eine Eisenschmelze. Sie besteht aus einer ziemlich kreisrunden, 1.85 m. weiten, 0.45 m. tiefen Grube im gewachsenen Boden, mit Lehm ausgeschlagen, der steinhart gebrannt ist; darin lagen etwa 90 Pfd. Eisenschlacken. In der Vorderwand der Grube sah man eine 1.5 cm. weite Oeffnung, die nach außen mit einem mehrere Meter langen, 10—15 cm. breiten und hohen, mit Steinen eingefassten Kanal [Schlackenrinne] zusammenhing. Daneben wurde eine zweite Feuerstelle ausgegraben; es mögen nach dieser Seite hin noch mehrere

Schmelzöfen vorhanden sein. — In der Nähe fand sich noch eine Anzahl gebrannter Thonröhren von 1.2 bis 1.4 cm. Weite, sie dürften bei der Luftzufuhr zum Schmelzofen Verwendung gefunden haben.“ Daß die hier gefundene Grube von den Römern [resp. zu römischer Zeit] gebaut und betrieben wurde, beweist neben den übrigen Funden besonders eine Tasse von terra sigillata, die in der Wand der Grube hinter der gebrannten Lehm[schicht] steckt. Eisenerz findet sich als Bohnerz in Menge auf der vom Limes durchzogenen Jurahochebene nördlich der Altmühl. Es sind hier keine Reste von Schmelzstätten gefunden worden. „Wenn die an Ort und Stelle wohnende eingeborene Bevölkerung bereits mit der Verarbeitung des Erzes vertraut gewesen wäre, hätten die Römer kaum Veranlassung gehabt, das Rohmaterial, das bei dem mangelhaften Verfahren höchstens zu 25 Prozent ausgebeutet werden konnte, stundenweit nach Pfünz zu schaffen und dort Schmelzgruben anzulegen[?]. Man darf deshalb wohl annehmen, daß sie es waren, die zuerst auf das Vorkommen des Erzes in der Gegend aufmerksam wurden. Es gewinnt damit die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß der Limes, der ursprünglich über Pfünz gegangen sein dürfte, später deshalb in die Linie über den Kipfenberg hinaus verlegt wurde, um die inzwischen entdeckten Erzlager mit hineinzunehmen.“

Jedenfalls liefern die Ausgrabungen bei Pfünz einen weiteren Beweis dafür, daß die Römer die Anlage von Eisengruben und Schmelzen in der Nähe des von ihnen angelegten und besetzten Limes veranlaßten, und daß ihr großer Bedarf an Eisen einen schwunghaften Betrieb dieser Anlagen während der Zeit ihrer Anwesenheit herbeiführte. Diese Eisenschmelzen wurden wenigstens zum Theil auch nach dem Abzuge der Römer noch weiterbetrieben.

Soviel von der Gewinnung und Bereitung des Eisens zur römisch-germanischen Zeit. Schwieriger und komplizierter ist die Beantwortung der Frage: welches war der Einfluß der römischen Herrschaft auf die Verarbeitung und Verwendung des Eisens in Deutschland?

Als die Römer das Rheingebiet eroberten und besetzten, kannten die Einwohner bereits die Darstellung des Eisens und verarbeiteten es für ihre Bedürfnisse. Diese waren allerdings nicht so groß und manigfaltig wie die der Römer. Es war dies die Folge ihrer einfacheren Lebensweise. Die Deutschen wohnten nicht in Städten, sondern in einzelnen Gehöften, ihre Häuser waren nicht aus Stein, sondern aus Holz erbaut, ihre Beschäftigung war Feldbau, Jagd und Krieg. Dementsprechend verwendeten sie das Eisen bei dem Bau ihrer Holzhäuser höchstens für Nägel, Klammern und Bänder, sodann für einfache Werkzeuge wie Messer und Aexte, endlich für Waffen, wie Haulschwerter (Sachse), Lanzen- und Pfeilspitzen. Der Eisenbedarf der Römer war viel größer, sowohl für Bauten und Anlagen, als zum Gebrauch für Werkzeuge, Waffen, Geräte, Schmucksachen u. s. w. Wie viel Eisen wurde z. B. bei dem Bau der großen Rheinbrücke bei Mainz allein für die starken Eisenschuhe der zahllosen eingerammten Eichenpfosten gebraucht! Ueberraschend ist die Menge der Eisen- und Stahlgeräte, besonders der Werkzeuge, welche in den Kastellen des Limes, namentlich auf der Saalburg zu Tage gekommen sind, und die mit unsren modernen Werkzeugen große Aehnlichkeit zeigen. Der außerordentliche Reichthum an guten Werkzeugen läßt sich nur dadurch erklären, daß sie nicht Besitz Einzelner, sondern Eigenthum der Armee waren. Zu jeder Legion gehörte eine technische Abtheilung, die aus geschulten Handwerkern, welche mit allen erforderlichen Werkzeugen ausgerüstet waren, bestand.

Die vortreffliche Organisation des Heeres, welche die Grundlage der Ueberlegenheit der Römer war, spielt auch bei unserer Frage eine wichtige Rolle.

Die Germanen ermangelten der systematischen Concentration. Jeder einzelne Hofbesitzer — Freie — sorgte für seine und seiner Leute Bedürfnisse, so gut er konnte. Kam ein größerer wirtschaftlicher Verband in Frage, so war das höchstens die Gemeinde, wenn sich eine solche aus gemeinschaftlichem Wald- und Weidbesitz herausgebildet hatte. Die technischen Verrichtungen wie Bau und Reparatur der Wohnungen, Herstellung und Instandhaltung der Geräte, sowie auch alle hierzu erforderlichen Schmiedearbeiten, — das Eisen wurde damals noch ausschließlich mit dem Hammer „gewirkt“ — besorgte entweder der Herr mit seinen Söhnen selbst oder gelernte Leibeigene (Schalke). Zuweilen wurden kostbare Waffenstücke von den Reichen auch durch Tauschhandel erworben. Das Inventar an Eisengeräthen war aber im allgemeinen sehr einfach und wurde

auf den größeren Gütern selbst von dem zum Gute gehörigen Schmied oder von einem Waldschmied angefertigt.

Bei den Römern, die Germanien besetzten, erschienen diese Verhältnisse ganz anders. Nicht der italienische Bauer, sondern der Soldat trat dem Deutschen gegenüber. Er war ein Glied des Heeres, das einerseits durch strenge Disziplin, andererseits durch die Furcht vor dem Feind zusammengehalten wurde und einen geschlossenen Körper bildete. Die Legion trat nicht nur im Kampfe selbst, sondern auch in der Vorbereitung dazu, in den Schutzmaßregeln sowie in friedlicher Thätigkeit als ein festgefügtes Ganze auf, das durch das Zusammenwirken vieler für einen Zweck und geleitet von einem Willen auch in technischer Beziehung Erstaunliches leistete. Durch die welterobernde Politik Roms, durch die zahllosen Feldzüge in fremden Ländern gegen unbekannte Völker hatte sich allmählich eine Organisation herausgebildet, welche die römischen Legionen ganz auf sich selbst stellte und ihnen die Möglichkeit gab, ohne fremde Hülfe aus eigener Kraft und eignen Mitteln fast jede technische Aufgabe zu lösen. Hierzu gehörte insbesondere die Erneuerung und Erhaltung des großen Rüstzeuges der Armee selbst, der Bewaffnung, des Fuhrwesens, der Anlage besetzter Lager, worin die Römer Meister waren, der Herstellung von Straßen, Brücken, Gebäuden u. s. w. Die Ausführung dieser Arbeiten wurde ermöglicht durch die zur Legion gehörigen gelernten Handwerker, sowie durch die Schulung der Soldaten. Es war ein Grundsatz der römischen Heeresleitung, jedem einzelnen Mann eine gewisse technische Ausbildung zu geben, sowohl für seine Verwendung im Krieg als auch für seine Beschäftigung im Frieden bei Ausführungen größerer Anlagen wie z. B. der des germanischen Limes. Die eigentlichen Facharbeiten wurden von den der Armee zugehörigen zünftigen Handwerker (*fabricenses*) ausgeführt. Von diesen gehörten die Eisenschmiede (*ferrarii*) zu den wichtigsten. Sie hatten für die Instandhaltung und Herstellung aller Eisengeräthe, soweit diese nicht aus den kaiserlichen Waffenfabriken bezogen wurden, zu sorgen. Zu diesem Zwecke waren in allen größeren Niederlassungen, wie z. B. in den wichtigeren Kastellen am Limes, Werkstätten.

Für die Bewaffnung des Heeres sorgten allerdings in erster Linie die großen kaiserlichen Waffenfabriken, deren es in der späteren Kaiserzeit 15 im oströmischen und 20 im weströmischen Reiche gab. Jede dieser Gruppen war einem *Magister officiorum* unterstellt. Demselben unterstanden auch die Fachschulen und Lehrwerkstätten (*scholae scutariorum, armaturarum, sagittariorum, clibariorum*), in denen die *fabricenses* ausgebildet wurden. Die Waffenfabriken erhielten ihre Bezeichnung wie *scutaria, spatharia, sagittaria, arcuaria, ballistaria, loricaria, clibanaria* nach den Waffenstücken, die sie vorzugsweise anfertigten.

In der germanischen Provinz gab es keine kaiserlichen Waffenfabriken. Die hier stationirten Truppen erhielten ihre Ausrüstung vermuthlich aus gallischen und norditalischen Fabriken, von welchen die Schwertfabrik zu Rheims (*Remensis spatharia*), die beiden Waffenfabriken zu Autun (*Augustodunensis loricaria, ballistaria et clibanaria* und die *scutaria*), die zu Amiens (*Ambianensis spatharia et scutaria*), sowie die zu Verona, Mantua, Cremona und Pavia (*Ticinum*) in erster Linie in Betracht kommen dürften.

Jede Legion hatte aber in ihren Standquartieren größere Werkstätten. Nach Vegetins (II. Cap. 11) gehörten zu dem Gefolge eines Kriegsheeres Zimmerleute (*lignarii*), Maurer (*structores*), Schmiede (*ferrarii*), Wagner (*carpentarii*), Maler (*pictores*) und andere Künstler (*artifices*), um in Winterquartieren Gebäude aufzuführen, Kriegsmaschinen zu verfertigen, Belagerungsthürme aus Holz zu zimmern, sowie andere Dinge für die Belagerung und Eroberung feindlicher Städte oder zur eigenen Vertheidigung herzustellen; ebenso befanden sich bei einem Heere im Felde Schild-, Panzer- und Armbrustmacher, welche Schilde, Panzer, Harnische, Helme, Pfeile, Wurfspere, kurz alle Gattungen von sämtlichen Schutz- und Trutzwaffen verfertigten und ausbefferten. Diese Arbeiter standen unter einem Präfecten. Die geschulten Handwerker befanden sich meist bei dem Hauptquartier der Legion, wurden aber nach Bedarf auch den besetzten Lagern zugetheilt.

In den besetzten Lagern am Limes sind viele Spuren von Werkstätten aufgefunden worden. Bereits im Jahre 1842 stieß Dieffenbach¹⁶ in dem Kastell Butzbach auf eine Werkstatt, worin sich eine

Menge von Lanzenspitzen z. Th. noch in unfertigem Zustande vorfanden. Ein ähnliches Ergebnis hatten Grabungen in dem Kastell Hofheim im Jahre 1841 und 1842.¹⁷ Auch hier fand sich eine ungewöhnliche Anzahl eiserner Werkzeuge, darunter eine große und eine kleine Schmiedezange, eiserne Meißel und Punzen, ein Geißfuß u. s. w. zusammen, welche auf eine Werkstatt hindeuteten. In dem Kastell Buch nicht weit von Ellwangen am rätischen Limes waren außer anderen eisernen Waffen 700 Pfeilspitzen an einer Stelle gefunden worden. R. Herzog¹⁸ fand neuerdings 100 Geschößspitzen an demselben Platze. Er glaubt, daß sie einer Rüstkammer (armamentorium) entstammen, denn ebenda wurden Lanzenspitzen, eine Spathe von 88,5 cm. Länge, ein zu einem Klumpen zusammengegrößerter Kettenpanzer, Spitzhaue, Hacke, Sichel, Meißel, Stück einer Feile, Hackmesser, Messer, Schaffscheere, Kochlöffel, Schlüssel, Fingerring u. s. w. gefunden. In dem Kastell Pfünz fanden sich so zahlreiche Eisfunde, daß man das Vorhandensein größerer Werkstätten vermuthen muß. Ueber das Kastell Niederberg schreibt Oberstleutnant Dahm:¹⁹ „In der anderen Hälfte der Präfectura lag ein aus vier Räumen bestehendes, massives, in Schiefer eingedektes Werkstattsgebäude. Man fand in demselben große Schlacken und allerlei Eisengeräth, darunter auch Waffen und Theile von Geschützen.“

Auf der Saalburg, wo doch eine erstaunliche Menge von Eisen und Eisengeräthen gefunden wurden, sind Werkstätten nicht nachgewiesen worden, obgleich solche ohne Zweifel vorhanden waren. Sie wurden wahrscheinlich bei älteren Grabungen nicht beachtet und umgewühlt. Ueber das Feldbergkastell schreibt L. Jacobi:²⁰ „Die tiefen Aschenschichten und die darin gefundenen Eisenschlacken und Werkzeuge lassen vermuthen, daß hier eine Schmiede oder überhaupt Werkstätten gestanden haben.“

Von besonderem Interesse sind die Ergebnisse von Dr. Ritterlings Grabungen im Kastell Niederbieber.²¹ Er entdeckte die Werkstätten (fabrica) östlich vom Prätorium. „In der Mitte wurden die Reste eines Ofens mit Windloch aufgedeckt; die seine Wände bildenden Tuffsteine waren durch die Hitze vollständig zermürbt und rothgelb gefärbt. Dicht daneben scheint auf einer Steinunterlage der Amboss gestanden zu haben und eine Vorrichtung zur Aufstellung eines Kessels oder einer Pfanne, um kleine Mengen Metall zu schmelzen, vorhanden gewesen zu sein Um andere technische Einrichtungen hier zu übergehen, sei noch erwähnt, daß auch nahe der Nordseite des Gebäudes ein kleiner aus Ziegelplatten hergestellter Herd sich befand, auf welchem ein kurzes, enges Thonröhrchen wohl die Stelle anzeigt, an welcher das Gebläse auf die Flamme einwirkte. Nahe bei diesem Herde lagen in einem etwa 30 cm. in den Boden vertieften Loche große Klumpen von grauweißem und blutrothem Bolus, wie er ganz in der Nähe auf der Höhe von Melsbach vorkommt. Er wird hier bei Herstellung von Gußformen und überhaupt beim Schmelzen von Metallen sowie beim Löthen Verwendung gefunden haben. Alle diese Funde sowie eine größere Zahl angetroffene größere und kleinere Eisenschlacken und Stücke einer größeren, koksähnlichen schwarzen Masse lassen keinen Zweifel über die einstige Bestimmung des Gebäudes als Werkstatt für Bearbeitung der Metalle, speziell als Schmiede, was auch dadurch bestätigt wird, daß das ganze Innere derartig mit Ruß und Kohlenmasse erfüllt sich zeigte, daß der ganze Boden von der Sohle bis dicht unter die Ackerkrumme eine gleichmäßig tiefschwarze Färbung hatte, wie sie in gleichem Maße bisher im Kastell noch nirgends beobachtet war. Trotz der vollständigen Ausräumung des größten Theils des Innern fanden sich Gefäßscherben nur sehr wenige (Thierknochen fehlen ganz), dagegen außer vielen am Gebäude selbst angebracht gewesenen Eisentheilen auch Bruchstücke von Werkzeugen (Hammer oder Spitze eines Bickels oder eisernen Keils, Blatt einer Säge, Meißel, Feile u. s. w.). Die merkwürdige Thatsache, daß in dem mittleren Gebäudetheile, wo sich die Grobschmiede befunden haben dürfte, und daher besonders zahlreiche Werkzeuge zu erwarten gewesen wären, fast gar nichts sich fand, läßt, da eine spätere Durchwühlung ausgeschlossen ist, sich wohl nur dadurch erklären, daß während oder kurz nach der Zerstörung eine systematische Plünderung der für die Eroberer werthvollen Eisengegenstände stattgefunden hat.“ Nahe der Südost Ecke des Gebäudes, dicht an der via principalis fand sich ebenfalls eine Schmiede mit Herd (70 × 80 cm.) und eine daneben befindliche Grube für das Gebläse, die Ritterling für eine Hufschmiede hält, wo Pferde beschlagen wurden.

Mit der Fabrica in Beziehung stand eine etwa 14 m. östlich gelegene Halle 8 bis 10 m. lang mit fettem, grauem, dicht mit Kohlen durchsetztem Grund. Zahlreiche Eisenschlacken sowie Brocken von dem erwähnten rothen und grauen Thon ließen auch hier über die ehemalige Bestimmung als Werkstätte oder doch als Ablagerungsstätte für Abfälle aus der Fabrica keinen Zweifel.

Das vollständige Inventar einer römischen Schmiede wurde 1893 auf dem Heidenberg bei Kreimbach in der Pfalz gefunden.²² Es gehörten dazu 3 Amboße, 8 verschiedene Hämmer, 4 große Schmiedezangen u. f. w. Sehr zahlreich sind die auf der Saalburg gefundenen Schmiede- und Schlosserwerkzeuge, welche ebenso wie die vom Heidenberg eine solche Uebereinstimmung mit den noch jetzt gebräuchlichen Werkzeugen darbieten, daß man sie, wenn die Fundumstände nicht ihren römischen Ursprung verbürgten, fast für modern halten könnte.

Der Reichthum der auf der Saalburg gefundenen eisernen Werkzeuge der mannigfachsten Art läßt, wie erwähnt, keinen Zweifel, daß hier große und verschiedenartige Werkstätten bestanden haben müssen. Ueberhaupt geben die im Saalburgmuseum zu Homburg zusammengestellten Eisengeräthe wohl das beste Bild von der gewerblichen Thätigkeit der römischen Militärhandwerker, ihrer Werkzeuge und ihrer Erzeugnisse. Erstaunlich sind die schweren Amboße bis zu 250 kgr. Gewicht, die jedenfalls am Platze selbst gefertigt, ein beachtenswerthes Beispiel der Kunst des Schweißens und Schmiedens geben. Daß aber auch viele der aufgefundenen Eisengeräthe aus fremden Fabriken oder Werkstätten, die für den Export arbeiteten, bezogen wurden, beweisen die aufgeschlagenen Namen und Fabrikmarken. Hierzu gehören die besseren Werkzeuge, wie z. B. die eisernen Hobelgestelle und die dazu gehörigen Stähle. Die meisten Gegenstände für den laufenden Bedarf wurden aber wohl auf der Saalburg selbst angefertigt, dazu dürfen selbst die mit Legionstempeln versehenen Eisengeräthe²³ zu rechnen sein.

Das Material, welches die Schmiede auf der Saalburg verarbeiteten, war in erster Linie das am Orte selbst d. h. am Dreimühlenborn hergestellte Eisen, welches sich durch Weichheit auszeichnete. Es ist aber mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie außerdem noch hartes, stahlartiges Eisen zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen aus anderen Gegenden bezogen. Dafür spricht auch die chemische Zusammensetzung eines rohen Stückes Eisen, das im Jahre 1887 aufgefunden und dem Verfasser von Oberst v. Cohausen und Baurath Jacobi bei gemeinschaftlicher Anwesenheit auf der Saalburg übergeben wurde. Die von meinem Freunde Dr. Karl Roessler in Frankfurt a. M. in der dortigen Scheidungsanstalt ausgeführte Analyse ergab folgende Nebenbestandtheile:

Gebundener Kohlenstoff*)	0.120 Prozent
Silicium	0.050 „
Phosphor	0.140 „
Schwefel	0.005 „
Nickel	0.242 „
Kobalt	0.050 „
Mangan	Spur

*) Graphit war in dem Eisen nicht enthalten.

Hierbei ist der Gehalt an Nickel und noch mehr der an Kobalt besonders bemerkenswerth. Das am Dreimühlenborn und am Drußenkippel geschmolzene Eisen enthält diese Bestandtheile nicht.²⁴ Sie sind nach E. von Bibra's Analysen nur nachgewiesen in Eisen von Brescia und Bergamo und in Eisen von Siegen. Es scheint deshalb sehr wahrscheinlich, daß die römischen Schmiede der Saalburg ihr hartes, stahlartiges Eisen aus dem Siegerland, wo im Thal der Sieg bereits zu römischer Zeit Eisen gewonnen wurde, bezogen.

Aus dem Angeführten geht zur Genüge hervor, daß die römische Eisenschmiedekunst in der Kaiserzeit eine recht ausgebildete und in mancherlei Beziehungen eine der germanischen überlegene war. Man müßte deshalb erwarten, daß ihr Einfluß auf die deutsche Technik ein großer gewesen sei. Solches läßt sich aber vorläufig nicht nachweisen; vielmehr scheint es, daß die Germanen an ihrer Eigenart, nicht nur der Bereitung, sondern auch der Bearbeitung und Verwendung des

Eisens festhielten. Es ist dies auch leicht erklärlich. Die Germanen hatten ihre eigne, überlieferte, selbstständige Kultur, welche die hochmüthigen Römer zwar als barbarisch bezeichneten, die sie aber sehr bald zu achten, ja in mancher Beziehung zu bewundern lernten. Zu dieser Kultur gehörte auch ihre Gewerbsthätigkeit, die auf dem Gebiete der Eisenbereitung und -bearbeitung eine durchaus entwickelte war. Daß den Germanen die überlegene Technik und Ausstattung, die sie besonders an den stolzen römischen Legionen in so glänzender Gestalt kennen lernten, imponirte, ist selbstverständlich. Aber diese ganze Kultur trat ihnen nicht nur als etwas fremdes, sondern als etwas feindliches gegenüber. Ihr Einfluß auf die freien, auf ihre Freiheit stolzen Germanen war deshalb zunächst nur ein geringer. Auch in dem eroberten Gebiete, der provincia Germania, war dies nicht viel anders, denn dort waren die Wohlhabenden und Einflußreichen theils ausgewandert, theils waren sie vertrieben und ihres Besitzes beraubt. Die Römer hatten das Grenzland von den ihnen gefährlich erschienenen Elementen geäubert, sich des Grundbesitzes derselben bemächtigt und ihn als Zehntland (agri decumates) an Günstlinge, Soldaten und Pensionäre vertheilt. Städte bestanden damals in dem rechtsrheinischen germanischen Gebiete noch nicht. Dagegen gaben die römischen Kastelle durch die Sicherheit, die sie gewährten, und durch die Gelegenheit des Verdienstes Veranlassung zur Ansiedlung von allerlei Volk und dadurch zur Gründung bürgerlicher Niederlassungen, wie wir sie bei der Saalburg und anderen günstig gelegenen Limeskastellen kennen, und die sich bei den älteren innerhalb der Limeslinie gelegenen, befestigten Standlagern wie Heddernheim, Friedberg, Wiesbaden und anderen Orten zu stadähnlichen Gemeinwesen mit römischen Tempeln und römischen Villen entwickelten. Diese in römischer Weise lebende gemischte Bevölkerung nahm wohl römische Sitten und Gebräuche an; die freien Germanen haßten aber das fremde Wesen darum um so mehr. Erst allmählich lernten sie auch manche Annehmlichkeiten der römischen Kultur verstehen und schätzen, und wenn sie dann in den wechselvollen Kämpfen vom ersten bis vierten Jahrhundert das entrißene deutsche Gebiet als Sieger wieder betraten, so nahmen sie gern Besitz von den schönen, wohleingerichteten, vornehmen Villen der Römer. Hieraus läßt es sich auch erklären, daß Julianus, der nachmalige Kaiser, damals noch als Feldherr des Constantinus bei seinem siegreichen, aber nur von kurzem Erfolg begleiteten Feldzug gegen die Germanen im Jahre 357 n. Chr. vor allem die römischen, aus Stein erbauten Häuser zerstörte, wie dies Ammianus Marcellinus berichtet.

In Wahrheit waren die Deutschen von den Römern nie so besiegt, daß diese jenen ihre Sitten und Gebräuche hätten aufzwingen können, und da das Mißtrauen und die feindselige Stimmung gegen Rom und die römische Herrschaft niemals erlosch, so war auch der römische Einfluß in technischer Beziehung während dieser Zeit ein verhältnißmäßig geringer. Die Deutschen wehrten sich ihrer Freiheit und ihrer Eigenart, die auch in ihrer gewerblichen Thätigkeit zum Ausdruck kam.

Es ist fast überraschend, wie gering und wie wenig tiefgehend während der Occupationszeit der römische Einfluß auf Lebensart und Geschmack der Deutschen war. Sie hielten an ihrer Einfachheit fest, und auch die nachfolgenden Jahrhunderte änderten wenigstens in Bezug auf die Verwendung von Eisengeräthen darin nur wenig. Dafür liefern noch die Inventarien der kaiserlichen Hofgüter Karls des Großen, die außerordentliche Einfachheit, fast Armuth an eisernen Geräthen der Landwirthschaft zeigen, den Beweis. Auf anderen Gebieten der Technik scheint der römische Einfluß allerdings ein größerer gewesen zu sein, wie z. B. auf dem der Keramik, die im Rheingebiete unter römischer Herrschaft zu einer achtungsgebietenden Entwicklung kam. In Bezug auf die Eisenbereitung dagegen hatten die Römer nichts Neues zu bieten. Die Verarbeitung und Verwendung des Eisens war eine überkommene, nationale, an der die Deutschen festhielten. Zweifellos hat sich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. ein Fortschritt in der Eisenbearbeitung in Deutschland vollzogen, aber nicht durch römischen Einfluß, sondern auf nationaler Grundlage und veranlaßt durch den größeren Bedarf an Waffen. Die kräftige Individualität der germanischen Stämme, die den Römern schon bei ihrer ersten Begegnung imponirte, findet sich auch bei den großen Verbänden der Alemannen und Franken im letzten Jahrhundert der römischen Herrschaft scharf ausgeprägt. In Bewaffnung und Schmuck erscheint diese nationale Eigenart deutlich gekennzeichnet, und sind die

Germanen den Römern gegenüber hierin durchaus selbstständig. Sachs und Franziska, Hauthammer und Kampfbeil sind die nationalen Waffen, mit denen sie die Römer bekämpfen und besiegen. Auch das große zweischneidige Langschwert, die *spatha*, obgleich wohl gallischen Ursprungs, ist zu einer nationalen Waffe geworden, die in germanischen Händen siegreich wirkt, so daß die Verherrlichung des Stofffechtens der Römer durch Vegetius und der von ihm gepriesenen Ueberlegenheit dieser Kampfweise gegenüber der der Barbaren in jener Zeit wie leere Prahlerei klingt.

Die römische Bewaffnung in der Kaiserzeit war übrigens durchaus nicht national italisch, sondern eine geschickte Auswahl fremder Vorbilder. Die Hauptwaffe, der *gladius*, ein zweischneidiges Schwert mit kräftiger Stahlspitze, war eine spanische Waffe, die erst in den punischen Kriegen nach Eroberung der iberischen Halbinsel zur Einführung gelangt war. Die *spatha*, eine wichtige Waffe der Hilstruppen, war von den Galliern überkommen. Diese wurde, wie erwähnt, auch von den Germanen geführt und mit Sachs und Franziska von deutschen Schmieden hergestellt. Von einem besonderen Einfluß der Römer auf die deutsche Bewaffnung und Ausrüstung kann deshalb kaum gesprochen werden. Eher haben die Römer mit den ausländischen Söldnern auch manche ihnen fremde technische Einrichtungen von diesen angenommen. Ein Beispiel hierfür bietet der Hufbeschlag, der den Römern selbst unbekannt, den Bewohnern von Rätien und den Rheinlanden aber wahrscheinlich schon vor der römischen Invasion bekannt war. Daß die römischen Besatzungstruppen am Limes davon Gebrauch machten, geht aus den zahlreichen auf der Saalburg und anderen Kastellen gefundenen Hufeisen hervor.

Eins haben die Germanen von den Römern gelernt, die Werthschätzung einer einheitlichen Bewaffnung. Dies zeigt sich in nachrömischer Zeit bei den Franken und Alemannen, wenn auch lange nicht in der vollkommenen Weise, wie bei dem römischen Söldnerheer. Die Germanen hatten keine Miethsoldaten, jeder Deutsche kämpfte für sich, für seine Freiheit, seine Familie, seinen Besitz und zwar mit seinen eigenen Waffen, die er ererbt, erworben oder selbst gefertigt hatte. Sie waren ihm ein werthvoller, hochgeachteter Besitz und wurden deshalb den vornehmen Verstorbenen mit ins Grab gelegt. Diese Waffen waren in ihrer Ausführung keineswegs minderwerthiger als die der Römer. Wirkungen sie allerdings zumeist erst aus spätrömischer und nachrömischer Zeit. Da treten sie aber so eigenartig und formvollendet auf, daß wir annehmen müssen, daß sie eine lange Vorgeschichte hatten. Der Sachs und die Franziska sind sicherlich nicht von den Römern überkommen, bei der *spatha* und dem *ango* ist dies zum mindesten zweifelhaft. Der Helm, den nur die Vornehmsten trugen, weicht in Form und Ausschmückung von dem römischen durchaus ab. Die Kunst der Ausschmückung, das Kunstgewerbe, war zur Zeit der Römerherrschaft bei den Germanen noch sehr wenig entwickelt. Es lag dies in der Einfachheit und der Art ihrer Lebenshaltung. Erst einige Zeit nach dem Sturz des römischen Reiches tritt bei Franken und Alemannen eine Dekorationskunst auf, die rasch eine gewisse Vollkommenheit und große Beliebtheit erlangt, es ist das die Taufschirung hauptsächlich von Silber, aber auch von Gold und Bronze auf Eisen und Stahl. Auch diese Technik knüpft nicht an die italisch-römische an, weder zeitlich noch stilistisch. Die Taufschirung war den Römern wohl bekannt, doch scheint ihnen diese Kunst etwas Fremdes geblieben zu sein. In den kaiserlichen Waffenfabriken gab es eine besondere Klasse von Künstlern, deren Beruf die Ausschmückung der Waffen und Rüstungen war; sie hießen *barbaricarii*. Der Name beweist schon, daß diese eine den Römern fremdartige Kunst betrieben. Dies findet seine Bestätigung in den Konstantinischen Verordnungen über die Befreiung der Künstler, denn dort heißt es: „*tegebantur autem cura ejus barbarico opere tegminibus factis et hoc nomen est: num qui hanc (artem) exercent, barbaricarii dicuntur, experimentes ex auro et coloratis filis hominum formas et diversarum animalium et specierum imitantes subtilitate veritatem.*“ (Donatus ed. Basil. p. 905.)

Von diesen konnten aber die Germanen ihre Kunsttechnik nicht gelernt haben, denn einerseits gab es keine kaiserlichen Waffenfabriken in Germanien, andererseits waren diese *Barbaricarii* in ihren Staatsanstalten eingeschlossen und hatten wohl kaum weder Gelegenheit noch Veranlassung, ihre Kunst feindlichen Stämmen zu lehren.

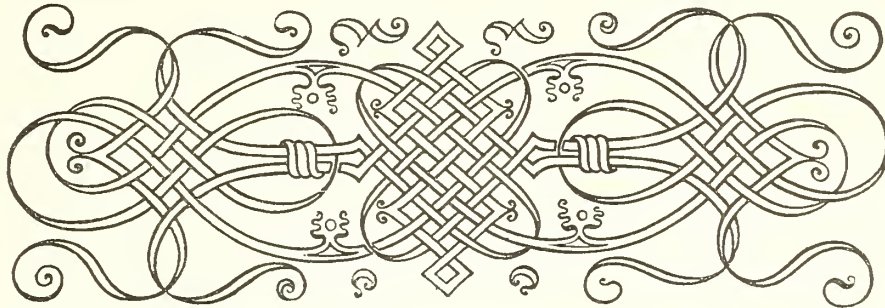
Die Art der Taufschirung der Römer weicht aber auch von der fränkisch-alemannischen wesentlich ab. Römische Taufschirungen finden sich meistens auf Bronze, selten auf Eisen und Stahl; sie er-

scheinen viel häufiger als Flächentauschirung wie als Linientauschirung. Die Darstellungen erscheinen mehr wie Malereien, wobei Figuren und Blumen in gefälliger Weise aus bunten Metallplättchen, vornehmlich aus Goldplättchen auf dem dunklen Metallgrund aufgetragen sind. Bei den Tauschirungen der Deutschen herrscht die Linienzeichnung vor, wobei die Linien scharf begrenzt, gerade oder in rundlichen Windungen und Verschlingungen erscheinen, ganz abweichend von der selten vorkommenden römischen Linientauschirung, die meist in griechischem Stil gehalten ist. Die römischen Flächentauschirungen sind oft so zart, daß sich nur schwer sagen läßt, wie der metallische Untergrund vorbereitet war, vermuthlich mit dem Grabstichel durch ganz feine Punktirung. Bei den Tauschirungen der Franken und Alemannen sind die Linien in dem Eisenboden tief und scharf eingegraben, ja es kommen Stücke vor, bei denen die Linien mit dem Meißel eingeschlagen und dann mit starkem Silberdraht ausgefüllt zu sein scheinen, eine zwar rohe aber dauerhafte Art der Ausführung. In die vertieften Linien wurden Silberdraht oder Drähte von Bronze oder Gold eingelegt, mit dem Hammer sorgfältig eingeschlagen, das Ganze dann abgeschliffen und polirt. Flächentauschirte man in der Weise, daß der Grund mit dem Rauhhammer rau gemacht und sodann Metallblech aufgeschlagen wurde. Von den Römern haben die Germanen diese Kunst, die bei ihnen zum Schmuck der Waffen, des Pferdegeschirrs, der Gürtelschnallen, Knöpfe, Heftnadeln u. s. w. die mannigfachste Verwendung fand, nicht gelernt. Vielmehr scheint eine Anknüpfung an eine viel ältere Kunst der La-Tènezeit nachweisbar zu sein. So findet sich beispielsweise auf einem La-Tèneschwert von Allach in Bayern,²⁵ das im Alterthumsmuseum zu München aufbewahrt wird, eine Goldtauschirung in der Weise, daß die Rippe der Klinge mit einer geraden Goldlinie verziert ist, während rechts und links Sonne und Mond in Flächentauschirung erscheinen. Die ganze Art, namentlich die Linientauschirung der Rippe erinnert an die viel jüngere fränkisch-alemannische Kunst.

Nach allem, was wir angeführt haben, war der unmittelbare Einfluß der Römer auf die deutsche Technik, so lange beide Nationen sich feindlich gegenüber standen, nicht so groß, als man anzunehmen gewohnt ist. Viel größer wurde dieser Einfluß, nachdem die Germanen die Römer besiegt und sich in ihren Gebieten festgesetzt und ausgebreitet hatten. Da erst fingen die Deutschen an, Gefallen an der fremden Kultur zu finden, sie zu genießen, ihre eigne einfache Lebensweise aufzugeben und sich nach römischer Weise einzurichten, und zwar geschah dies in solchem Maaße, daß ihre Eigenart dadurch Schaden litt, ja vielfach zugrunde ging. Mehr und mehr entwickelte sich in den von den Deutschen eroberten Ländern der Romanismus, die Pflege römischer Kunst, römischer Sitten, römischen Rechtes und vielfach auch römischer Sprache durch die Deutschen, wodurch eine neue Mischkultur entstand. Diese Umwandlung erstreckte sich auch auf die gewerbliche Thätigkeit, für welche römische Muster und römische Ueberlieferung maßgebend wurden. Durch die innigen Beziehungen der in römischem Gebiet sesshaft gewordenen Deutschen zu ihrer alten Heimath wurde der römische Einfluß auch auf diese übertragen und aus dieser Verquickung unter fortdauernder starker Beeinflussung vom Osten, besonders von Byzanz, entstand die mittelalterliche Kunst und die mittelalterliche Technik.

- Anmerkungen**
1. Alterthümer unsrer heidnischen Vorzeit. Bd. IV. Taf. 25. Text.
 2. W. Soldan, Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald in Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 1901. Bd. XXXII. S. 145—189.
 3. Nach gefälliger brieflicher Mittheilung. Herr Oberlehrer Bodewig zu Oberlahnstein wird ausführliche Mittheilungen hierüber in dem nächsten Heft der Nassauischen Annalen veröffentlichen.
 4. In den Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz VI. 1877 und in Dr. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Leipzig 1883.
 5. Beck, Geschichte des Eisens II. S. 693. — Mone in Ztschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 1861 S. 385.
 6. Strabo L. V. Kap. I. 6.
 7. Diodorus Siculus, Bibl. Hist. V. 13.
 8. Dr. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Leipzig. 1883.
 9. Vergl. v. Cohausen und Beck in den Nassauischen Annalen Bd. XIV und Beck, Geschichte des Eisens. I. 533.

10. S. v. Cohausen und L. Beck in Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XIV (1877) S. 324 etc.; Bd. XV (1879) S. 124 etc.
11. Jacobi, Das Römerkastell Saalburg b. Homburg v. d. Höhe. 1897.
12. J. Heierli, Urgeschichte der Schweiz. 1901. S. 325.
13. v. Cohausen, Der römische Grenzwall in Deutschland. S. 142.
14. a. a. O. S. 201.
15. Limesblatt Nr. 34. S. 934.
16. Dieffenbach, Urgeschichte der Wetterau im Archiv für hessische Geschichte Bd. IV. S. 303.
17. Habel, Nassauische Annalen IV. S. 164—209. Dr. C. Wolff, Kastell Hofheim in „der Obergermanisch-Rätische Limes.“
18. H. Herzog, Kastell Buch in „der Obergermanisch-Rätische Limes.“ Lieferung X.
19. A. a. O. Lieferung XII.
20. Limesblatt vom 5./12. 1892.
21. Limesblatt 33. Nr. 201. S. 890.
22. Dr. C. Mehli, Ausgrabungen auf dem Heidenberg bei Kreimbach in der Pfalz im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1894.
23. S. Jacobi, Saalburg. S. 347.
24. S. die Analysen von Spannagel in Jacobi, Saalburg. S. 202 u. 203.
25. Abgebildet in „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit.“ Bd. IV. Taf. 49. Fig. 1.



ZUR BESIEDELUNGS-GESCHICHTE DES RECHTSSEITIGEN RHEINTHALS ZWISCHEN BASEL UND MAINZ

VON KARL SCHUMACHER



Nicht von glänzenden Entdeckungen, wie sie in den letzten Jahrzehnten auf klassischem Boden gemacht worden sind, wird im folgenden die Rede sein, nicht von Schliemann'schen Goldschätzen oder gewaltigen Königsburgen, wie sie bei Troja, Tiryns, Mycenae und neuerdings auf Creta gefunden wurden, auch nicht von hochragenden Tempelruinen wie von Olympia und Pergamum, vielmehr sind es bescheidene und oft recht unscheinbare Reste, auf die ich die Aufmerksamkeit lenken möchte. Aber sie sind gefunden auf unserem Heimatsboden, dessen Geschichte uns allen am Herzen liegen muß. Lange zwar hat es gedauert, bis der Deutsche sich auf sich selbst besann und seiner heimatlichen Kultur das Interesse entgegenbrachte, welches er für die Kulturen fremder Lande hegte. Mögen jene Grabungen in Süd und Ost nicht nur wegen des Großen und Schönen, das sie zum Vorschein bringen, sondern auch weil sie die Grundlagen sind für die Erkenntnis unserer eigenen Kultur, unvermindert und ungeschmälert fortgesetzt werden; auf der andern Seite aber ist es eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, seine eigene Vergangenheit genauer zu erhellen, als es bis jetzt geschehen ist.

Welcher Art nun die Probleme und Aufgaben sind, welche sich unserer einheimischen Archäologie bieten, das möchten die folgenden Zeilen an einem Beispiel vorführen durch die Behandlung einiger besiedelungsgeschichtlichen Fragen, welche eine der fruchtbarsten und geschichtsreichsten Gegenden unseres Vaterlandes betreffen.

Durch ein fast jahrhundertlanges fleißiges und opferwilliges, oft allerdings auch kritik- und methodenloses Sammeln hat unsere heimische Altertumsforschung allmählich ein Fundmaterial zusammengetragen, welches nicht mehr bloß zufällige Einblicke in den kulturellen Werdegang einzelner bevorzugter Örtlichkeiten gestattet, sondern bereits zusammenhängende Bilder der Besiedelungsgeschichte weiter Landstrecken ermöglicht. Und auf der andern Seite gewinnt das wissenschaftliche Studium dieser Altfragen — nicht zuletzt durch die Bestrebungen des Mainzer Central-Museums — von Jahr zu Jahr an Vertiefung und weiß die zeitliche und kulturgeschichtliche Stellung derselben allmählich immer sicherer zu würdigen.

Möchte dieses tägliche Zufließen neuen Fundmaterials sowie der sichtliche Fortschritt der wissenschaftlichen Beurteilung desselben auch von einer derzeitigen, zusammenfassenden Darstellung der Besiedelungsgeschichte größerer Gebiete abraten, so überwiegen doch die Vorteile, welche sich für Grabung und Forschung aus einem solchen Unternehmen ergeben dürften. Schon die Tatsache, daß beispielsweise die Funde der Rheinebene zwischen Mainz und Basel in mehr als zwei Dutzend Museen und Privatsammlungen zerstreut und in mehr als einem halben Hundert Zeitschriften und Einzelpublikationen veröffentlicht sind, läßt zeitweilige Zusammenstellungen wünschenswert erscheinen. Auch sollten derartige besiedelungsgeschichtliche Fragen womöglich von den Leitern der Grabungen selbst behandelt werden, da sie die Eigenart des betreffenden Landstriches genau kennen gelernt haben, und zwar thunlichst bald nach Abschluß der Schürfungen. Denn werden die hierbei gewonnenen Eindrücke und Bilder nicht zeitig festgelegt, so verbläßen sie gar leicht im Drange anderer Geschäfte und Studien oder verlieren, von fremder Hand vorgeführt, den Wert und Reiz einer unmittelbaren Darstellung.

Die rechtsseitige Rheinebene zwischen Mainz und Basel eignet sich wegen ihres einheitlichen geographischen Charakters ganz besonders zu einem derartigen Ueberblick. Im allgemeinen von gleicher Breite, ist sie in ihrer ganzen Erstreckung einerseits von einem bedeutenden Strom, andererseits von den gleich fruchtbaren Abhängen des Schwarz- und Odenwaldes begrenzt. Bewässert wird sie in fast gleichen Abständen durch eine große Anzahl von Flüssen und Bächen, welche nach ihrem Austritt aus dem Gebirge die Ebene in nordwestlicher Richtung durchfließen. Bietet sie so menschlicher Ansiedelung im großen und ganzen die gleichen Grundbedingungen,

so zeigt sie im einzelnen doch vielfach fördernde oder hemmende Momente, wie es die fruchtbare und schützende Erhöhung des Kaiserstuhls, der mächtige Einschnitt des milden Neckarthals oder die stärkere Versumpfung bezw. größere Trockenheit einzelner Teile derselben sind.

Bei der folgenden Besprechung der archäologischen Dokumente, welche uns das Bild der allmählichen Besiedelung der Rheinebene erschließen sollen, ist weder Vollständigkeit der Aufzählung noch Erschöpfung der Einzelheiten beabsichtigt. Es entspräche dies nicht den Zwecken dieses Aufsatzes und ließe sich auch nur schwer ermöglichen, da ein großer Teil der Funde unseres Gebietes noch der Ausgrabung aus den Akten der Sammlungen und entsprechender Veröffentlichung harren. Vielmehr sollen nur besonders wichtige und charakteristische Erscheinungen hervorgehoben und nur die Gesamtergebnisse unbedeutenderer Fundstellen berücksichtigt werden. Ausnahmen sind nur da gemacht, wo bisher unbekanntes Material vorgelegt werden kann, was allerdings nicht selten der Fall ist; doch geschieht dies meistens in den Anmerkungen.

Weitaus die meisten Fundstellen wurden von mir persönlich besichtigt, auch viele Grabungen auf badischem Gebiete von mir selbst vorgenommen, ebenso wie ich sämtliche in Betracht kommenden Museen und die meisten Privatsammlungen wiederholt durchgearbeitet habe.

Paläolithische Periode Wann des ersten Menschen Fuß unser Gebiet betreten hat, sei es zu vorübergehendem, sei es zu dauerndem Aufenthalte, wissen wir noch nicht. Die ältesten, nachweisbaren Spuren des Menschen gehören der Diluvial-Zeit, archäologisch gesprochen der paläolithischen Periode an, in welcher die Erdoberfläche, sowie Flora und Fauna noch nicht ihr jetziges Aussehen gewonnen hatten. Der Mensch hauste damals, in kleineren Horden zusammengechart, in Wohnungen, die ihm die Natur selber bot oder leichte Nachhilfe schuf, in natürlichen Höhlen, unter Felsenüberhängen oder in künstlich in die Lößwände eingeschnittenen Grubenwohnungen, in ständigem Kampfe mit den gewaltigen Tieren jener Vorzeit, die ihm — neben dem Fischfang — reichliche Nahrung lieferten, ein unstätes und gefährdetes Nomadendasein, wie es heute z. B. noch die Lappen führen, wobei das Renntier wie bei diesen als Nähr- und vielleicht auch



Fig. 1. Höhlen bei Efringen.

als Zugtier (wenigstens in den späteren Perioden des Diluviums) eine große Rolle spielte. Es ist wohl kein Zufall, daß die meisten Überreste dieser Zeit bis jetzt im südlichen Teil unseres Gebietes, dessen Kalkformation an natürlichen Höhlen und Spalten sowie an anstehendem Feuersteinmaterial reich ist, zum Vorschein kamen, so am „Isteiner Klotz“ und am Kaiserstuhl. Am Isteiner Klotz zwischen Efringen und Istein habe ich selbst im September 1900 solche Höhlen untersucht, die in der Felswand gegen 20 m. über der jetzigen Talsohle nebeneinander liegen, an einer geschützten, sonnigen Stelle, an deren Fuß in paläolithischer Zeit wohl noch die Wasser des Rheines rauschten. Die eine Höhle enthielt eine bis 60 cm. starke Kulturschicht, durchsetzt von geschlagenen Feuerstein- und geglätteten Knochengeräten und einer Unmenge Tierknochen, aber noch keine Hinweise auf Kenntnis des Ackerbaus, auch keine keramischen Gebilde. Die In-fassen der Höhle lagen außer der Jagd dem Fischfang ob, wie mehrere Netzbeschwerer aus flachen Kieselsteinen mit beiderseitigen kleinen Ausschnitten schließen lassen.¹ Gleiche Höhlen befinden sich weiter nördlich bei Kleinkems, auch am westlichen Hange des Kaiserstuhlgebirges sollen schon ähnliche Funde gemacht worden sein.

Länger und allgemeiner bekannt ist die in eine Lößwand eingeschnittene Station der Renntierzeit bei Munzingen am Tuniberg, einem Vorberg des Kaiserstuhls, wo zuerst A. Ecker 1874

unweit einer Quelle eine Anzahl geschlagener Steingeräte, Renttierknochen u. s. w. fand.² Von dem damaligen Aussehen der Gegend entwirft der verdiente Forscher folgende anschauliche Schilderung (Schauinsland, IV, S. 96): „Ein wenig einladendes Aussehen hatte damals unser gesegnetes Oberland. Fichtenwald bedeckte anstatt wogender Kornfelder die ganze Ebene abwechselnd mit weiten Wasserflächen, den Resten der ehemaligen Überflutung, oder Sümpfen, und anstatt Rinderherden bildeten scheue Renttiere die Staffage der öden Landschaft, die ein grauer, wolkenreicher Himmel bedeckte. Und wenn es möglich war, vom Tuniberg aus durch die neblige Atmosphäre einen weiteren Überblick zu gewinnen, so sah man Schwarzwald, Vogesen und Jura bis tief herab mit Schnee bedeckt, und unsere Schwarzwaldflüsse wälzten ungestüm ihre trübe Flut dem breiten mächtigen Rheinstrom zu.“

Ganz unsicher sind dagegen die Spuren des paläolithischen Menschen bei Lahr, wo zu Beginn des vorigen Jahrhunderts (1825) in der diluvialen Lößwand ein menschlicher Schädel gefunden wurde,³ ferner ein Schädel aus dem Rheinkies bei Mannheim,⁴ welcher Ähnlichkeit mit dem bekannten Neanderthalschädel gehabt haben soll, und eine möglicherweise noch paläolithische Feuersteinlanze aus dem Löß von Ziegelhausen bei Heidelberg.⁵ Leider nicht genügend beachtet wurden zahlreiche Knochenreste in diluvialen Sanden am Mainufer bei Raunheim, die z. T. Spuren menschlicher Bearbeitung trugen (vgl. Quartalbl. d. hist. Ver. f. d. Großh. Hessen, N. F., I, S. 456), doch sind einige gerettet in die kleine Sammlung des Herrn Lehrers Buxbaum in Raunheim. Sicher einer jüngeren Periode gehören an die von Lepsius, das Mainzer Becken (Darmstadt, 1883, S. 164) für die paläolithische Zeit in Anspruch genommenen Funde bei Erfelden an der Rheinniederung, ein bearbeitetes Geweihstück und ein Thongefäß. Auch im Elsaß und der Rheinpfalz begegnen nicht selten Funde ähnlicher, mehr oder weniger zweifelhafter Art in den Lößterrassen, so bei Egisheim, Schiltigheim, Neustadt etc., während andere, wie die Überreste von Vöcklinshofen, Achenheim u. a. zuverlässigere Anhaltspunkte bieten. Indessen dürfte immerhin feststehen, daß diese älteste Bevölkerung nicht nur in den Kalksteinhöhlen der südlichen Rheinebene, sondern auch in künstlich gegrabenen Erdlöchern an den lehmbedeckten Abhängen des Gebirgs weiter nördlich haufte, vielleicht auch an den Hochgestaden der größeren Flüsse. Ohne Zweifel umfaßt die paläolithische Periode sehr lange Zeiträume mit zum Teil verschiedenem Klima, ohne daß bis jetzt die einzelnen Entwicklungsstadien klar auseinandergehalten werden könnten, wenn auch die Funde vom Isteiner Klotz und Munzingen einen entschieden älteren und primitiveren Eindruck machen, als beispielsweise die Funde von Thayngen und Schaffhausen. Doch gebührt über diese Frage in erster Linie den Geologen und Paläontologen das Wort, die nach den Ablagerungen der Gletscher, den erhaltenen Tier- und Pflanzenresten verschiedene Stufen zu scheiden in der Lage sind.

Neolithische- und Bronzezeit Allmählich wölbte sich ein milderer Himmel über die Rheinebene, Erdoberfläche, Flora und Fauna nahmen ihre heutige Gestalt an, und ein neues Volk wanderte ein, welches den Stein zu glätten verstand und Ackerbau und Viehzucht trieb. Auch für diese neolithische Periode, die bis jetzt weder hier noch anderwärts in Deutschland durch Übergangsfunde mit der paläolithischen verknüpft ist, lassen sich noch nicht die einzelnen Stufen der Entwicklung mit Sicherheit festlegen. Nach der Form und Verzierungsweise der Thongefäße und der mit ihnen jeweils vergesellschafteten eigentümlichen Beile und Schmuckfachen unterscheidet man zwar deutlich verschiedene Fundgruppen, wie diejenige der Pfahlbauten-, Band- und Schnurkeramik, doch ist die zeitliche Abfolge derselben noch sehr umstritten. Deshalb und weil nur in seltenen Fällen genauere Beobachtungen über die Zeitstellung der einzelnen Fundstätten vorliegen, dürfen wir für unsere Zwecke diese jüngere Steinzeit zunächst noch als ein einheitliches Ganzes betrachten. Auch der früher angenommene zeitliche Unterschied zwischen Pfahlbauten und Landansiedelungen läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten, da im Rheinthale zahlreiche Landansiedelungen mit ausgesprochener Pfahlbautenkultur gefunden sind.

Neolithische Spuren begegnen im Rheinthale hauptsächlich in zwei langen, schmalen Streifen, einmal längs des Westrandes des Gebirges und dann längs des Hochgestades des Rheins.

Längs des Gebirges finden sie sich ebenso wohl auf isolierten, in die Rheinebene vorgeschobenen höheren Bergkuppen wie auf den flacheren Vorhügeln mit ihrem fruchtbaren Lößboden, namentlich in der Nähe querender Thaleinschnitte, ferner aber auch in dem unmittelbar vorliegenden Teile der Ebene, welcher noch heute fast längs der ganzen Ausdehnung des Gebirges einen schmalen, wasserreichen und vielfach noch stark versumpften Streifen zeigt. Solche Fundstellen längs des Gebirges sind z. B. Efringen, Blansingen, der Schönberg bei Freiburg, Riegel, Malterdingen, Lahr, Offenburg, Sandweier, Jöhlingen, Weingarten, der Michelsberg bei Bruchsal, Rettigheim, Wiesloch, Walldorf, Rohrbach, Heidelberg,⁶ nördlich des Neckars z. B. Schriesheim, Heppenheim, Bensheim, Auerbach, Jugenheim, Seeheim, Malchen, Nieder- und Oberbeerbach, Eberstadt, Darmstadt, Langen, Sprendlingen.⁷

Längs des Hochgestades des Rheines seien von Fundorten genannt: Bellingen, Burkheim, Auenheim, Weisweil, Iffezheim, Huttenheim, Brühl, Neckarau, Mannheim, Lampertheim, Bobstadt, Hofheim, Nordheim, Wattenheim, Biblis, Rohrheim, Gernsheim, Stockstadt, Leeheim, Geinsheim, Wallerstädten, Trebur.⁸ Diese letzteren Fundstellen befinden sich teils auf dem Hochufer selbst, namentlich auf den vorspringenden und leicht zu verteidigenden Ecken desselben, meist in der Nähe einer Quelle oder eines Baches, teils in der vorliegenden Niederung; einige Funde stammen auch aus dem Rheine selbst. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir diese Spuren längs des Rheins größtenteils mit Fischerhütten und Fischerdörfern in Beziehung setzen, welche nach Art der Pfahlbauten angelegt waren. Einzelne der Funde mögen allerdings auch von Zufluchtsstätten herrühren, da die Sümpfe und Moräste stets in Kriegszeiten beliebte Schlupfwinkel bildeten. Die Ansiedler am Gebirgsrande mit seinem leicht zu bearbeitenden Lehmboden dürften dagegen hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht getrieben haben. Günstige Viehweiden, welche die Fischer wie die Bauern nicht entbehren konnten, waren sowohl am Fuße des Gebirges wie in den Niederungen am Hochgestade vorhanden.

Aus der größeren oder geringeren Anzahl von Fundplätzen in den einzelnen Abschnitten lassen sich bis jetzt keine allgemeinen Schlüsse auf verschiedene Stärke der Besiedelung ziehen, weil die Verschiedenartigkeit der archäologischen Nachforschung und der landwirtschaftlichen Bebauung der einzelnen Gegenden dabei außerordentlich in Betracht kommt. Ein instruktives Beispiel in letzterer Hinsicht giebt Rheinhessen, wo stein- und bronzezeitliche Funde aus Flachgräbern und Grubenhütten sehr häufig, dagegen Hallstatt-Überreste verhältnismäßig selten sind, offenbar weil hier die Grabhügel dieser Periode mit den Wäldern dem Acker- und Rebbau zum Opfer fielen. Daß die Westränder des Gebirges zwischen Ettligen und Heidelberg und nördlich von Bensheim in dieser und allen folgenden Perioden durch besondere Dichtigkeit der Besiedelung sich hervorthun, hängt mit der Fruchtbarkeit dieses Hügellandes zusammen, welches auch im Hinterland bis an den Neckar bzw. Main wohl bevölkert war, während die Höhen des Schwarzwaldes südlich von Ettligen sowie des Odenwaldes zwischen Heidelberg und Bensheim ein ziemlich unberührtes Urwaldgebiet bildeten, das nur in seinen Ausläufern nach der Rheinebene einige Kulturspuren aufweist und erst im Beginn des Mittelalters menschlicher Ansiedelung erschlossen wurde. Doch scheinen einige Teile auch des höheren Odenwaldes nach den neueren Forschungen von E. Anthes wenigstens zeitweise bewohnt gewesen zu sein (vgl. Arch. f. heff. Gesch., 1902, S. 279 f.).

Zwischen diesen beiden Siedelungsstreifen längs des Gebirges und des Rheinhochufers sind in der flachen Ebene neolithische Wohnspuren bis jetzt ziemlich selten gefunden mit Ausnahme einiger wenigen Landstriche, welche sich besonders günstiger Verhältnisse erfreuen. Im Süden sind es die isolierten, fruchtbaren Erhebungen des Kaiserstuhls und Tunibergs,⁹ weiter nördlich die überschwemmungsfreien, lehmbedeckten Hochgestade einiger Querflüßchen und Bäche, wie der Schutter, Kinzig, des Kriegsbachs, Leimbachs und des Neckars, der Weschnitz, der Modau, des Schwarzbachs.¹⁰ Wenn in dem Abschnitt zwischen Neckar, Weschnitz und Schwarzbach sich die neolithischen Funde besonders häufen, so sind sie ebenso dem größeren Wasserreichtum dieser Gegend, namentlich in den alten Weschnitz- und Neckarbetten, wie der intensiveren

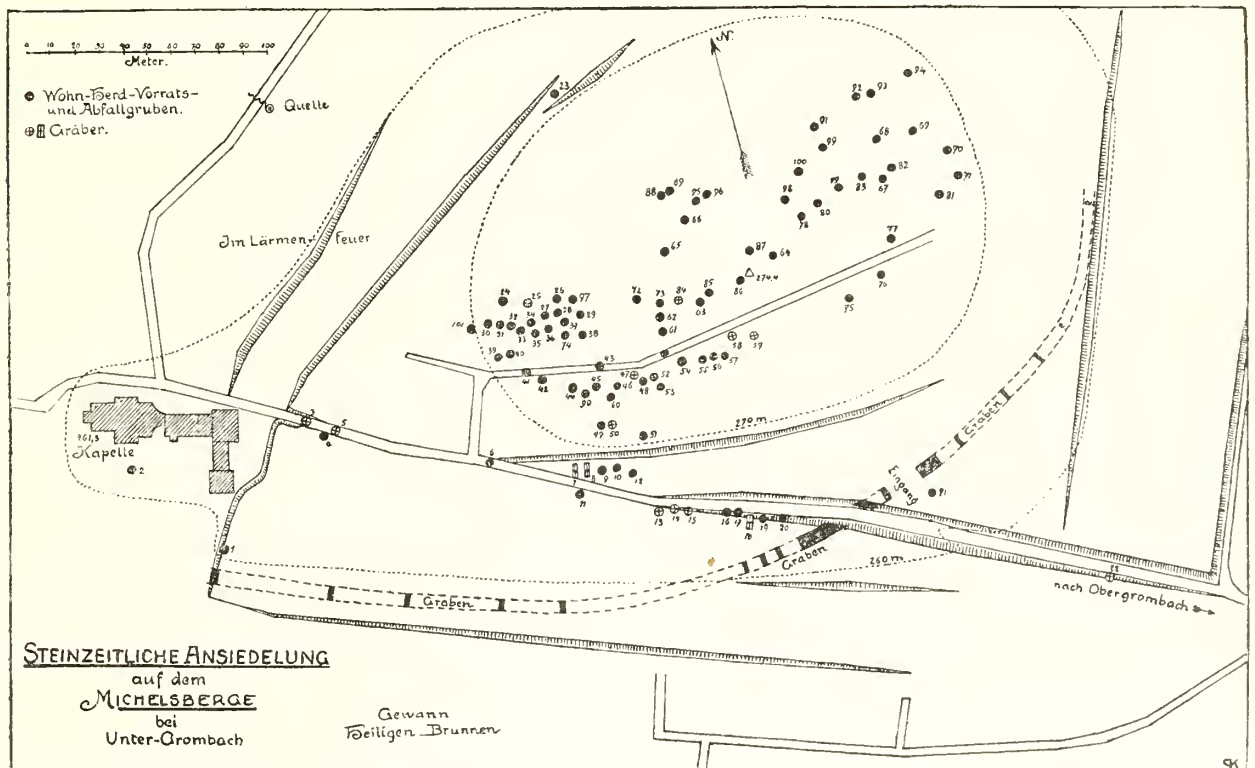
Nachspürung, besonders Fr. Kofler's, zuzuschreiben. Auch zwischen Neckar und Pfalz sowie südlich der Kinzig dürften bei empfindlicher archäologischer Nachforschung mit der Zeit wohl noch mehr Spuren dieser Periode zu Tage kommen, wie die neueren Entdeckungen des Mannheimer Altertums-Vereins in der dortigen Umgebung, K. Pfaffs bei Heidelberg, A. Bonnets in der Umgegend Karlsruhe's hoffen lassen.

Auch in der Bronzezeit sind die meisten Ansiedlungsspuren einerseits längs des Gebirgsrandes, anderseits am Rheinhochgestade festzustellen. Während aber die steinzeitlichen Überreste bis jetzt größtenteils von Wohnplätzen herrühren, stammen die bronzezeitlichen vielfach auch von Flachgräbern und Grabhügeln bzw. Urnenfeldern, die in einiger Entfernung von den Hüttenstellen gelegen haben können, wenn auch selten weit. Aus dem älteren Abschnitt der Bronzezeit, während dessen in ganz Südwestdeutschland die Leichen unverbrannt beigelegt wurden, begegnen längs des Gebirges folgende Fundorte: Heitersheim, (Wiesneck), Riegel, Kenzingen, Weingarten, Jöhlingen, Stettfeld, Heidelberg, Jugenheim, Eschollbrücken, Griesheim, Kranichstein, Baierfeich, Mörfelden, Koberstadt, Kelfterbach.¹¹ Aus der jüngeren Bronzezeit, die sich durch Grabhügel mit Leichenbrand und die sog. Urnenfelder charakterisiert, sind es: Rheinweiler, Liel, Staufen, Lahr, Baden-Baden, Ettlingen, Weingarten, Forst, Ubstadt, Wiesloch, St. Ilgen, Heidelberg-Neuenheim, Doffenheim, Weinheim, Eberstadt, Eschollbrücken etc.¹² Beachtenswert erscheint, daß unter diesen Fundorten der jüngeren Bronzezeit bereits eine weit größere Anzahl nicht mehr an den Abhängen des Gebirges, sondern am Fuße desselben und in der Ebene selbst, in der Nähe der querenden Bäche, liegen. Längs des Rheinhochgestades sind u. a. folgende Fundstellen der älteren Bronzezeit bekannt: Istein, Weisweil, Rheinbischofsheim, Hügelsheim, Liedolsheim, Graben, Huttenheim, Hockenheim, Brühl, Lampertheim, Nordheim, Wallerstädten,¹³ aus der jüngeren Bronzezeit: Kirchen, Rheinau, Liedolsheim, Graben, Huttenheim, Mannheim, Kirchgartshausen, Lampertheim, Bürstadt, Gernsheim, Biebesheim, Stockstadt, Leeheim, Wallerstädten etc.¹⁴ Ein Teil dieser bronzezeitlichen Niederlassungen längs des Rheines liegt wieder in den Niederungen selbst und hat da und dort pfahlbauartige Überreste hinterlassen, ein anderer Teil befindet sich aber auf dem Hochufer. In der Ebene zwischen diesen beiden Zonen begegnen in Baden bis jetzt nur ganz vereinzelte Spuren der älteren Bronzezeit, und zwar wiederum besonders am Kaiserstuhl und an bedeutenderen Wasserläufen, so an der Kinzig und am Neckar,¹⁵ während sie in dem hessischen Teile wie schon in der Steinzeit etwas häufiger auftreten.¹⁶ Ganz beträchtlich an Zahl nehmen sie aber in der ganzen Rheinebene zu gegen das Ende der Bronzezeit, wie die Funde von Thiengen und Gottenheim am Tuniberg, die ältesten Grabhügelfunde von Gündlingen, die „Urnenfelder“ von Oftersheim, Friedrichsfeld, Ladenburg, Wallstatt (am Aigelberg), Käferthal, Viernheim, die Funde bei Lorsch, Hahn, Eschollbrücken, Wolfskehlen, Groß-Gerau, Ruffelsheim etc.¹⁷ zeigen.

Vergleicht man die Siedlungsspuren der Stein- und Bronzezeit aus dem Rheinthale mit denen der Bodenseegegend, der Hochebene beiderseits des oberen Donauthales, des Hügellandes zwischen Schwarzwald und Odenwald und der nördlichen Abhänge des Odenwaldes, so erscheinen diejenigen der Rheinebene und namentlich ihres südlichen Teiles wesentlich dünner gesät, als die des Bodensees und der genannten fruchtbaren Hügellandschaften. Die Bevölkerung dieser Zeit bevorzugte augenscheinlich die Umgebungen der größeren und kleineren Seen und die lößbedeckten, wasserreichen Hügelgegenden, wo sie günstigen Boden für Ackerbau und Viehzucht, aber auch geeigneten Schutz fand, sei es in den Pfahlbauanlagen, sei es auf isolierten Bergkuppen. Gegen das Ende der Bronzezeit trat, wohl infolge neuer Völkerbewegungen oder zunehmender Bevölkerungszahl, eine Änderung ein, wie schon das Verlassen der Pfahlbauwohnungen in den Seen nahe legt. So überrascht es uns nicht, daß im Rheinthale während der älteren Periode einerseits die westlichen Ausläufer des Gebirges, anderseits das Hochgestade des Rheins und die angrenzenden sumpfigen Niederungen am dichtesten besiedelt sind, während eine intensivere Kultivierung der Rheinebene erst mit der beginnenden Hallstatt-Periode eintritt, wie namentlich die zahlreichen Urnenfelder in derselben verraten, welche gerade diesem Übergang von

der Bronzezeit zur Hallstatt-Periode angehören. Ganz dieselbe Erscheinung zeigt auch das Elsaß (vgl. die archäologische Karte von Winkler und die Arbeiten von Forrer, Gutmann, Henning etc.). Auch hier finden sich die ältesten Spuren hauptsächlich in dem Hügelland des älteren Alluvium, auf den Ausläufern des Jura und der Vogesen und auf einzelnen Erhebungen des Rheinthals.

War in dieser Periode auch noch der größte Teil der Rheinebene mit Wald bedeckt und die wildverwachsenen Niederungen von zahllosen Altwassern und Lachen durchzogen, so konnte man doch schon da und dort an den Bach- und Flußläufen und mehr noch an den Abhängen des auf den Höhen vom dichtesten Urwald bedeckten Gebirges Lichtungen und Rodungen sehen, die in der Nähe der primitiven Hütten lange Streifen dürrtig bebauten Ackerlandes zeigten. Die Wohnungen selbst, Blockhäuser, Fachwerkhütten und Grubenwohnungen, lagen häufig in größeren oder kleineren Gruppen beisammen, nicht selten von einem Graben, Wall oder Palissadenwerk umgeben. Längs des Gebirgsfußes sowie dicht hinter dem Hochgestade des Rheines zog wohl schon damals eine unregelmäßige Wegspur, die ursprünglich mehr einem Wildpfad gleichend, im Verlaufe der Jahrhunderte immer mehr ausgetreten wurde. Das Vorhandensein solcher Wege ergibt sich mit Notwendigkeit aus den Bedürfnissen einer so langen Kette von Siedelungen sowie aus den Depotfunden der jüngeren Bronzezeit von Basel, Ettlingen, Dossenheim, die wahrscheinlich von wandernden Hausierern und Erzarbeitern herrühren.¹⁸ Auch Querpfade vom Gebirge nach dem Rheine sind anzunehmen, besonders längs der Flüsse und Bäche, wie der Depotfund von Griesheim an der Kinzig bei Offenburg und die erwähnten Siedelungsspuren an einigen derselben nahelegen. Recht alt erscheinen namentlich die aus dem Donau- und Mainthal an den Rhein führenden Wege, wie der zwischen Kocher und Jagst in der Richtung gegen Speyer ziehende oder der die Mainkrümmungen abschneidende uralte Weg von Kelfterbach durch den Frank-



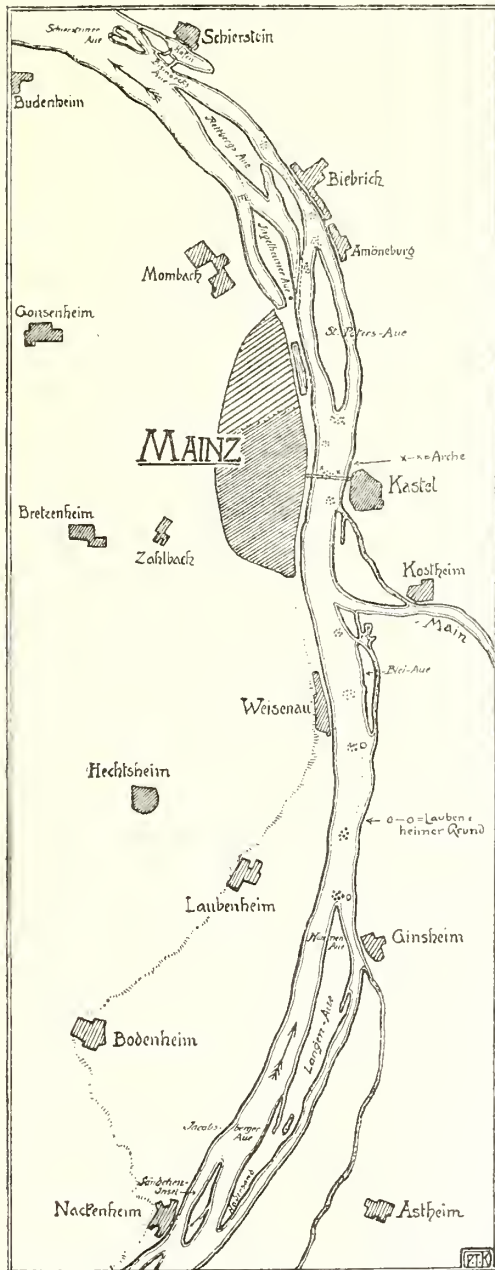
furter und Isenburger Wald nach Hainstadt-Kroßenburg, wie die frühzeitigen, längs desselben liegenden zahlreichen Grabhügel- und Ansiedlungsgruppen beweisen. Auch Einbaum, Flöße und kleinere Lastschiffe werden auf den größeren Wasserstraßen schon damals nicht selten erblickt worden sein.¹⁹

Von einem geschlossenen steinzeitlichen Dorfe am Gebirgsrande giebt eine anschauliche Vorstellung die Anlage auf der Kuppe des Michelsberges bei Untergrombach (vgl. den Plan auf S. 21). Die von einem Spitzgraben und ursprünglich wohl auch einem Wall oder Palissadenzaun umgebene bewohnte Fläche hat eine ovale, der Bergform entsprechende Gestalt von ca. 400 m. Länge und ca. 200 m. Breite. Innerhalb derselben sind außer einem Duzend Gräber bereits über 100 Wohn- und Herdgruben aufgedeckt, die in langen Reihen mit gassenartigen Zwischenräumen angeordnet sind. Zeigen die vor der Winterkälte schützenden Gruben auch runde oder ovale Formen (bis ca. 5 m. Dhm.), so werden sich doch darüber oder daneben zum mindesten für den Sommer viereckige Block- und Fachwerkhäuser erhoben haben, da die Pfahlbauhütten sicher viereckig waren und in anderen neolithischen Landansiedelungen z. B. bei Großgartach und bei Bühl (Amt Waldshut) auch Hütten in Rechtecksform nachgewiesen sind. Die bei Großgartach aufgedeckten neolithischen Wohnstätten (vergl. A. Schliz, das steinzeitliche Dorf Großgartach, 1901) stellen rechtwinklige, ca. 1 m. tief in den Boden eingeschnittene Grubenhütten von ca. 6×5 m. Größe dar, welche Herd-, Abfall- und Vorratsgruben, erhöhte Schlafstellen, Leimbänke und nicht selten eine Art Vorplatz enthalten. Die Wände bestanden aus lehmbestrichenem, bisweilen auch bemaltem Flechtwerk (Großgartach, Neuenheim) oder gespaltenem Stangenholz, die Dächer wohl aus Stroh. Etwas größere Stallungen (z. B. 8.40×5.80 m.) liegen öfters neben der Wohnhütte. Also ganz ähnliche Grundrisse und Verhältnisse, wie wir sie aus den Pfahlbauten von Schuffenried, des Bodensees und der Schweiz kennen (vgl. Veröff. der Karlsruher Sammlungen, II, S. 30), wo auch die erwähnten Vorplätze und neben den Hütten nicht selten Stallgebäude nachgewiesen sind. Die in den Abfallgruben des Michelbergs erhobenen Knochen, augenscheinlich von den Resten der Nahrung herrührend, weisen auf folgende Tierarten hin: *bos taurus* und *bos primigenius*, Schwein, Schaf oder Ziege, Hirsch, Hund, Fuchs. Vom Pferd wurde nur eine zer Schlagene tibia gefunden. Der Hüttenbewurf enthält die Spelzen von Gerste, eine der Vorratsgruben enthielt eine 20 cm. hohe Schicht verkohlten Getreides, das noch nicht näher bestimmt ist. Nicht ohne Interesse ist die Thatfache, daß der Eingang durch den Grabenring des Michelsbergs vom Gebirge her an einer Stelle lag, wo heute noch ein offenbar uralter Feldweg einmündet: also eine Continuität der Verhältnisse, die uns staunen macht und wohl am besten durch das lange Vorhandensein des hemmenden Erdwalls erklärt wird. Eine Dorfniederlassung der Stein- und der Bronzezeit am Flußhochgestade stellt die großartige bei Urmitz entdeckte Anlage dar, welche zuerst für Cäsars Rheinfestung gehalten wurde, eine über 1200 m. lange und über 700 m. breite, von Graben, Wall und Palissadenzaun umgebene Ansiedelung unmittelbar am Ufer des Rheins (vgl. Bonner Jahrb., Heft 104 und 107).

Aber auch außerhalb der geschlossenen Dorfanlage auf dem Michelsberg fanden sich schon in geringer Entfernung mehrere vereinzelte Hütten, und gleiche Zerstreung der Wohnungen konnte z. B. bei Heidelberg, Heilbronn und Großgartach beobachtet werden. Bei Heidelberg liegen mehrere Einzelgruppen neolithischer Hütten längs des linken und rechten überschwemmungsfreien Hochgestades des Neckars in der Nähe des alten Ortes Bergheim bis zum Tonnenhof und unterhalb Neuenheim, und bei Großgartach sind ca. 100 neolithische Wohnstellen in mehreren Gruppen an den Hängen des Leimbachs auf eine Erstreckung von mehreren Kilometern nachgewiesen worden (vgl. Schliz, das steinzeitliche Dorf Großgartach), wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß auch diese kleineren Gruppen von Wohnungen durch Wall und Graben oder Palissadenzaun abgeschlossen waren. Auch in den Pfahlbauten des Bodensees begegnen neben den großen Dorfanlagen Gruppen einzelner Pfahlwohnungen (vgl. meine Bemerkungen in den Veröffentlichungen der Karlsruher Sammlung, II, S. 36). Es läßt sich daraus mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß schon von der Steinzeit ab, und zwar in verschiedenen Phasen derselben, geschlossene Wohnweise und Einzelsiedelung nebeneinander bestanden, je nach den örtlichen Verhältnissen, Beschäftigungen und Neigungen der Siedeler. Doch scheint der Zusammenschluß zu großen wohlgeordneten Gemeinwesen in dieser Periode weitaus vorgeherrscht zu haben, da an den meisten Stellen, wo vereinzelte steinzeitliche Objecte erhoben worden sind, bei genauerer Nach-

forschung ausgedehnte Wohnanlagen zum Vorschein kommen. Leider begnügt man sich aber allerorts immer noch zu sehr mit der Gewinnung der zufällig aufgedeckten Funde, ohne die Umgebung derselben einer näheren Untersuchung zu unterziehen.

Die Pfahlbautenwohnungen in den Niederungen am und im Rhein dürfen wir uns ganz ähnlich vorstellen wie diejenigen in den Seen der alpinen Zone, der terramare Oberitaliens etc., wo ohne Zweifel stammverwandte Völker saßen. Daß sie unter Umständen ganz namhafte Größe und Bedeutung gewannen, hauptsächlich in der Bronzezeit, dies beweisen am besten die so zahlreichen und wertvollen Funde aus dem Rhein bei Mainz, im Laubenheimer Grund, an der Mainspitze, bei der Peters-, Ingelheimer- und Rettberg-Au (vgl. beistehende Karte mit den Hauptfundstellen). Denn wenn auch viele dieser Funde vom Rhein angeschwemmt sind und sogar von zerstörten Gräbern



herrühren mögen, erscheint dies für die Masse derselben ausgeschlossen. Es sind meistens günstige flache Stellen in der Nähe von Inseln, die diesen Pfahldörfern ähnliche Verhältnisse wie die seichten Seebuchten boten. Solche Flußpfahlbauten der Stein- und Bronzezeit hat man auch anderwärts beobachtet, neuerdings unter besonders günstigen Umständen an der Save bei Bosnisch-Gradiska, wo noch ziemlich gut erhaltene Wohnhäuser mit reichem Fundmaterial festgestellt werden konnten. Daß ein und dieselbe Bevölkerung bald auf Pfahlbauten in den Seen und Flüssen, bald in Landansiedelungen wohnte, das ist durch die neueren Funde vom Michelsberg und ähnliche (Landau, Albig bei Alzey, Bingen, Urmitz, Schierstein etc.) mit voller Sicherheit erwiesen. Dagegen ist das Verhältnis der Pfahlbaudörfer dieses Typus zu den Landansiedelungen mit band- und schnurverzierter Keramik in chronologischer wie ethnischer Beziehung noch nicht aufgeklärt. Vielfach hat man den Eindruck, als ob die Landansiedelungen mit Pfahlbautenkultur, wie die in den Seen und Sümpfen, durch Anlagen auf Höhen und Umwallungen viel mehr auf Schutz bedacht waren, als diejenigen der Bandkeramik (sowohl der spiralverzierten wie derjenigen vom Nierstein-, Albsheim-, Großgartacher Typus), welche mehr in freiem Gelände gefunden werden, auf den lößbedeckten äußersten Hängen der Gebirgsränder, längs der Flußhochgestade und auf kleinen Erhöhungen der Ebene.

Von Landansiedelungen der Bronzezeit ist auf unserem Gebiet bis jetzt keine einzige näher untersucht worden, wenn auch da und dort einzelne Hüttengruben und Wohnstellen angechnitten wurden (bei Weisweil am Kaiserstuhl, Huttenheim etc.). Wie die Grabhügelgruppen dieser Periode bald eine geringe, bald eine große Anzahl von tumuli enthalten, sei es enger zusammengeschart oder weiter auseinandergezogen, und die Urnenfelder die verschiedenste Ausdehnung zeigen, so dürften auch die Siedelungen der Lebenden nach Größe und Art ungemein gewechselt haben, bald geschlossene Dorfanlagen an geschützter Stelle, bald Einzelgehöfte inmitten günstigen Acker- und Weidelands. Die Hütten bestanden teils aus runden oder ovalen Wohngruben, teils aus viereckigen Baracken und Blockhäusern, deren Bau gegenüber den steinzeitlichen manche Fortschritte aufwies, wie namentlich die Pfahlbautenfunde lehren.



Fig. 4. Grabhügel bei Villingen im Schwarzwald.

Hallstatt-Periode Auch in der Hallstatt-Periode begleiten den Gebirgsrand immer noch zahlreiche Siedlungsspuren, so bei Wintersweiler, Müllheim, Malterdingen, Appenweiler, Weingarten, Untergrombach, Walldorf, Wiesloch, Heidelberg, Heppenheim, Pfungstadt, Bessungen, Darmstadt, Koberstadt b. Langen, Mörfelden etc.,²⁰ ebenso das Rheinhochgestade, so bei Kappel, Meißenheim, Hügelsheim, Iffezheim, Wiefenthal, Kirrlach, Schwezingen, Lampertheim, Bürstadt, Griesheim, Wallerstädten, Ginsheim,²¹ während die Funde in der Rheinniederung jetzt seltener werden (einige bei Huttenheim etc.²²). Aber auch in der Rheinebene selbst begegnen sie von nun ab recht zahlreich, am dichtesten in der Umgebung des Kaiserstuhls und Tunibergs, so bei Buchheim, Merdingen, Gündlingen, Rimfingen, Munzingen, Schlatt, Riegel etc.,²³ ferner zu beiden Seiten des unteren Neckars bei Heidelberg, Ladenburg, Wallstatt²⁴ und recht häufig auch in der hessischen Rheinebene, im Lorsche und Bürstadter Wald, bei Groß-Gerau, Trebur, Mörfelden etc.²⁵

Beachtenswert erscheint, daß die zahlreichen, meist systematisch untersuchten Grabhügel in der Ebene am Kaiserstuhl und am Tuniberg nur selten Reste der Stein- und älteren Bronzezeit enthalten, sondern wie die zahlreichen Grabhügel in der Umgebung des Bodensees²⁶ mit der älteren Hallstatt-Periode bezw. mit dem Übergang zu derselben beginnen, dann aber sämtliche Stufen derselben vorführen, erst Bestattungs-, dann Brand-, dann wieder Bestattungsgräber. Sie legen also die Vermutung nahe, daß die südlichen Teile der Rheinebene erst damals dichter besiedelt wurden, und zwar gerade von der Bevölkerung, welche die Pfahlbaustationen verlassen hatte, sei es, daß dieser Teil der Ebene erst in dieser Zeit trockener und anbaufähiger wurde, sei es, daß das neolithische und bronzezeitliche Volk in den Seen, Flüssen und Niederungen genügend Wohngelegenheit hatte. Daß diese Bevölkerung durch Ackerbau und Viehzucht ziemlichen Wohlstand erlangte, verraten die reichen Grabbeigaben an Metallgefäßen, Bronze- und Goldschmuck, die z. T. weither importiert sind und auf verbesserte Handels- und Verkehrswege schließen lassen. Unter den Grabhügeln dieser Periode zeigen einige ganz gewaltige Dimensionen, so bei Buchheim am südlichen Abhang des Kaiserstuhls ein Hügel von 120 m. Dhm. und 4 m. Höhe auf ebenem Wiesengelände, bei Kappel a. Rh. auf freiem Ackerfeld ein tumulus von 75 m. Dhm. und noch 2.5 m. Höhe, bei Hügelsheim (Amt Raftatt) im Ackerfelde ein Hügel von 70 m. Dhm. und noch über 3 m. Höhe. Sie bergen im Innern unter mächtigen Steingewölben eine oder mehrere Grabkammern aus Holzbalken oder Dielen, welche, wenn auch nur andeutungsweise, die Gestalt der damaligen Blockhäuser wiedergeben, wie das Bild der Villingener Grabkammer (Fig. 5, S. 26) veranschaulichen mag. Die Toten sind in vollem Schmucke, nicht selten mit prächtigem Goldgeschmeide, und im Glanz ihrer Waffen beigesetzt, oft mit Streitwagen und Rossen, stets umgeben von mannigfachen Geräten und Gefäßen aus Bronze und Thon. Die für sie gewählte Bezeichnung „Fürstengräber“ trifft jedenfalls insofern das Richtige, als hier ohne Zweifel reiche und mächtige Häuptlinge mit ihren Angehörigen ruhen, denen ein ganzes Volk das Grabmal getürmt hat. Wie die Fürstengräber bei Villingen, Ludwigsburg, Hundersingen etc. bezeichnen sie den Mittelpunkt der betreffenden Stammsitze und geben uns Fingerzeige, in ihrer Nähe die Überreste ausgedehnterer Siedelungen zu suchen.

Von Dorfanlagen dieser Zeit ist mit Ausnahme derjenigen in der Koberstadt bei Langen (vgl. jetzt F. Kofler, Arch. f. heff. Gesch., III (1902), Heft 2) und einer gewaltigen Umwallung im Walde bei Lorfch, über die aber noch nichts veröffentlicht ist, auf unserem Gebiete noch keine in größerem Umfang untersucht worden, während einzelne Grubenwohnungen sowie kleinere Gruppen von Hüttenstellen da und dort festgestellt sind. Die interessante Hallstatt-Ansiedelung in der Koberstadt liegt auf einer flachen Vorterrasse des Odenwalds und umschließt mit ihrem mehrfachen Palissaden- bzw. Flechtwerkzaun in unregelmäßiger Form eine Fläche von etwa 350 m. Länge und 150 m. Breite, außer den Hütten auch eine Anzahl Grabhügel umfassend, während andere Grabhügel außerhalb der Umzäunung liegen. Ähnlicher Art scheinen auch verschiedene andere größere und kleinere Ansiedelungen am Westrand des Odenwalds in der Nähe von Darmstadt, bei Heppenheim etc. gewesen zu sein, welche teils am Hange, teils auf dem Plateau dieser niederen Vorhöhen in der Nähe von Quellen und kleinen Wiesenthälchen liegen, Hütten und Grabhügel meist nahe bei einander, bisweilen inmitten von Ackerbauterrassen (vgl. auch Soldan, Nassf. Annalen, 1901 (XXXII), S. 151, Anm. 2 und jetzt über die Ansiedelung in der Nähe von Traiſa bei Darmstadt die Darmst. Zeitg., 1902, No. 488). Zur Ergänzung der Siedelungsbilder dieser Zeit müssen daher einstweilen die Ergebnisse herangezogen werden, welche z. B. Soldan von einer sehr ausgedehnten Dorfansiedelung auf einem Plateau und an der Berglehne bei Neuhäusel im Westerwald²⁷ oder K. Miller auf der schwäbischen Alp gewonnen hat. Bei Neuhäusel liegen um einen Kern größerer viereckiger Holzbauten, deren Pfostenlöcher vortrefflich nachgewiesen werden konnten, mehrere Hunderte flacher Hügelchen, welche über einer einfachen Tenne viereckige Lehmparcken aus Reisiggeflecht mit Herdgruben und Kellerchen trugen. Einzelne der Hütten, deren Seitenlänge im allgemeinen zwischen 4—7 m. schwankt, zeigen Vorplätze, wie wir sie schon bei den steinzeitlichen Wohnungen angetroffen haben. Auch Cisternen fehlen nicht. Die Grabhügelchen finden sich meist in der Nähe der Hütten. Die ganze Niederlassung ist von einem Erdwall mit Gebück und Graben umgeben und bedeckt einen Flächenraum von nahe 3900 m. Umfang, dem noch einige kleinere Ansiedelungen und Gehöfte vorgelagert sind. Auch die Spuren von Hochäckern lassen sich in der Nähe erkennen. Eine ähnliche, aber kleinere, vielleicht bis in die römische Periode dauernde Ansiedelung auf einer Vorhöhe des Taunus bei Butzbach wird soeben von Soldan einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Nicht minder interessant sind die Überreste solcher Hallstatt-Siedelungen, welche die uralten Staatsforsten des württembergischen Oberamts Ehingen gerettet haben. Um eine kleinere Anzahl von Hüttenstellen bzw. Grubenwohnungen, die gewöhnlich an den Hängen in der Nähe von Bächen und Quellen liegen, erheben sich kleine Gruppen von Grabhügeln und daneben oder dahinter die langen Züge stark gewölbter Hochäcker, sowie die mit Steinriegeln umfriedigten Weideplätze. Mit Wall und Graben umschlossene isolierte Bergkuppen oder durch Abschnittswall vom Plateau getrennte Vorsprünge bilden gemeinsame Zufluchtsstätten für unsichere Zeiten. Diese Erscheinungen wiederholen sich an verschiedenen Stellen in ähnlicher Weise und lassen an dem hohen, namentlich durch Grabfunde gesicherten Alter derselben keinen Zweifel obwalten.

Im Rheinthale mit seiner vieltausendjährigen Kultur sind diese Bilder natürlich etwas mehr verwischt, doch lassen sich einzelne Züge derselben noch allenthalben erkennen und werden bei zunehmender Schärfe der Beobachtung und der Ausgrabungsmethode noch zahlreicher nachzuweisen sein. So liegt z. B. bei Weingarten inmitten einer aus mehr als einem halben Hundert tumuli bestehenden Grabhügelgruppe eine flache, langgestreckte Erhöhung, die wahrscheinlich die Wohnstätten trug, und in vielen anderen Fällen finden sich in der Nähe größerer Grabhügel kleinere flache Hügelchen, welche sich durch eine Art Tenne und Pfostenlöcher als Hüttenstellen kundgeben. Bald sind es größere Gruppen, bald vereinzelte Wohnplätze. Das Aussehen der runden Grubenhütten und der viereckigen Fachwerk- und Blockhäuser dieser Zeit können uns die Reste hölzerner Grabkammern veranschaulichen, so namentlich in dem Grabhügel von Villingen, besonders aber die älteren Hausurnen Norddeutschlands (vgl. Lindenschmit, A. h. V., IV, Taf. 62, Stephani, der älteste deutsche Wohnbau, 1902, S. 14 f.), wie die bekannte Urne von Königsau bei Aßchersleben. Auch von Hochäckern hat sich in dem Iffezheimer Wald bei Raftatt ein imposantes



Fig. 5. Grabkammer im Hügel bei Villingen.

Beispiel erhalten, wenn deren Alter auch noch nicht näher bestimmt ist, und auch an den Westhängen des Gebirges möchte man da und dort Spuren derselben vermuten.

Auf die Frage, welchen Nationalitäten die Träger der bisher behandelten Kulturen in dem Rheinthal angehörten, läßt sich noch keine bestimmte Antwort geben. Diese Frage nach dem Gehen und Kommen der Völker bildet eines der schwierigsten Probleme der prähistorischen Archäologie. Der in den verschiedenen Perioden wechselnde Charakter der Grabbeigaben verrät keineswegs immer einen Wechsel der Bevölkerungen, sondern in erster Linie den der Handelsbeziehungen und Geschmacksrichtungen. Ebensovienig läßt die Ablösung der Erdbestattung durch Verbrennung und umgekehrt ohne weiteres auf Völkerverschiebungen schließen, sondern zunächst nur auf veränderte religiöse Vorstellungen, Beeinflussungen von außen etc., wenn auch nicht selten ein Wechsel der Bevölkerung, wenigstens der herrschenden Klassen, damit verbunden ist. In dieser Schwierigkeit geben die Grabhügel mit ihren meist längere Zeiten umfassenden Begräbnissen wichtige Aufschlüsse. Wiederholt nämlich begegnet die Erscheinung, daß die Grabhügelgruppen einer Gegend alle oder doch in überwiegender Mehrzahl mit derselben Zeit beginnen und mit derselben Zeit aufhören bzw. dieselben Lücken zeigen. Beweist nun das plötzliche Aufhören von Gräbern einer Hügelgruppe noch keineswegs die Ablösung der bisherigen Bevölkerung durch eine neue — sie kann ja nur die Dorfstätte oder den Begräbnisplatz gewechselt haben, — so gewinnt diese Erscheinung doch eine ganz andere Beweiskraft, wenn derselbe Vorgang sich in einer Reihe von Nekropolen der gleichen Gegend wiederholt, was sich tatsächlich mehrfach auch im Rheinthal beobachten läßt. Durch den Vergleich des Befundes an verschiedenen Orten dürften sich mit der Zeit untrügliche Bilder des Ab- und Zufließens der Bevölkerung für die einzelnen Gegenden ergeben und damit wichtige Bausteine zum Aufbau der Geschichte der großen Völkerbewegungen jener Urzeit.

Gallische Zeit Auch in der La Tène-Periode wiederholt sich im wesentlichen das gleiche Bild wie in den früheren Abschnitten: längs des Gebirgsrandes liegen Ansiedelungen z. B. bei Badenweiler, Thunsel, Riegel, Friesenheim, Muggensturm, Grötzingen, Bruchsal, Stettfeld, Wiesloch, Nußloch, Rohrbach, Heidelberg, Handschuchsheim, Schriesheim, Laudenschlag, Zwingenberg, Darmstadt (Rosenhöhe),²⁸ am Hochgestade bei Istein, Hochstetten, Lichtenau, Hügelsheim, Iffezheim, Mörsch, Huttenheim, Reilingen, Hockenheim, Lampertheim, Leeheim, Geinsheim, Gustavsburg,²⁹ während inmitten der Rheinebene Funde dieser Zeit namentlich an dem Kaiserstuhl und längs einiger Bäche und besonders am Neckar,³⁰ an der untern Westseite und im Gebiete des Schwarzbachs begegnen. Über diese letzteren Funde in der hessischen Rheinebene hat F. Kofler eine besondere Studie veröffentlicht in dem Arch. f. hess. Gesch., N. F., III, H. 1 („die Ausbreitung der La Tène-Kultur in Hessen“), wobei aber manche Hallstatt-Sachen mitgerechnet sind.

Auch die Gallier wohnten in geschlossenen Dörfern, wie die zahlreichen aufgedeckten Grubenhütten bei Groß- und Klein-Gerau, Ladenburg, Handschuchsheim, Wiesloch, Hockenheim etc. beweisen. Bei Ladenburg z. B. konnte ich eine Anzahl bis 8 m. breiter und ca. 1 m. tiefer runder Wohngruben feststellen, welche jeweils von einem Ringgraben wohl zur Einfügung einer Bretterwand und weiterhin von einem umzäunten Hof umgeben waren (Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91 f.). Neben den Grubenhütten, von welchen auch von Großgartach eine Anzahl interessanter Beispiele vorliegen, bestanden aber auch ebenerdige, viereckige Häuser, deren Pfostenlöcher und Überreste des Lehmfachwerks, nicht selten mit geometrischen Verzierungen versehen, da und dort zum Vorschein kamen. Ob sie den bekannten irischen Stamm-(Clan-)häusern glichen, die mehrere Familien beherbergten, läßt sich noch nicht sicher sagen. Gelegentlich finden sich sogar schon Anfänge mörtelloser Mauerbau, wie bei einem Hause in der Verschanzung von Gerichtstetten. Verschiedene Haustypen der beiden letzteren Arten vereinigt bekanntlich auch das gallische Dorf auf dem Mont Beuvray (das alte Bibracte, Mém. d. Soc. Eduenne, IV, 1875, Taf. I und Band VI, 1877, Tischler, Ber. d. phys.-ök. Gesellsch. z. Königsberg, 1884, S. 18 f., Meitzen, Siedlung und Agrarwesen, I., S. 226), wo eine große Anzahl quadratischer und viereckiger Hütten und Häuser aus lehmverkleidetem Fachwerke mit Holzpfosten und trockenem oder gemörteltem Steinmauerwerk aufgedeckt wurden.

Über das Aussehen dieser gallischen, meist mit Stroh abgedeckten Hütten sind wir durch Strabo und Caesar ziemlich gut unterrichtet (vgl. Stephani, S. 249 f.). Die Grubenhütten der Gallier und Germanen scheinen übrigens vielfach nur für den Wintergebrauch errichtet worden zu sein, wie man auch aus Caesars Worten (de bello Gall., VIII, 5) von den „tollerandae hiemis causa repente exiguis ad necessitatem constitutis aedificiis“ und aus Tacitus' Schilderung von germanischen Wohnungen (Germ. 16): „solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant suffugium hiemis et receptaculum frugibus“ schließen darf.

Außer diesen vici, deren z. B. die Helvetier, abgesehen von 12 oppida, bei einer angeblichen Gesamtbevölkerung von ca. 263000 Seelen gegen 400 hatten, gab es eine große Anzahl Einzelgehöfte (aedificia, casae), wie wir durch die Funde und Caesars Schilderungen wissen, da der Gallier

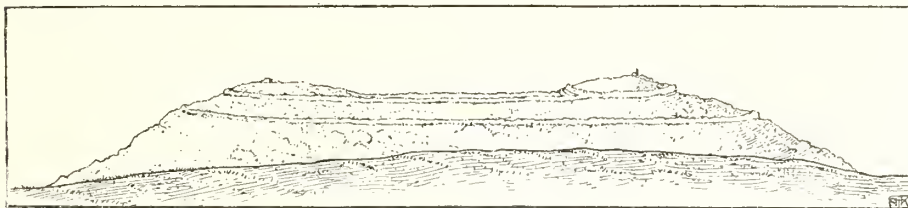


Fig. 6. Ringwall bei Heidelberg.

gern wie der Germane siedelte „ut fons ut campus ut nemus placuit“. Für diese Einzelsiedelungen und kleineren Niederlassungen dienten als Zufluchtsstätten in Zeiten der Gefahr die sog. Ringwälle, welche sich auf schroffen Höhen an der Westseite des Gebirges erheben, ebenso wie für die Anwohner des Rheinhochgestades die Schlupfwinkel und Moräste der verwachsenen Niederungen. Wenn auch eine Anzahl der am Westrand des Gebirges auf der archäologischen Karte Badens verzeichneten Ringwälle wie z. B. bei Weinheim, Rippenweiler,

Leutershausen (späteren Zeiten angehören, so ist doch z. B. der Ringwall auf dem Heiligenberg bei Heidelberg nach Gestalt und Funden als vorrömisches und jedenfalls in der La Tène-Zeit noch benutztes refugium gesichert und vermag durch seine gewaltige Ausdehnung, die einen ganzen Stamm mit seinen Herden bergen konnte, eine Vorstellung von der dichten Besiedelung der anliegenden Ebene zu geben.³¹ Mit 2 ca. 800 bzw. über 1000 m. langen und gegen 200 bzw. 500 m. breiten, ovalen Parallelringen von mächtigen Steinwällen umfaßt er die beiden oberen Kuppen des Heiligenbergs und bietet in dem inneren Ring ca. 800 Ar Lagerplatz, in der Form vergleichbar etwa der Heuneburg bei Lichtenberg (Westd. Ztschr., VII, Taf. 11) oder dem Ringwall des Altkönigs (Naff. Annalen, XVIII, Taf. I, Fig. 1). Bei seiner steilen Lage und mit seinem weiten Ausblick über die breite Rheinebene, im Westen bis zu den Vogesen und dem Hartgebirge, im Norden bis zum Hundsrück und Taunus, mochte er in Kriegszeiten eine hochwichtige Festung darstellen. Ähnliche Volksburgen oder kleinere Ringe, wenn auch einfacherer Art, wie sie Anthes (Archiv, 1902, S. 294 f.) auch auf dem „Schlöfle“ bei Oberbeerbach, auf dem Ölberg bei Schriesheim und dem „Schänzle“ bei Doffenheim annimmt, und wie sie wohl auch auf der Starkenburg bei Heppenheim (und auf dem Melibocus?) vorausgesetzt werden dürfen, haben sicher auch am Westrande des Neckarhügellandes nicht gefehlt, wie etwa auf dem Malschenberg bei Wiesloch, dem Michelsberg bei Unter-Grombach, dem Turmberg bei Durlach, wenn ihre Spuren auch durch den Wald-, Acker- und Rebbau verwischt sind. Häufiger und besser erhalten erscheinen sie wieder am Westrand des Schwarzwaldes, namentlich südlich von Freiburg, so besonders deutlich auf dem Burgberg bei Badenweiler,³² und bestätigen auch hierdurch die oben festgestellte dichtere Bewohnung der angrenzenden Ebene. Ein Teil dieser Ringwälle scheint allerdings schon in vorgallischer Zeit angelegt worden zu sein, namentlich in der Hallstatt-Zeit, als die schützenden Seestationen und Anlagen in den Sümpfen aufgegeben wurden.

Eine dringend wünschenswerte eingehendere Untersuchung dieser Ringwälle dürfte wohl die nähere Entstehungszeit derselben mit Sicherheit ergeben, vielleicht auch Anhaltspunkte dafür, wie weit sie nur vorübergehend bewohnte, wie weit dauernd besiedelte oppida waren. Selbst an den steilen Hängen des Goldgrube- oder des Brühler-Ringwalles im Taunus lassen sich ja jetzt noch die Plattformen von Hunderten von Hütten merkwürdig deutlich erkennen, ähnlich wie auch bei einer großen Siedelung auf dem Gebirgsrücken (Lee) bei Heppenheim und mancher anderen im Odenwald.

Daß neben diesen größeren, im allgemeinen wohl mehr zu vorübergehendem Gebrauch dienenden Volksburgen im Gebirge auch in der Ebene selbst besetzte Plätze bestanden, dies bezeugen sowohl die Ortsnamen wie Lopodunum, die Feste des Lopos, wie die allerdings schon einer etwas jüngeren Periode angehörigen Reste von Verschanzungen bei Dühren und Gerichtstetten (Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, II, S. 75 f., S. 84) oder die große Umwallung bei Zarten (Tarodunum?)³³ im Höllenthal. Sie waren offenbar ständig bewohnte Orte. Die Konstruktion dieser Befestigungsanlagen entspricht bekanntlich den Schilderungen, die Caesar von den oppida in Gallien mit ihren Holzversteifungen überliefert hat.

Hand in Hand mit dem sich vervollkommnenden Häuserbau und Befestigungswesen ging natürlich auch eine rationellere Ur- und Gangbarmachung des Landes. Daß die Gallier gute Ackerbauer waren und z. B. eine Art Mähmaschine, Räderpflug und Egge hatten, ist allgemein bekannt. Ihre Verdienste in dieser Hinsicht speziell in unserem Gebiet hat Mone im 2. Teil seiner Urgeschichte des badischen Landes (1845) eingehend dargestellt, wenn auch von dem einseitigen Standpunkt des Celtomanen aus. Wir können nicht näher darauf eingehen, sondern wollen nur noch einige Bemerkungen über die Wegeverhältnisse in dieser Zeit hinzufügen. Daß die längs des Gebirgsfußes und Rheinhochgestades ziehenden, schon in den früheren Perioden vorhandenen zwei Hauptverkehrswege weiter bestanden, ergibt sich schon aus der Lage der vielen gallischen Ansiedelungen längs derselben; daß sie aber auch da und dort verbessert wurden, das lehrten mehrfache Einschnitte durch die römische Bergstraße, indem unter dem römischen Straßenkörper bald nur die bekannte „Blätterstraße“ eines steinlosen älteren Wegs, bald aber auch, nament-

lich an feuchten Stellen, Holzeinlagen wie von Knüppel- oder Bohlwegen zum Vorschein kamen, während ein eigentlicher vorrömischer Steinkörper bis jetzt in dieser Gegend nirgends mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Querwege durch die Rheinebene bestanden um diese Zeit, nach den gehäuften Funden zu schließen: südlich vom Kaiserstuhl mit dem Rheinübergang bei Altbreisach, vielleicht zwischen Ettenheim-Mahlberg nach Rheinau, sicherlich aber südlich der Kinzig nach Kehl-Straßburg, von Wiesloch nach Speyer, von Heppenheim-Lorsch nach Worms und wohl auch von Darmstadt-Groß-Gerau nach Mainz.

Rheinübergänge sind vielleicht auch bei Selz, Maxau-Hagenbach, Altrip, Gernsheim, zwischen Oppenheim und Nierstein, bei Weifenau anzunehmen. Namentlich aber sind Straßburg, Speyer und Worms Punkte, die sich durch die Terraingestaltung am besten zu Übergängen eignen und wohl auch schon seit der Steinzeit benützt worden sind, wie die von beiden Seiten nach diesen Naturbrücken führenden Ketten von Siedelungsspuren lehren.

Erste germanische Besiedelung Während die Überreste der Früh-La Tène-Periode sich zum mindesten in gleicher Stärke wie die der vorausgehenden Zeiten beobachten lassen, fällt die Spärlichkeit der Mittel- und Spät-La Tène-Funde auf. Sie erklärt sich nicht allein aus den veränderten Grabgebräuchen, einfachen Flachgräbern und Urnenfeldern an Stelle von Grabhügeln, sondern hängt wohl mit den Völkerbewegungen dieser Zeit zusammen; sie bezeugt m. E. jenen Zustand, den die Schriftsteller als helvetische Einöde bezeichnen, wenigstens für die Spät-La Tène-Zeit, während für einen früheren Abschnitt der Mittel-La Tène-Periode sich die Funde mit der Zeit wohl noch mehren dürften.

In der Spät-La Tène-Periode wohnen, seit Beginn des letzten Jahrh. v. Chr., auf unserem Gebiet abgesehen von einigen gallischen Überresten im Odenwald und in Südbaden, germanische Völkerschaften, im nördlichen Teile wohl Sueben, da die civitas mit dem Vorort Ladenburg von den Römern c. Sueborum Nicretium, der Neckarsueben, genannt wurde (vgl. Zangemeister, N. Heidb. Jahrb., III, 1, 1893). Mag ihre Kultur nach Caesars Schilderung (de bello Gall., IV., 2: „mercatoribus est ad eos aditus magis eo, ut quae bello ceperint, quibus vendant habeant, quam quo ullam rem ad se importari desiderent“) noch so dürftig, mögen ihre Grabgebräuche noch so einfach gewesen sein, so müßten sie doch mehr Spuren hinterlassen haben, wenn sie die gleiche Volkszahl wie die Tribocer, Nemeter und Vangionen des linken Rheinufer besaßen hätten. Die ständigen Kämpfe mit den Helvetiern der Nordschweiz (Caesar, de bello Gall., I, 1: „Helvetii fere cotidianis proeliis cum Germanis contendunt, cum aut suis finibus eos prohibent aut ipsi in eorum finibus bellum gerunt“), der Zuzug zu den Scharen des Ariovist nach Gallien, der halbnomadische Zustand des damaligen Wirtschaftslebens, dies und manches andere kamen zusammen, um selbst diese so fruchtbaren Gebiete zeitweise zu entvölkern, während im Innern Deutschlands bei der wenig intensiven Nutzungsweise vielfach Landnot herrschte. Einige wenige Grab- und Wohngrubenfunde bei Hochstetten, Reilingen und Gustavsburg am Rheinhochgestade, in der Ebene bei Ladenburg, Groß-Gerau etc. und einige unsichere Reste am Gebirgsfuß, das ist bis jetzt alles, was allenfalls mit dieser frühen germanischen Besiedelung in Verbindung gebracht werden könnte. Sie genügen daher nicht, um ein auch nur annäherndes Bild ihrer Siedlungsweise zu geben, wenn wir nicht durch anderweitige Funde wie bei Nauheim und aus der Umgebung von Mainz, sowie durch die Nachrichten der Schriftsteller besser unterrichtet wären. Danach dürfte es außer Zweifel sein, daß durch die germanische Invasion unser Gebiet zunächst kulturell zurückging und die Urbarmachung und Nutzung des Landes, Häuser- und Straßenbau nicht mehr auf der Höhe der gallischen Blütezeit stand. Denn alle alten Nachrichten lassen trotz augenscheinlicher Übertreibungen immerhin erkennen, daß die in unserem Gebiet wohnenden Germanen des letzten Jahrh. v. Chr. einen gewissen Halbnomadenzustand noch nicht ganz überwunden hatten. „Die suebischen Völkerschaften“ sagt Strabo, VII, 1, sei es auf Grund von Beobachtungen aus den Feldzügen des älteren Drusus oder nach älteren Quellen (vgl. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, I, S. 131, Henning, das deutsche Haus, S. 15, Stephani, der älteste deutsche Wohnbau, S. 66) „wohnen vom

Rhein bis an die Elbe. . . . Eine gemeinsame Eigenart aller Völker dieser Gegend ist, daß sie mit Leichtigkeit ihre Wohnsitze wechseln, wegen der Spärlichkeit ihrer Lebensweise, und weil sie kein Land bauen und keine Schätze sammeln, sondern in Hütten leben, nur mit dem Bedarf eines Tages versehen. Ihre Nahrung gewähren ihnen meistens die Herden, wie bei den Nomaden, weshalb sie auch wie jene alle ihre Habe auf Wagen packen und sich mit ihrem Vieh hinwenden, wohin es ihnen gefällt.“ Und übereinstimmend berichtet Caesar von den Sueben (bell. Gall., IV., I): „neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt multumque sunt in venationibus“.

Als dann in Augusteischer Zeit das ganze linke Rheinufer von den Römern besetzt und infolgedessen die rechtsrheinische Ebene als eine Art Glacis der großen Rheinfestungen betrachtet wurde, verwandelte sich unser Gebiet in einen wahren Ödlandstreifen, in welchem nur von den Römern geduldete Siedler, vereinzelt Germanenhäufen wie die Suebi Nicretes und gallische Waghälfe, sich niederließen und auf dem *dubiae possessionis solum* kleine Dörfer und einzelftehende Gehöfte errichteten.

Römische Occupation Dauernd von den Römern selbst besetzt wurde unser Gebiet erst unter Vespasian und Domitian, als die Grenzlinie von der Donau zum oberen Neckar und Main vorgehoben wurde. Die römische Occupation und Kolonisation knüpfte, wo es möglich war, an das Bestehende an, schuf aber durch die aus militärischen Gesichtspunkten notwendigen Anlagen auch viele neue Verkehrsmittelpunkte. Da die römischen Heereskörper von den großen Waffenplätzen der Rheinbasis, von Straßburg, Speyer, Worms, Mainz vorrückten, wo, wie wir gesehen haben, von alters her gegebene Übergänge über den Rhein waren, wurden zunächst die ihnen gegenüberliegenden strategisch wichtigen Punkte, wie Offenburg am Austritt des Kinzigthals aus dem Schwarzwald, Neuenheim-Heidelberg an der Ausmündung des Neckars, Groß-Gerau zur Beherrschung der südlichen Main-Ebene und der nördlichen Ausläufer des Odenwaldes mit Cohortenkastellen besetzt. Andere vorübergehend mit größeren oder kleineren Truppenkörpern belegte Orte waren Baden-Baden mit seinen warmen Quellen am Austritt des Oosthales aus dem Gebirg, vielleicht auch die Gebirgseinschnitte bei Lahr, Wiesloch, Weinheim und Eberstadt, ferner das uralte Keltendorf Ladenburg am Neckar an der wichtigen Straße Mainz-Heidelberg und der Brückenkopf Gernsheim, da wo diese Straße zuerst den Rhein berührt. Auch andere Brückenköpfe wie Breifach, Plittersdorf (Dünhausen, cf. C. I. L., XIII, 6317 f.) gegenüber Selz, Hockenheim gegenüber Speyer scheinen zeitweise militärisch gesichert gewesen zu sein. An allen diesen Orten entwickelten sich rasch kleinere oder größere bürgerliche Niederlassungen, die sich z. T. wie Ladenburg und Baden sogar zu Städtchen auswuchsen.

Außer durch diese Garnisonsplätze wurde die Entwicklung des Landes besonders beeinflusst durch das militärische Straßennetz. Schon um das Jahr 73/74 baute Vespasian eine Straße von Straßburg nach Offenburg und weiter ins Kinzigthal hinauf nach Rätien. Von Kehl führte sie nahe dem Hochufer, jetzt z. T. von den Fluten des Rheins ganz weggerissen, in gerader Linie nach Marlen, Goldscheuer gegen Altenheim und von hier westlich an Mühlen vorbei einerseits über Höfen nach Hofweier zum Anschluß an die südliche Bergstraße, andererseits über Schutterwald nach Offenburg und ins Kinzigthal. Um dieselbe Zeit (zwischen 70 und 80) wurde, nach den Hockenheimer Legionsstempeln und andern Funden zu schließen, auch die Rheinthalsstraße von Straßburg über Raftatt nach Heidelberg-Ladenburg-Gernsheim-Mainz gebaut. Von Straßburg-Kehl zog sie hart hinter dem Rheinhochgestade über Rheinbischofsheim, Hügelsheim (hier mit Abzweigung nach Baden-Baden), Raftatt, Durmersheim, Mühlburg, Graben bis gegen Hockenheim; von hier ab wich sie vom Rhein zurück, um nach Durchquerung der Ebene bei Heidelberg den Neckar zu überschreiten. Nördlich des Neckars näherte sie sich — über Ladenburg, Straßenheim durch den Lampertheimer Wald — allmählich wieder dem Hochufer des Rheins, das sie südlich von Gernsheim erreichte und nunmehr über Stockstadt bis Kastel-Mainz

begleitete. Im südlichen Teil zwischen Kehl und Raftatt, wo des ungünstigen Terrains wegen eine Tracierung in langen geraden Strecken nicht leicht möglich war, fällt sie öfters mit dem etwas unregelmäßigen mittelalterlichen und wohl auch vorrömischen Weg zusammen, der teils zur jetzigen Landstraße ausgebaut ist, teils sich unter dem Namen „Kleine Straße, Speyerer Weg“ etc. noch da und dort westlich der Landstraße näher am Hochufer erhalten hat. Nördlich von Raftatt zieht die römische Straße in schnurgeraden, bis über 30 km. langen Strecken dahin, in den Föhrenwäldern meist prächtig erhalten. Hier ist sie augenscheinlich eine vollständige Neuschöpfung der Römer, während der vorrömische Weg, der ja auch die mit Vorliebe an den äußersten Vorsprüngen des Hochgestades gelegenen Siedelungen zu verbinden hatte, näher am Hochgestade in unregelmäßigerem Lauf entlang führte. Auch die Strecke Heidelberg-Gernsheim ist von den Römern vollständig neu angelegt; sie nimmt, von Ladenburg abgesehen, keine Rücksicht auf einheimische Ansiedelungen, während zwischen Gernsheim-Mainz der vorrömische Verkehrsweg wenigstens eine kurze Strecke benützt erscheint. Die uralte Bergstraße, welche am Fuß des Gebirges von Basel über Heidelberg, Darmstadt nach Frankfurt führt, wurde nach dem Bühler Meilenstein wenigstens in ihrem südlichen Teil von Kaiser Trajan im Jahre 100 als Kunststraße ausgebaut. Hält sie sich im ganzen auch an den bestehenden Keltenweg, so zeigt sie im einzelnen gar viele schnurgerade, offenbar neu angelegte Strecken, wie von Freiburg bis Riegel, von Offenburg bis Renchen, von Ottersweier bis Sinzheim, von Mingolsheim bis Heidelberg. Des geradlinigen Zugs wegen scheut sie auch nicht vor längeren Niederungen zurück, wie namentlich zwischen Sinzheim und Steinbach, während der vorrömische Weg näher am Gebirge auf trockenem Gelände dahinführte. Da die Abweichungen aber selten beträchtliche Entfernungen bedingen, kam diese römische Kunststraße den längs des Gebirgsfußes zerstreuten, einheimischen Siedelungen in weit höherem Maße zu gute, als die Straße am Rheinhochgestade den hier gelegenen. Ob die Bergstraße auch nördlich von Heidelberg in ihrer ganzen Erstreckung bis zum Main in römischer Zeit ausgebaut wurde, ist bis jetzt nicht nachgewiesen, wenn auch bei Heppenheim Anhaltspunkte dafür gewonnen wurden. Die von Mainz ausgehende, durch den Bühler Meilenstein bezeugte Staatsstraße kann sowohl auf dem linken Rheinufer bis Worms und von hier über Ladenburg-Heidelberg geführt haben, wie über Groß-Gerau etwa nach Griesheim-Eberstadt und der Bergstraße entlang, doch ist wegen der Bedeutung Ladenburgs das erstere wahrscheinlicher. Die — wohl Vespasianische — Straße durch die rechtsseitige Ebene ist wenigstens in den Wäldern zwischen Viernheim und Gernsheim nur ein leicht angelegter Kiesweg — genau wie in der badischen Rheinebene —, der den Zwecken als militärischer Kolonnenweg in der ersten Zeit der Occupation genügte, schließlich aber den Anforderungen einer späteren Zeit als Reichsstraße nach Mainz gewachsen war.

Von römischen Querverbindungen zwischen beiden Straßenzügen bzw. Rhein und Gebirgsfuß sind solche von Neuenburg nach Müllheim-Badenweiler, von Breifach in südöstlicher (etwa nach Schallstadt) und nordöstlicher Richtung (Riegel) zu vermuten, durch Grabungen festgestellt sind solche von Sponeck nach Riegel, von Kehl nach Hofweier bzw. Offenburg, anzunehmen vielleicht auch vom Rhein nach Lahr, sicher von Au nach Baden-Baden, von Raftatt-Oetigheim und Au-Forchheim nach Ettlingen, ziemlich sicher von Germersheim und Speyer nach Stettfeld und Wiesloch, wahrscheinlich eine sekundäre Verbindung von Altrip nach Heidelberg und Ladenburg, ziemlich sicher von Worms nach Ladenburg (Schriesheim), sicher von Worms nach Heppenheim, von Gernsheim über Pfungstadt nach Dieburg und Dieburg-Gehaborner Hof-Groß-Gerau. Bezüglich des aus der Inschrift C. I. L., XIII, 6429a (bivis, trivis, quadrubis) zu vermutenden Straßenknotenpunkts bei Bischofsheim läßt sich noch nichts Sicheres sagen, am wahrscheinlichsten ist mir aber, daß die Inschrift aus Mainz oder Kastel verschleppt ist. Alle diese Straßen sind römische Neubauten, wenn auch gelegentlich auf kurze Strecken keltische Wege benutzt werden konnten, und dienten vor allem als Heerstraßen, um von den linksrheinischen Festungen geeignete Verbindungen mit den Grenzgarnisonen am Limes herzustellen. Demgemäß sind sie spätestens in der Zeit zwischen Trajan und Antoninus Pius ausgeführt worden. Vgl. jetzt auch die interessanten Ausführungen von v. Domaszewski, westd. Ztschr., XXI, S. 195 f.

Dieses militärische Straßennetz bildete auch den Rahmen für die bürgerliche Besiedelung des Landes. Wie an den Brückenköpfen und Straßenknotenpunkten längs des Rheines neue römische Siedelungen entstanden oder die alteinheimischen frisches Leben erhielten, so geschah es auch an den Schnittpunkten der Querstraßen mit der Bergstraße (trivia und quadruvia), wo an den fruchtbaren Thalausmündungen von alters her größere oder kleinere Dörfer blühten. So liegen zahlreiche römische Gebäulichkeiten zwischen Müllheim und dem schon damals luxuriösen Badeort Badenweiler, ein ausgedehnter vicus bei dem namentlich durch seine Töpferindustrie bekannten Riegel, eine große bürgerliche Niederlassung bei Offenburg und wahrscheinlich auch bei Dinglingen-Lahr, der vicus Bib(=v)iensis bei Oos-Sandweiler, namhafte Überreste eines vicus bei Ertlingen, welches der Sitz einer Flößergilde war, weilerartige Ansiedelungen bei Durlach, Stettfeld und Wiesloch, ein bedeutender vicus bei Heidelberg-Neuenheim, kleinere Weiler wohl bei Schriesheim, Heppenheim, Lorsch und Pfungstadt-Eberstadt.

Einige dieser Siedelungen wie der vicus Bibiensis waren vollständige römische Neugründungen, andere wie Groß-Gerau, Heidelberg-Neuenheim, Wiesloch, Stettfeld, Riegel entwickelten sich aus oder neben einheimischen Dörfern. In diesen an wichtigen Verkehrspunkten gelegenen Ansiedelungen sammelten sich wie bei den Garnisonsorten Gastwirte, Krämer, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, oft den verschiedensten Nationen angehörig, während die Landwirtschaft wohl etwas in den Hintergrund trat, wenn sie auch nirgends fehlte.

Von städtischen Anlagen geben uns Badenweiler und Baden-Baden mit ihren großartigen, wohlerhaltenen Bädern, Ladenburg mit seiner stattlichen Ummauerung wenigstens eine annähernde

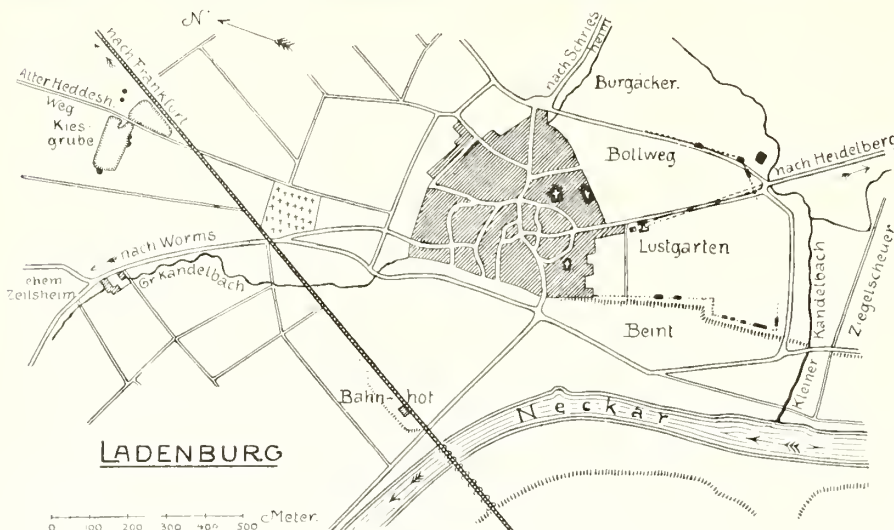


Fig. 7. Ladenburg.

Vorstellung, wenn auch die Grabungen überall noch energisch fortgesetzt werden müssen. Das römische Ladenburg (Lopodunum) hatte größere Ausdehnung als das jetzige Städtchen. Die auf Kosten des Mannheimer Altertums-Vereins unter meiner Leitung aufgedeckte Stadtmauer (vgl. Mannheimer Geschichtsblätt., I (1900), No. 4) mit vorliegendem Graben umschließt ein etwas unregelmäßiges Viereck von ca. 450 m.

Breite und gegen 1000 m. Länge, doch ist die letztere noch nicht sicher ermittelt. So ziemlich die gleichen Abmessungen zeigen die ummauerten vici bei Wimpfen und Heddernheim, der erstere etwas weniger, der letztere etwas mehr. Im römischen Ladenburg reihen sich beiderseits der 8.40 m. breiten, von Heidelberg kommenden Hauptstraße 3.50 bis 4.85 m. tiefe, cementierte oder gestückte Vorplätze, dahinter eine lange Flucht wenigstens im Unterbau massiver Häuser von 20—23 m. Tiefe; hinter ihnen schließen sich kleine Höfe mit römischen Bauten, Senkgruben etc. und weiterhin Gärten an. Auch ein großes magazinartiges Gebäude (Getreidelager?) wurde unmittelbar hinter der Neckarseite angeschnitten. Manches der Steinhäuser liegt über älteren Wohngruben aus der ersten Zeit der römischen Occupation, als man sich noch weniger häuslich eingerichtet hatte. Wie bei Wimpfen und Heddernheim lassen sich im Innern des vicus bereits mehrere Parallelstraßen erkennen, und auch bei Ladenburg erstreckte sich die Besiedelung weit über das von Trajan oder Hadrian mit Mauern umgebene Weichbild hinaus.

Bei Baden-Baden ist die umgebende römische Stadtmauer, welche z. T. wohl unter der mittelalterlichen liegt, noch nicht sicher festgestellt, dürfte aber bei dem großen Interesse des dortigen Architecten Klein aus den bereits vorhandenen Anhaltspunkten bald im Zusammenhang nachgewiesen werden.

Von einer kleineren vicus-Anlage bieten ein anschauliches Bild die 1875-1878 bei Heidelberg vorgenommenen Grabungen auf dem Gebiet der jetzigen Krankenhäuser (vgl. Bezirksbauinspektor Schäfer, Ausgrabung römischer Reste in Heidelberg, 1878). Von der römischen Neckarbrücke

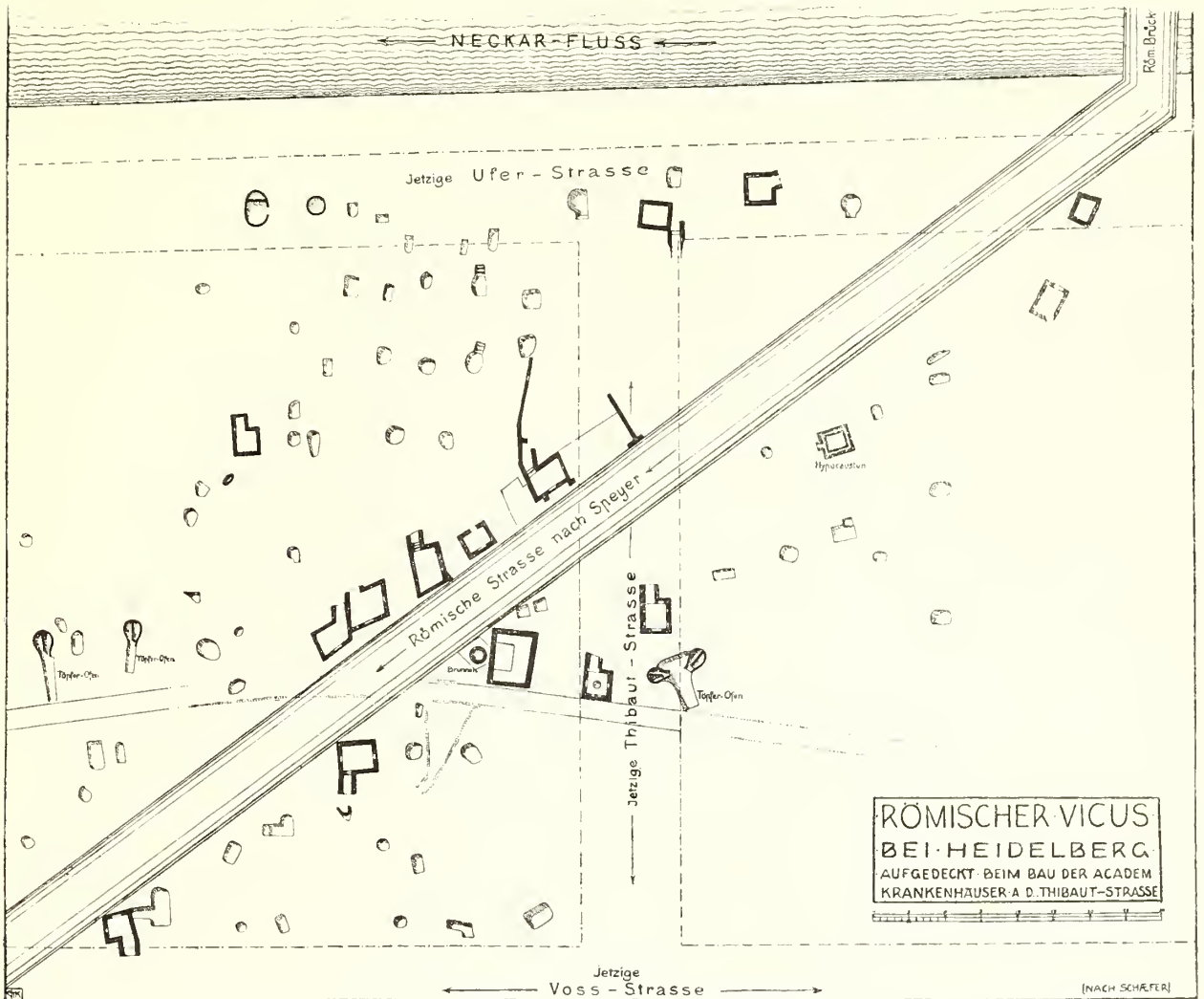


Fig. 8. Vicus bei Heidelberg.

ab fanden sich beiderseits der hier 8.70 m. breiten römischen Straße von Speyer bzw. Ladenburg eine große Anzahl Häuschen, teilweise mit Steinunterbau, und noch mehr Grubenwohnungen. Etwa 125 m. von der Neckarbrücke entfernt erweitert sich die römische Straße zu einem freien Platz, an welchem ein öffentliches Gebäude und davor ein Brunnen lag. Bei diesem Brunnen standen wohl die 7 Meilensteine, welche in einem gegenüberliegenden Keller gefunden wurden und die Entfernung von Ladenburg auf 4 Leugen angeben. Hier mündete auch ein dem Neckar parallel laufendes Quersträßchen ein. Rings um diesen Mittelpunkt gruppierte sich etwa ein Duzend besserer Häuschen, die meisten an der Straße selbst, mit schön ausgemauerten Kellerchen. Der Oberbau bestand allerdings meist aus Holz- und Fachwerk, wie die unbedeutenden oder ganz fehlenden Fundamentmauern verraten. Hinter dieser Gruppe lagen mehrere Duzende von Grubenwohnungen, die z. T. mit besonderen Erdkellerchen ausgestattet waren.

Nur einige der größeren Bauten hatten Ziegel-, die übrigen nur Holz- und Strohbedachung. Wie bei andern größeren römischen Ansiedelungen fehlten auch hier die Töpferöfen nicht. In einem der Gebäude wurde ein Steintrog gefunden, welcher einem Töpfer oder Bäcker zur Bereitung feiner Geschäftsmaterialien gedient haben dürfte.

Ueber die vicus-Anlage bei Riegel, die neben den Grubenhütten eine große Anzahl massiver Steinbauten enthielt, habe ich Schauinsland, 1901, S. 1 bis 12 ausführlich berichtet.

Einen ärmlischeren Anblick gewährte die kleine Siedlung, vielleicht von Fischern, welche A. Bonnet 1898 und 1899 bei Hochstetten (bei Graben) direkt am Hochgestade des Rheins entdeckte (vgl. Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, III (1902), S. 43 f.). Im Gewann Straßnacker, in der Nähe zweier Quellen, fand er eine Anzahl rechteckiger römischer Grubenbaracken, welche in zwei Reihen angeordnet jeder Steinfundamentierung entbehrten. Wenn die kleineren Gruben (1.20×1.00 m., 2.00×1.80 m., 2.25×1.30 m. bei 0.50 bis 1.30 m. Tiefe) trotz ihrer Feuerstellen auch nur als Kellerchen anzusehen sind, welche nicht selten mit Erdbänken und runden Feuergruben ausgestattet waren, so dienten die größeren, z. T. zweiteiligen, nach den Pfoftenlöchern in den Ecken zu schließen, als Hütten, deren Wände in einzelnen Fällen sogar mit einem bemalten Wandverputz versehen waren. Ein Teil der Hütten war übrigens mit Ziegeln abgedeckt. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß außer römischen Scherben des I. bis III. Jahrh. auch solche des IV. Jahrh. zum Vorschein kamen. Sie beweisen, daß die Ansiedelung die Stürme des Alamannen-Einbruchs nach der Mitte des III. Jahrh. überdauerte, wie ähnliches in letzter Zeit auch von andern römischen Orten der rechtsseitigen Rheinebene (Wiesbaden, Heidelberg, wahrscheinlich auch Riegel) nachgewiesen werden konnte.

Ein instruktives Beispiel zerstreuter Siedlungsweise innerhalb eines Dorfverbandes bietet das allerdings schon außerhalb unseres Gebietes liegende Trevererdorf (vicus Ambitarvius?) im Koblenzer Stadtwald auf dem Höhenplateau zwischen Mosel und Rhein gegenüber der Einmündung der Lahn (Westd. Ztschr., XIX (1900), S. 1 f.). Um eine kleine Tempelanlage, welche wahrscheinlich im I. Jahrhundert über älteren Holzbauten aus Stein errichtet wurde, liegen zunächst eng beisammen, weiterhin in größerer Zerstreung in einem Umkreis mehrerer Kilometer Duzende kleinerer und größerer ländlicher Gehöfte aus Fachwerk und Steinbau und in ihrer Nähe jeweils kleinere Gruppen von Grabhügeln oder Flachgräbern, deren Inhalt von der Früh-La Tène-Periode bis in die spätere Kaiserzeit reicht. Nur an zwei Stellen wurden größere gemeinschaftliche Grabfelder gefunden. Gar viele der Besitzer wohnten augenscheinlich inmitten ihrer Ackerfelder. Auch das refugium fehlt nicht auf einem günstigen Bergvorsprung über dem Rhein; es ist mit Erdwällen und teilweise auch mit Graben und Mauer umgeben. Eine eingehendere Untersuchung dieser hochinteressanten Anlage dürfte vielleicht noch wichtige Aufschlüsse auch über die Formen und Einrichtungen jener vorrömischen Gehöfte ergeben.

Diese Siedlung illustriert auch die Taciteische Schilderung von der Wohnweise der Germanen: „colunt discreti ac diversi . . . , suam quisque domum spatio circumdat.“ Derartige einheimische Ortschaften werden seit der römischen Occupation wenigstens in den Gegenden, wo Germanen auf römischem Boden angesiedelt waren, sowie in den germanischen Grenzgebieten neben den Einzelhöfen nunmehr in größerer Zahl als im letzten Jahrh. v. Chr. angenommen werden dürfen, da der römische Zwang und das römische Beispiel aus den halbnomadisierenden Germanen sesshafte Ackerbauern gemacht hatte. Bezüglich der germanischen Haufendörfer, Verteilung des Bodens, Art der Bewirtschaftung etc. verweise ich auf die eingehenden Ausführungen Meitzens, Lamprechts, Stephani's u. a. Das Aussehen der germanischen Hütten dieser Zeit, die teils runde, lehmeworfene Grubenhütten, teils rechteckige Block- und Fachwerkhäuser waren, wird veranschaulicht durch die bekannte Beschreibung des Tacitus („ne caementorum quidem apud illos aut regularum usus: materia ad omnia utuntur informi. . . . Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturas ac lineamenta colorum imitetur(?). Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus“) und die bildlichen Darstellungen der Marcus-Säule.

Waren diese Dörfer und Weiler im ganzen doch recht sparsam über das Land gesät, so waren umso zahlreicher die Einzelgehöfte (*villae rusticae*), welche dem Ackerbau und der Viehzucht oblagen und die Garnisonsorte und größeren bürgerlichen Niederlassungen verproviantierten. In der Art der Farmen des Südens angelegt, bestanden sie aus einem geräumigen Herrenhaus, nicht selten einem selbständigen Badegebäude, einer Anzahl Unterkunftsräumen für die Sklaven, den Ökonomiegebäuden aus Stein und Fachwerk etc., das Ganze ein großes Viereck, meist von einer schützenden Mauer umgeben. Namentlich die Grundrisse des Hauptgebäudes verraten große Ähnlichkeit mit den Darstellungen solcher Villen auf den Mosaiken Nordafrikas (z. B. Arch. Anz., 1898, S. 113, vgl. auch die Miniatur in einer älteren Vergilhandschrift bei Stephani, der älteste deutsche Wohnbau, S. 154), hier wie dort begegnen uns dieselben turmartigen, das Ganze beherrschenden Flügelbauten, der sie verbindende Säulengang, die untergeordneten Räumlichkeiten auf der Gegenseite, der große Innenhof. Mit ihren schön verputzten Wänden und hellroten Ziegeldächern mögen sie gar freundlich aus dem Grün der sie umgebenden Gärten, Felder und Wiesen hervorgeleuchtet haben, weiterhin umfümt von fast undurchdringlichen Wäldern, die reiche Jagdbeute ergaben. Über die Größe solcher Gutsbesitze giebt vielleicht eine Inschrift von Obrigheim im Neckarthal Aufschluß (C. I. L., XIII, 6488), wenn die Auslegung Schultens (Bonn. Jahrb., 1898, S. 37 f.) richtig ist, wonach ein solcher Grundbesitzer einen Merkurtempel und vier Centurien Landes (= 800 jugera = rund 200 Hektaren) stiftete. Aus dieser Inschrift hat übrigens Schulten den Schluß gezogen, daß auch in unserem Gebiet eine Vermessung und Flurteilung stattgefunden hat, wie Meitzen in der Feldmark von Friedberg in der Wetterau noch Reste der römischen Centuriation erkennen will. Für eine solche könnte allerdings der Umstand sprechen, daß in Gegenden, wo die *villae rusticae* in einiger Vollständigkeit aufgefunden sind, z. B. längs der Bergstraße zwischen Heppenheim und Heidelberg, von Rohrbach bis Stettfeld, zwischen Durlach und Malß oder längs des Leim- und Kraichbaches, sie sich überall in auffallend gleichen Abständen folgen.

Vollständig aufgedeckt mit allen Nebengebäuden ist im Rheinthale selbst bis jetzt leider kein einziges Gehöft, doch werden sie sich in ihrem Grundrisse schwerlich von den großen, systematisch untersuchten Villen im Neckarhügelland (Königsbach, Wöfßingen, Pforzheim etc.) oder im Schwarzwald (Meßkirch, Waldshut u. s. w.) unterscheiden. Daß neben diesen größeren Farmen aber auch kleinere, einfachere Bauernhöfe bestanden, das lehren vielfache Funde, wenn sie an Zahl auch denen im weniger fruchtbaren und mehr gefährdeten Limesgebiet weitaus nachstehen. Am häufigsten sind die *villae rusticae* im Umkreis der Städte und vici, wie bei Badenweiler, Breisach, Riegel, Offenburg, Baden-Baden, Ertlingen, Stettfeld, Wiesloch, Heidelberg, Ladenburg, gegenüber Worms, bei Heppenheim, Pfungstadt-Eberstadt und Groß-Gerau. Außerdem aber begleiten sie in langen Ketten all die genannten römischen Straßen und die bedeutenderen, die Ebene querenden Wasserläufe, wie die Pfalz, Saalbach, Kraichbach, Leimbach, Weschnitz, Modau, Schwarzbach etc. Besonders wurde bei der Anlage dieser Meierhöfe darauf Rücksicht genommen, daß neben fruchtbarem Ackerfeld eine ausreichende Quelle und günstige Wiesenründe für die Viehzucht vorhanden waren. Infolgedessen finden sich die Gehöfte gewöhnlich nicht an der Straße selbst, sondern meist etwas abseits an sonnigen Hängen der Seitenthälchen oder auf inselartigen Erhöhungen in der Ebene, sind aber mit der Hauptstraße nicht selten durch gut chaussierte Wege verbunden, wie es sich z. B. bei Durlach und Rohrbach bei Heidelberg nachweisen ließ. Auch die zahlreichen, längs der genannten Wasserläufe festgestellten Villen müssen, wenn auch nur durch Feldwege in Verbindung mit den Hauptstraßen gestanden haben und geben so eine weit günstigere Vorstellung von der Gangbarkeit des Geländes zu jener Zeit, als gewöhnlich angenommen wird. Auch hierbei werden sich die römischen Kolonisten die Rodungen und Pfade der vorrömischen Siedler zunutze gemacht haben, was ja auch die vorrömischen Fundreihen längs jener Flußläufe bestätigen, darunter vorrömische Funde innerhalb römischer Gebäudereste wie bei Riegel, Karlsdorf, Oberhausen etc.

Gar häufig begegnet man noch der Ansicht, daß Baden zu römischer Zeit weit geringer bevölkert und mit weniger Villen besiedelt war als z. B. Württemberg, und bringt diesen Um-

stand mit der angeblichen Verfumpfung der Rheinebene zusammen. Man stützt sich dabei gewöhnlich auf die Einzeichnungen der archäologischen Karte von Baden vom Jahre 1884 oder das Verzeichnis der Trümmer- und Fundstätten in Baden von K. Bissinger (1885). Indessen haben die Forschungen der letzten Jahre ein ganz anderes Bild ergeben, wie die folgende Aufzählung römischer Villen im Rheinthale darthun dürfte. In dieser Zusammenstellung sind nur völlig gesicherte und fast ausnahmslos von mir selbst nachgeprüfte römische Fundstellen aufgenommen, die von mir neu entdeckten sind mit einem Sternchen versehen. Längs des Gebirgsrandes dürften sich danach an folgenden Orten römische Meierhöfe erhoben haben:

1. Efringen, in der „Pritsche“, östlich der Straße Eimeldingen-Schlingen, vgl. Bissinger, Trümmer- und Fundstätten, S. 6, No. 73.
2. Blausingen, im „Maurenfeld“, Funde in der Freiburger Sammlung, Bissinger, S. 6, No. 72 etc.
3. Auggen, im „Schloßacker“, vgl. Krieger, topogr. Wörterbuch, S. 27, Fundb. a. Schwaben, II, S. 12.
4. Heitersheim, vgl. Schauinsland, III, 34 etc., Funde in der Freiburger Sammlung.
5. Freiburg, auf dem Schloßberg, Schreiber, Gesch. d. Stadt Freiburg, I, S. 10 f., und sonst. Funde in der Freiburger Sammlung.
6. Altdorf, vgl. Weick, Röm. Niederlassungen, S. 81, Näher, Bauliche Anlagen, S. 19.
7. Dinglingen, große Ansiedelung südlich der Schutterbrücke, röm. Münzen, angeblich auch von Langenwinkel.
8. Lahr, in der Geroldsecker Vorstadt bei der Kiesgrube, im Finkengarten, bei Sulz etc., Funde in der städt. Sammlung zu Lahr.
9. Niederschopfheim, vgl. Bissinger, S. 7, No. 101.
10. Hofweier, an der Straße nach Höfen.
11. Zunsweier*, vielleicht „auf der Mauer“.
12. Elgersweier*, im Gewann Läger an der röm. Straße (Hochweg).
13. Ortenberg, am Fuß des Gebirges südöstlich vom Schloß, an der sogen. Schütte, vgl. Schauinsland, VIII, 37.
Bei Offenburg an verschiedenen Stellen.
14. Zwischen Steinbach und Sinzheim, in der Nähe des Grünbachs, an der röm. Straße.
15. Baden-Baden, Oos, Sandweier, Balg, Haueneberstein, an vielen Stellen, ebenso an der Ausmündung der Murg bei Bischofweier etc.
16. Muggensturm, bei der Margarethen-Kapelle und im Schmalhard (auch Gräber).
17. Malsch, nördlich beim Ort, im Schelmengrund.
18. Sulzbach, an mehreren Stellen.
19. Oberweier, im Gefällwald und in der Ebene am Hürstbuckel.
20. Ettlingenweier, am Beierbach und in den Mauerreben.
21. Ettlingen, beim Schatzwäldchen.
22. Grötzingen, am Stahlbühl im Bruchwald.
23. Weingarten, in den Seitenthälchen mehrere Meierhöfe.
Zu No. 18 bis 23 vgl. Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, III (1902), S. 41 f.
24. Ubstadt*, mehrere villae im Kraichbachtal am Hasenbühl beim Rußgraben, am Erlenweg vor dem Walde etc.
25. Stettfeld, viele Reste beim Dorf, ferner am Schwedenbrunnen, zwischen Eitelberg u. Schmalert etc., vgl. Schnarrenberger, Besiedelung des Kraichgaus (1898), S. 35.
26. Langenbrücken, in den Maueräckern und am Hühnerbrunnle, vgl. Schnarrenberger, S. 35.
27. Mingolsheim*, im Heidenkorn, vgl. Schnarrenberger, der Kraichgau (1902), S. 20.
28. Nußloch, vgl. Bär, Chronik über Straßenbau (1878), S. 68.
29. Rohrbach, südlich des Feldwegs gegen Kirchheim, vgl. Westd. Ztschr., XVI, S. 327, K. Pfaff, Heidelberg und seine Umgebung (1902), S. 8 u. 346.
30. Schriesheim, bei der Haltestelle der Lokalbahn und nördlich der „Schanz“, Corrb. d. Westd. Ztschr., X, S. 65 f.

31. Großfachsen, in der Ebene nordwestlich vom Ort.
32. Weinheim, nördlich und südlich am Fuße des Gebirgs und westlich in der Ebene, Sinsheimer Jahrb., VI, S. 34, 42 (westlich in der Ebene durch den Mannheimer Altert.-Verein festgestellt). Über röm. Funde bei Birkenau vgl. Quartalbl., N. F., I, S. 764.
33. Hemsbach und
34. Laudenbach, in der Ebene, festgestellt von Baurat Wippermann in Heidelberg. Am Rheinhochgestade und in der Niederung sind zu nennen:
35. Altbreifach, vgl. Bissinger, No. 79, Mitt. d. ant. Ges. Zürich, VII, S. 138. Neuere Funde beim Kafernenbau etc.
36. Achkarren, im Ort bei der Kirche, Funde in der städt. Sammlung zu Freiburg.
37. Niederrotweil*, im Ziegel- und Niederfeld nordöstlich des Ortes am Bache.
38. Weisweil*, am Daxfanger Bühl gegen Wyhl, Schauinsland, XXVIII, S. 10.
39. Iffezheim, röm. Funde im Niederwald (beim Eisenbahnbau).
40. Steinmauern, beim Ort* und an der Mariahilf-Kapelle?
41. Bietigheim, auf dem Burgbühl.
42. Durmersheim, bei der Bickesheimer Kapelle und im „Legel“ südwestlich vom Stahlbühl.
43. Würmersheim, am Westende des Ortes.
44. Au*, nordöstlich vom Orte.
45. Mörsch, am Südwestende des Ortes.
46. Daxlanden, in den Sargäckern an der Alb.
47. Hochstetten, mehrere römische Hütten im Gewann Straßenacker.
48. Graben, in den Burgli(ch)äckern.
49. Huttenheim, bei der Sandgrube westlich vom Orte und nördlich vom Friedhofe.
50. Philippsburg, im Oberfeld.
51. Oberhausen, im Holzhäuser-Gewann und „neuer Zaun“ und bei der Kapelle. Zur Litteratur der meist von Bonnet gefundenen Villen Nr. 42 bis 51 vgl. Schnarrenberger, Besiedelung des Kraichgaus (1898 und Fortsetzung 1902) und Veröff. der Karlsr. Sammlungen, III (1902), S. 39 f.
52. Hockenheim*, mehrere Stellen am Hochufer der Kraich über der Auchtweid bei der Höhenzahl 104.7 und 104.6, in der Niederung im „Schacher“.
53. Gegenüber Altrip im Kasterfeld, vgl. z. B. Mannheimer Geschichtsblätter, III, S. 185.
54. Bei Hermsheim? Vgl. Karte zur Urgeschichte von Mannheim von K. Baumann (1887), Mannheimer Geschichtsblätter, III, S. 185 und Corrb. der Westd. Ztschr., 1902, S. 131. Über die auf heßischem Boden gelegenen römischen Gehöfte vgl. das Verzeichnis von F. Kofler. In der Ebene zwischen diesen beiden Streifen liegen:
55. Am Tuniberg zwischen Munzingen u. Schallstadt u. bei Thiengen, vgl. Schauinsland, XXVII, S. 20.
56. Lehen, Funde in der Freiburger Sammlung, Schauinsland, XIII, S. 40.
57. Riegel, mehrere Villen*, vgl. Schauinsland, XXVIII, S. 10.
58. Zwischen Höfen und Müllen im Naßwald an der Schutterniederung, wo die römische Straße von Straßburg-Altenheim sich einerseits über Schutterwald nach Offenburg, anderseits über Höfen nach Hofweier gabelt (gefunden von Kreissekretär Meyer in Offenburg).
An der Pfinz:
59. Bei der Ziegelfabrik zwischen Durlach und Grötzingen, Gewann Beint und zwischen Pfinz und Landstraße.
60. Hagsfeld, südöstlich auf den Storenäckern.
61. Büchig, an der „alten Bach“.
62. Blankenloch, zwischen Götzestück und Hasenbruch.
63. Stafforth, vgl. Näher, Bauliche Anlagen, S. 19, Schr. d. bad. Altert.-Vereins, 1846, S. 241.
64. Graben, in den „Kreuzwiesen“ gegenüber dem Pfinzschlag.
Zu No. 59 bis 64 vgl. Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, III, S. 38 f.

An dem Saalbach:

65. Karlsdorf*, auf den „Heimen(= Heunen)-Äckern.“
66. Karlsdorf*, im Brühl und nördlich der Station bei der Höhenzahl 110.7 (hier auch Gräber).
67. Hambrücken*, im Walde westlich vom Orte.

Am Dutlacher Graben:

68. Weiher*, bei den Gräfenäckern (auch Gräber) vor der Lußhart (Heiden[schlag]).
69. Vor dem Wald bei den Heidenäckern nördlich von Kirrlach*, am Zusammenfluß mit dem Kriegbach in der Nähe des Hexenplättel*.

An der Kraich:

70. Weiher*, östlich vom Gewann Sand.
71. Roth*, vielleicht im Stegerfeld.
72. St. Leon, am Hühnerbaum beim Büchel*, am Schloßbuckel östlich vom Walddistrikt Sentner*, zwischen Stegwiesen und Hünnerwegel*, vielleicht auch in der Gänslach am Herdweg*.
73. Werfauerhof*, am Herrenbuckel bei dem Bach, auf dem Hügel wohl röm. Gräber.
74. Reilingen, vgl. Bad. Landesztg., 1902, Nr. 19, Mannheimer Geschichtsblätter, 1902, Nr. 2, S. 45.

An dem Leimbach:

75. St. Ilgen, am Schloßbuckel.
76. Sandhausen*, bei der „Burg“.
77. Bruchhausen, am „Willenbau“ bei den Steinigtenäcker.
78. Oftersheim, am Aßlachwald.
79. Schwezingen, beim Wasserwerk.

Am Neckar:

Bei Heidelberg, Neuenheim, Handschuchsheim (Hainbachweg), zwischen Wieblingen und Handschuchsheim an der Rombach in der Ziegelscheuer und den Schloßäckern, bei Neckarhausen (beim Ort), Seckenheim (beim Ort). Bei Ladenburg rings um den vicus vereinzelte Gebäude, weiterhin im „Alten Hof“, Oberfeld, beim ehemaligen Zeilsheim etc., beim Rosenhof am Loosgraben (vgl. K. Christ, Heidelb. Familienblätter, 1867, Nr. 14 f.). Über die römischen Funde am Aßelberg südlich und an der Wormser Straße nördlich von Wallstatt, bei Käferthal, südlich von Heddesheim, am Kapellenberg und Römerhügel bei Viernheim [s. die Baumann'sche Karte, Urgeschichte von Mannheim, die Museographie der Westd. Ztschr. etc.

Wo also neuerdings energischere Nachforschung stattgefunden hat, so in der Umgebung von Darmstadt durch Anthes, Gies, Kofler, Müller, Soldan, bei Mannheim-Ladenburg vonseiten des Mannheimer Altertums-Vereins, zwischen Heidelberg und Wiesloch durch K. Pfaff, im Umkreis von Karlsruhe durch Ammon, Bonnet, Näher, Wagner, an andern Punkten, namentlich zwischen Wiesloch und Bruchsal, bei Rastatt, bei Offenburg, am Kaiserstuhl etc. gelegentlich der Straßenuntersuchungen für die Limeskommission durch mich, überall sind zahlreiche ländliche Gehöfte größeren oder kleineren Umfangs zum Vorschein gekommen, welche mit der alten Fabel von der völligen Versumpfung namentlich der badischen Rheinebene und deren geringen Besiedelung noch in römischer Zeit gründlich aufräumen und die Ebene, wenigstens in vielen Strichen, ebenso dicht angebaut zeigen, wie die fruchtbaren Gegenden des mittleren Neckarthals. Und auch da, wo auf der archäologischen Karte jetzt noch große Lücken erscheinen, so namentlich längs des Gebirgsrandes zwischen Müllheim und Lahr oder zwischen Offenburg und Bühl, wo allerdings wie an der unteren Bergstraße viele Altertumsreste durch den Weinbau zerstört sein dürften, sowie in der Ebene südlich und nördlich des Kaiserstuhls und zwischen Kehl und Rastatt, auch da werden sich bei gründlicherer Untersuchung sicherlich überall noch die Spuren solcher Villen finden. Auch im hessischen Anteile dürfte sowohl längs des Gebirgsrandes wie am Hochgestade und an den querenden Bächen der Ebene noch gar manches römische Gehöfte sich unserer Kenntnis entzogen haben, wie neuere Entdeckungen, z. B. in der Umgebung von Heppenheim und Lorsch, bei Trebur etc. vermuten lassen.

Für die verwaltungsgeschichtliche Stellung unseres Gebietes sei — im wesentlichen nach der ausführlichen Behandlung E. Herzogs, Bonner Jahrb., Heft 102 (1898), S. 93 f. — in Kürze folgendes hervorgehoben. Die ganze rechtsseitige Rheinebene wurde bei der Occupation durch die Römer, da außer im nördlichen Teil, wo die Suebi Niceretes saßen, alle nationalen Verbände fehlten, kaiserliches Domänenland (*saltus Caesaris*), welches gegen Abgabe des Zehnten — daher *agri decumates* — in Kleinpacht an die Besitzer eben jener *villae rusticae* vergeben wurde. Doch waren die Territorien der Kastelle mit ihren *prata* und das Land der *canabenses* und der die Bedürfnisse der Besatzungen vermittelnden Ackerbauer (*coloni*) davon ausgeschlossen, so die Gegend von Groß-Gerau, (Gernsheim?), Neuenheim, Baden-Baden, (Offenburg?), wenigstens bis gegen die Mitte des II. Jahrhunderts, wo deren Garnisonen an den Limes verlegt wurden. Außerdem hatten die Legionslager von Mainz und Straßburg wohl immer auf dem rechten Ufer Weideland. Durch die mit der Zeit eingetretene Erhebung des *saltus* zu lateinischen *civitates* — auf unserm Gebiet die *civitas Ulpia Sueborum Nicretium* mit dem Vorort Ladenburg, die wohl der Sueben wegen schon unter Trajan errichtet war, und die *civitas Aureliana Aquensis* (Baden-Baden) — wurde das bisherige Pachtland mit seiner Verpflichtung zu Naturalleistungen für Privateigentum erklärt gegen Auferlegung einer Bodensteuer.

Ist durch die Aufzählung der zahlreichen Funde vorgeschichtlicher und römischer Zeit in der Rheinebene die Annahme von der damaligen völligen Versumpfung derselben schon im allgemeinen widerlegt, so seien doch noch einige besonders bezeichnende Fälle hervorgehoben. Näher faßt Bonn. Jahrb., LXX (1881), S. 8 seine und der älteren Wasserbautechniker Ansicht über den sog. deutschen oder Ost-Rhein dahin zusammen: „Wir dürfen als sicher annehmen, daß zur Römerzeit längs des Schwarzwaldgebirges und Odenwalds bis Trebur ein durch die Binnenflüsse gespeister Wasserlauf, der stagnierend zwischen Sandhügeln sich oft auf eine Breite von 2 bis 3 Kilometer ausdehnte und teilweise schiffbar war, erstreckte“ (vgl. auch das Kärtchen ebenda, Taf. II). Die zahlreichen Grabhügel auf den Wiesen und im Dörnigwald bei Weingarten, die Funde aus der Bronzezeit bis Früh-La Tène-Periode enthalten, liegen aber inmitten jenes angenommenen Wasserlaufs, und zwar nicht etwa auf einer dünenartigen Erhöhung, sondern vollständig in der Niederung. Sie konnten nur in der trockensten Jahreszeit ausgegraben werden, weil zu anderen Zeiten das Gelände wegen Versumpfung schwer zugänglich ist, und auch so war bei Eröffnung der in den Boden eingeschnittenen bronzezeitlichen Flachgräber fortwährend mit starkem Wasserandrang zu kämpfen. Namentlich diese Flachgräber schließen schlechterdings die Annahme aus, daß dieses Gelände zur Zeit der Anlage der Gräber versumpft war oder gar einen Wasserlauf bildete, es muß im Gegenteil trockener als heutzutage gewesen sein. Das Gleiche beweisen die Grabhügel in dem Reizenbruchwalde bei Untergrombach und ein Früh-La Tène-Grab am Kändelweg an dem Saalbach bei Bruchsal. Und auch eine Anzahl römischer Villen sind im Bette jenes „Flußlaufes“ erbaut, so eine *villa* mit kleinem Gräberfeld an der Pfinz in der Nähe der Ziegelfabrik bei Durlach, teils zwischen dem jetzigen Bach und der Landstraße, teils im Gewann Beint, die durch einen Knüppelweg mit der römischen Bergstraße verbunden war. Die Gräber, worunter dasjenige eines 100jährigen Veteranen, liegen nahe an diesem Verbindungsweg, ca. 50 cm. unter dessen Niveau und ca. 2 m. unter der heutigen Oberfläche, welche durch die Schlickanschwemmung der Pfinz allmählich erhöht ist. Auch bei Mingolsheim konnte ich eine *villa rustica* in der heute äußerst sumpfigen Niederung feststellen.

Aber nicht nur die Einlenkung längs des Gebirgsfußes war schon in jenen Zeiten bewohnbar, wahrscheinlich sogar trockener als heute, daselbe gilt auch von vielen Teilen der eigentlichen Rheinniederung. Die Verhältnisse in der Stein- und älteren Bronzezeit müssen dabei außer acht bleiben, weil, wie wir gesehen haben, die Bevölkerung damals Pfahlbauten in Seen und Sümpfen errichtete. In der Hallstatt- und folgenden Zeit war die Niederung zwar ohne Zweifel noch von unzähligen Wasserrinnen und Altwassern durchzogen, zeigte aber doch schon viele anbaufähige Stellen, die durch starke Ablagerung von Rheinschlick hohe Fruchtbarkeit

bekundeten. Dies beweisen vor allem die zahlreichen Grabhügel der Hallstatt- und La Tène-Periode in der Rheinniederung bei Huttenheim, über welche H. Thürach in den Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Großherzogtums Baden, Blatt Philippsburg (No. 39, 1899), S. 27 f. mit Recht folgendes schreibt: „Die Grabhügel im Krätschrei und Schorrenfeld bei Huttenheim liegen in einem bewaldeten Gelände, das gegenwärtig noch sumpfig ist und z. T. keine höhere Lage einnimmt als die benachbarten Torfgründe. Der Schlick, mit dem sie aufgeschüttet sind, ist nur schwach humos und lichter gefärbt als derjenige, der sie umgiebt. Derselbe ist dunkelgrau und stark humos. Vorausgesetzt, daß der Schlick der Grabhügel nicht von höher liegendem Gelände beigeführt wurde, weist dies darauf hin, daß die Humusanreicherung erst nach der Errichtung der Grabhügel stattgefunden hat, daß also dieses Gebiet in späterer Zeit sumpfiger geworden ist, als es damals war. Die jetzigen Wasserverhältnisse desselben und besonders diejenigen vor der Rheinkorrektion und vor dem Bau des Pfnzkanals lassen sogar den Schluß zu, daß die Versumpfung des Geländes in die jüngste Zeit fällt.“ Die Richtigkeit dieses Schlusses wird bestätigt durch verschiedene weitere vorrömische Funde aus der Rheinniederung, vor allem aber durch die Mauerreste römischer Villen, die in der Niederung bei Steinmauern, Würmersheim, Au, Philippsburg, im Speyerer Grün bei Altlußheim, bei Lampertheim gegenüber Worms etc. gefunden sind. Auch aus dem Elsaß und Rheinbayern ließe sich eine große Anzahl von Grabhügeln und römischen Villen anführen, die teils in den alten Flußbetten, teils in der äußersten Rheinniederung an heute stark versumpften Stellen liegen.

Verriet demnach die Rheinebene im ganzen dieselbe, an einzelnen Stellen sogar größere Trockenheit als heutzutage, so kann auf der anderen Seite kein Zweifel obwalten, daß andere Teile derselben, ganz abgesehen von den zahlreichen Altwässern des Rheins und seiner Zuflüsse, damals noch größeren Wasserreichtum besaßen als heute, was schon die viel ausgedehntere Bewaldung bedingte. So sind bei Friedrichsfeld auf einer mächtigen Sanddüne gegenüber der Cementfabrik und in der Nähe des Bahnhofs der Main-Neckarbahn am sog. Kirchenbuckel Spuren umfangreicher Ansiedelungen und mehrerer Gräber von der Steinzeit ab durch fast sämtliche Perioden bis in die römische Zeit zum Vorschein gekommen, an Stellen, die heute ziemlich weit von jedem fließenden Wasser entfernt sind, und ähnliche Verhältnisse liegen vor bei Kirchheim, Ladenburg, Wallstatt etc. Wenn man auch annimmt, daß der Neckar damals von Ilvesheim gegen Altrip floß, so liegen die genannten Fundstellen doch zu weit davon ab, und daß jene früheste Bevölkerung sich auf das Graben von Brunnen viel eingelassen habe, erscheint wenig wahrscheinlich. Nun sind in der Nähe all der genannten Punkte noch heute rinnenartige Einsenkungen erkennbar, welche in nassen Jahreszeiten mit stehendem oder langsam fließendem Wasser erfüllt sind (vgl. geolog. Spezialkarte Badens, Blatt Schwetzingen, S. 19 f., Wiesenthal, S. 7, Ladenburg, S. 10 f.). Man möchte daher vermuten, daß sie in jener zurückliegenden Periode noch ständig Wasser führten und hierdurch und den milden, etwas sandigen Lehmboden ihrer Umgebung zur Besiedelung einluden. Auch die römischen Brunnen bei Ladenburg erreichen lange nicht die Tiefe derjenigen des heutigen Städtchens, was einen wesentlich höheren Stand des damaligen Grundwassers an dieser Stelle zur Voraussetzung hat.

Ähnliche Beobachtungen sind in der hessischen Rheinebene gemacht worden. Wiederholt wurde im vorhergehenden erwähnt, daß im Gegensatz zu den Verhältnissen in der badischen Rheinebene auch der Mittelstreifen der hessischen Rheinebene, etwa der Linie Lorsch-Hähnlein-Hahn-Dornheim-Groß-Gerau, sich durch besonderen Reichtum vorgegeschichtlicher Funde auszeichnet, auch da, wo keine Bäche die Ebene kreuzen und wenigfruchtbare Sandrücken sich wie in der badischen Hart ausdehnen. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt, wie schon oben kurz angedeutet, in dem Vorhandensein eines spätdiluvialen und alluvialen Neckarbettes, welches bei Ladenburg von der heutigen Stromrichtung abzweigte und zunächst längs der Bergstraße und weiterhin in der angegebenen Richtung floß, um bei Trebur in den Rhein einzumünden (vgl. A. Mangold, Abh. d. geol. Landesanstalt zu Darmstadt, Band 2, Heft 2 (1892) mit Übersichtskarte). Wie es sich noch heute als Röhricht-Niederung oder saftiger Wiesenstreifen

abhebt, dessen Ränder mit fruchtbarem, lehmigem Sand und Schlick bedeckt sind, und das Vorhandensein manches anliegenden Dorfes erklärt, muß es schon in jener Vorzeit, wo es stellenweise vielleicht noch fließendes Wasser enthielt, Ansiedler herbeigelockt haben. Die z. T. sehr großen Niederlassungen liegen meist dicht am Hochgestade dieses alten Flußlaufes und besonders auf den halbinselartigen Erhöhungen der großen Schlingen desselben, so bei Lorsch (Döring und an der Specklache), bei Schwanheim, Fehlheim, Rodau, Langwaden, Hähnlein (im Weiler), Groß-Gerau (Sandschieß-Schindkaute, Stocken) etc., und dauerten durch verschiedene Perioden hindurch. Nordwestlich des Schwarzbachgebietes sind es außerdem einige Teile des alten Mainbettes zwischen Rüsselsheim-Bauschheim, bei Haßloch etc., welche dieses sonst sandreiche Gebiet bewohnbar machten.

Fassen wir die durch die vorausgehenden Betrachtungen erzielten Ergebnisse noch einmal kurz zusammen. Vor allem ist es klar geworden, daß die Rheinebene schon in vorgeschichtlicher Zeit wenigstens im großen und ganzen dieselbe Trockenheit und Anbaufähigkeit zeigte wie heutigen Tags, wenn auch Rhein und Neckar in unzähligen Windungen sich dahinschlängelten, und gar viele Altwasser und noch nicht verlandete Rinnen die Wald-, Acker- und Weideflächen durchschnitten. Waren in der Stein- und älteren Bronzezeit mit Vorliebe die Ränder des Gebirges und die Fluß-Hochgestade besiedelt, so ist vom Ausgang der Bronzezeit an auch die weite Ebene dichter bevölkert, allüberall wo querende Wasserläufe mit anliegenden Wiesengründen günstige Siedlungsstätten boten. Was die Zahl und Dichtigkeit dieser vorrömischen Bevölkerung anlangt, so ist sie wesentlich höher einzuschätzen, als es gewöhnlich geschieht. Wo nur die Spatenarbeit neuerdings energischer begonnen hat, sind nicht nur unzählige Einzelfunde, sondern auch erstaunlich viele größere Siedlungsstätten zum Vorschein gekommen, welche in Anbetracht der im ganzen noch recht beschränkten Ausgrabungs-Thätigkeit und der durch den intensiven Acker- und Weinbau erfolgten Veränderungen nur als kleiner Bruchteil der ursprünglich wirklich vorhandenen Anlagen betrachtet werden können. Fingerzeichen für solchen Sachverhalt, die aber viel zu wenig beachtet wurden, waren zwar schon lange vorhanden. Man hätte nur bedenken sollen, daß an den Ufern des Bodensees mehr als 50 Pfahlbaustationen festgestellt sind, die an Größe nicht selten die heutigen anliegenden Dörfer übertreffen, oder man mußte die gewaltigen Ringwälle auf den Gebirgshöhen und die ausgedehnten Verschanzungen am Gebirgsrand und in der Ebene ins Auge fassen oder die aus gewaltigen Erdmassen und Steinblöcken aufgeschütteten mächtigen Grabhügel, an welchen Hunderte von Händen zu bauen hatten. Auch die Vorstellung vom Zusammenleben in nur kleinen Horden oder in völlig zerstreuter Siedlungsweise hat sich als unhaltbar erwiesen, da durch alle Perioden hindurch große geschlossene Dorfanlagen angetroffen werden, neben welchen allerdings auch Einzelsiedelungen nicht fehlten, bei der gallischen und römischen Kolonisation sogar recht häufig waren.

Durch diese größeren, geschlossenen Gemeinwesen ergab sich umfänglichere Rodung und Urbarmachung des umgebenden Geländes zu Zwecken festen Ackerbaus, so daß nachrückende Völker sich die Kulturarbeiten ihrer Vorgänger begreiflicher Weise immer wieder zu nutzen machten und so die Continuität der Bewohnung und Anbauung günstiger Örtlichkeiten gewährleisten. Und tatsächlich tritt dieser ununterbrochene Zusammenhang der Besiedelung von Tag zu Tag klarer vor Augen. Schon die Aufzählung der verschiedenzeitlichen Siedlungsspuren am Gebirgsrande und längs des Hochgestades wie in der Ebene selbst hat eine große Anzahl von Beispielen solcher fortgesetzten Bewohnung desselben Ortes ergeben, und mit Leichtigkeit ließen sich die Beispiele noch vermehren. Denn an fast allen günstigen, kleinen und größeren Thalmündungen längs des Gebirges, an vielen Stellen der die Ebene durchschneidenden und saftige Wiesengründe bildenden Wasserläufe, an den vorspringenden Ecken des Rheinhochgestades mit seinem fruchtbaren Ackerboden und den ausgedehnten Weideflächen der Niederung, überall reihen sich die Funde von Periode zu Periode, bald Wohnstättenüberreste, bald Gräberanlagen, bald genau an derselben Stelle, bald in nächster Nähe, aber allerwärts so, daß die

fortgesetzte Ausnützung derselben gerodeten Landstrecke und der zugehörigen Weidefläche klar wird, wenn die Wohnplätze selbst auch gelegentlichem Wechsel unterworfen sind.

Eine kleine Lücke der Besiedelung ist trotz des fruchtbaren Bodens und des milden Klimas unferer Gegend allerdings eingetreten infolge historischer Ereignisse im Verlauf des I. Jahrhunderts v. Chr., der Zeit der „helvetischen Einöde“, als die Gallier vor den Germanen in die Schweiz zurückwichen und letztere, wenigstens in größerer Anzahl, durch den mächtigen Willen Roms aus diesem Grenzgebiet fern gehalten wurden. Aber auch in dieser Periode war es, wie Schriftstellernachrichten und Funde verraten, nicht völlig unbewohnt, und zudem war die Zeit dieser Unterbrechung zu kurz, um die Spuren der vorausgehenden Kulturarbeiten völlig zu verwischen. Daß in den früheren Perioden keine derartigen Störungen von längerer Zeitdauer stattfanden, hängt wohl auch damit zusammen, daß beiderseits des Rheins dieselben Völker saßen, die einen schützenden Ödlandstreifen nicht vonnöten hatten.

Auch durch die sog. Völkerwanderungszeit ist keine wesentliche Änderung in der Wahl der Siedlungsstätten eingetreten, wie die neueren Grabungen, namentlich die Entdeckung von Hunderten von Reihengräberfeldern, außer Zweifel setzen. Wohl sind die Alamannen und Franken nach Ausweis der Funde da und dort weiter ins Gebirg eingedrungen und haben auch die Rheinniederungen dichter besiedelt, aber in der Rheinebene selbst haben sie überall die von den Römern und ihren Vorgängern bebauten Felder weiterbestellt und in deren Nähe ihre einfachen Block- und Fachwerkhütten errichtet, wenn sie auch die städtische Siedlungsweise der Römer verabscheuten (Ammianus, 16, 2, 12: „nam ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant“). Kann auch die Notiz Ammian's, daß die Gehöfte der Alamannen des unteren Mainthals nach römischer Art gebaut waren (17, 1: „domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa“) angezweifelt werden, so erhellt doch aus Schriftstellernachrichten und aus den Funden, daß in der rechtsseitigen Rheinebene, wo unter dem Schutze der römischen Festungen des linken Ufers die römische Herrschaft auch nach der Preisgabe des Limes sich noch einige Zeit halten konnte, die alamannische Kultur in ein engeres Verhältnis als anderwärts zu der römischen trat und schon dadurch die Continuität der Bevölkerung sicherte (vgl. auch G. Wolff, Quartalblätter, N. F., I, S. 602 f. und sonst).

Und fast all die erwähnten Fundorte vorrömischer, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit werden auch in den frühmittelalterlichen Quellen (Lorscher Codex etc.) als Stätten menschlicher Siedelung genannt, und an den meisten derselben erheben sich noch heute Dörfer und Städte, kleine und größere, je nach der Gunst des Bodens und den Vorteilen der Lage, in Weiterentwicklung jener ältesten Anfänge. Ja man kann ruhig sagen, daß das heutige Besiedelungsbild der Rheinebene, von einigen wenigen, besonders begründeten neueren Erscheinungen abgesehen, sich im allgemeinen schon in den Siedelungs Spuren jener grauen Vorzeit erkennen läßt.

Hoffen wir, daß durch das allwärts bei der Bevölkerung sich bekundende regere Interesse und die in Aussicht stehende straffere Organisation des archäologischen Landesdienstes auch für unser Gebiet den, wenn auch unscheinbaren Dokumenten unserer ältesten Geschichte immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, und so die Bilder, die wir bis jetzt erst in schwachen Umrissen zeichnen konnten, bald volleres Leben gewinnen zum Nutzen der allgemeinen Wissenschaft, zur Förderung der Heimatsforschung und zur Vertiefung der Heimatsliebe.

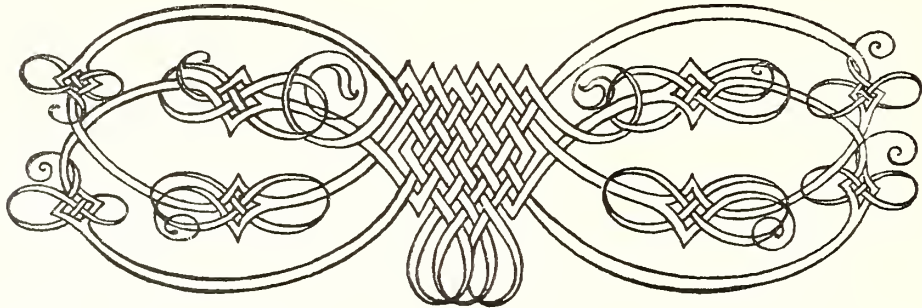
- Anmerkungen**
1. Die Kieselsteine haben das Aussehen kleiner Schildchen, deren beiderseitige Einschnürungen durch Abklopfen hergestellt sind. Ein siebenzigjähriger Arbeiter erzählte, daß sein Vater, ein Fischer, noch die gleichen Netzbeschwerer benutzt habe, während jetzt in ihrem Orte solche aus Blei im Gebrauch seien. Ähnliche sind auch anderwärts in steinzeitlichen Schichten gefunden, so am Harz, in Troja etc.
 2. Archiv für Anthropologie, VIII (1875), S. 87 f., Katalog der Berl. präh. Ausstellung (1880), S. 11 f., Schauinsland, IV, S. 89 f., Corrb. f. Anthropol., 1880, S. 148 f. (A. Ecker), Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte des Großh. Baden, Blatt Hartheim-Ehrenfesten, S. 59 (Steinmann). Die keramischen Überreste, welche Ecker als mit den paläo-

- lithischen Gegenständen gefunden erwähnt, gehören einer jüngeren Periode an, vgl. meine Bemerkungen Schauen-
insland, XXVII (1900), S. 13 f.
3. Über den „l'homme de Lahr“ vgl. Sitzungsber. d. Wiener Akad., 1852 (VIII), S. 88, 1865 vom 5. Januar, A. Müller, die ältesten Spuren des Menschen in Europa (Basel, 1871), S. 22. Mehrfache Funde der letzten Jahre haben ergeben, daß hier ein Friedhof neuerer Zeit liegt.
 4. Vgl. Corrb. d. deutschen Gef. f. Anthropologie, 1880, S. 312 (Schaafhausen), Vorträge des Mannh. Altertums-Vereins, II (1888), S. 28, Anm. 4 (K. Baumann).
 5. Vgl. Ztschr. f. Ethnolog. Verhandlg., 1899, S. 573 f., Mannheimer Geschichtsblätter, 1902, S. 165 (O. Schötenfack). Auch bei Doffenheim ist vielleicht eine paläolithische Siedlungsstätte anzunehmen, vgl. Corrb. f. Anthropologie, XXXIII (1902), S. 57 f., Mannh. Geschichtsbl., 1902, S. 165 (O. Schötenfack). Vgl. auch C. Koenen, die erste Spur des Menschen im Rheinlande, Rheinische Geschichtsblätter, I (1894), No. 3 u. 5 und E. Schuhmacher, Mitt. d. Phil. Gef. in Elsaß-Lothringen, 1897, H. 3.
 6. Bei Efringen, im Engebachthal am Nordabhang des Lenfelbergs in der Nähe der Quelle ein Steinbeil, jetzt im Besitz von Dr. Pöfchel in Kirchen. — Bei Blaufingen, ein Nephritbeil im Orte beim oberen Brunnen, vgl. Sammler, VII (1885), No. 12, S. 180, Katal. d. Berl. Ausft., S. 9, No. 2. — Auf dem Schönberg bei Freiburg mehrere Steinbeile und Geräte, vgl. Schaueninsland, XXVII (1900), S. 39. — Malterdingen, Grab, vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 27. — Riegel, Steinbeile am Hochgestade der Elz, vgl. Schaueninsland, XXVIII (1901), S. 1 f. — Lahr, ein Serpentinbeil, gef. 1882 am nördlichen Hange der Stadt (Städtische Sammlung). — Offenburg, durchbohrtes Steinbeil aus der Kinzig zwischen Offenburg und Elgersweier, ein anderes aus dem Stadtwald Unterbünd westlich von Offenburg (Samml. Walter in Offenburg). — Sandweier, ein durchbohrtes Steinbeil (Samml. Gimbel in Baden-Baden). — Jöhlingen, Grabhügel oder Wohnstätte der Bogenbandkeramik, vgl. Fundb. aus Schwaben, VIII (1900), S. 39, Veröff. d. Karlsru. Samml., III (1902), S. 34 f. — Weingarten, Steingeräte am „hohen Bild“, vgl. Schnarrenberger, die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Kraichgaus (1898), S. 12. — Michelsberg bei Untergrombach, große Ansiedelung mit Funden des Pfahlbauten-Charakters, vgl. Karlsruher Altertums-Verein, 1891, S. 38 bis 43 (K. Schumacher), Veröffentl. d. Samml. f. Altertums- u. Völkerkunde in Karlsruhe, II (1899), S. 39 bis 54 (A. Bonnet). — Rettigheim, ein Steinbeil aus Diabas in einem Steinbruch, vgl. Schnarrenberger, S. 12. — Wiesloch, Ansiedelung der Bogenbandkeramik beim neuen Bahneinschnitt am Eichelweg, Fundb. a. Schwaben, VIII (1900), S. 38. — Bei Walldorf, in der vorliegenden Ebene Grabhügel-Funde der Schnurkeramik, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 259. Andere neol. Funde in der Nähe von Roth, Corrb. d. Gef.-Ver., 1901, S. 162. — Rohrbach, Wohngruben der Bogenbandkeramik, Heidelb. Ztg., 1901, No. 175 u. 176: „Bericht über städtische Ausgrabungen 1900 bis 1901,“ Corrb. d. Gef.-Ver., 1901, S. 162 (Karl Pfaff). — Heidelberg, 3 geschliffene Steinbeile am westlichen Abhang des Königstuhls bezw. Gaisbergs, vgl. Ztschr. f. Ethnolog. Verh., 1899, S. 572 f. (O. Schötenfack). Am linken Hochgestade des Neckars bei der ehemaligen Bergheimer Kirche Wohngruben mit Überresten der Bogenband- und jüngeren Winkelbandkeramik, vgl. Mannheimer Geschichtsblätter, I (1900), S. 96, Corrb. d. Gef.-Ver., 1901, S. 160 f. (K. Pfaff) und Ztschr. f. Ethnol. Verh., 1899, S. 566 bis 572 (O. Schötenfack). Neuerdings ähnliche Funde auch auf dem rechten Ufer bei Neuenheim und an der Poffelsluft (briefliche Mitteilungen von Prof. Pfaff).
 7. Schriesheim, mehrere Steinbeile (Mus. Mannheim). — Heppenheim, auf der Starkenburg Steinbeile, vgl. Arch. f. heff. Geschichte, I (1893), S. 93, No. 21 (Fr. Kofler), Grabhügel mit Gefäßen der Schnurkeramik im Walde Lee bei der Juhhöhe, Steinwerkzeuge in der Ebene im Rückenbruch, Nachtrag I (1897), S. 474, No. 21. — Auerbach, Steinwerkzeuge in der Ebene bei der Ziegelhütte westlich der Station. — Jugenheim, Grab, Westd. Ztschr., 1900, S. 258. — Seeheim, Steinbeile im Gemeindewald Distrikt Langerberg, Arch., 1893, S. 95, No. 37, Nachtrag I, S. 474, No. 37. — Malchen, Arch., I (1893), S. 95, No. 31. — Nieder- und Oberbeerbach, Arch., I, S. 98, No. 16, Nachtrag I, S. 477, No. 16 u. 17a. — Eberstadt, Acker am Kreuzweg Steinbeil, Arch., Nachtrag I, S. 466, No. 11, Hockergräber, 1901. — Darmstadt, Arch., I, S. 69, No. 7 („in der Stadt“), S. 76, No. 6 (Scheffheimer Forsthaus), Arch., I, S. 466, No. 7 (an der Grafenhäuser Chauffee nahe der Main-Neckarbahn), Steinbeile. — Langen, bei dem Orte viele Steinbeile, Arch., I, S. 79, No. 27. — Sprendlingen, Arch., I, S. 58, No. 22. *Da die hessischen Funde bereits grösstenteils durch F. Kofler sorgfältig zusammengestellt sind, können wir hier wie im folgenden auf genauere Hinweise verzichten.* Vgl. jetzt auch die sehr verdienstlichen Ermittlungen und übersichtliche Zusammenstellung von E. Anthes, Arch. f. heff. Gesch., 1902, S. 279 f. Doch dürften viele der namentlich in den Gebirgsorten im Besitz von Bauern festgestellten Steinbeile verschleppt sein, da diese als Schutz gegen Blitzgefahr und Heilmittel gegen Krankheiten sehr gesucht und auch von Hausierern bezogen wurden. Für die Funde in der Nähe von Frankfurt vgl. hier wie im folgenden A. Hammeran, Urgesch. v. Frankfurt, 1882.
 8. Bellingen, im Orte ein Steinbeil, ebenso aus dem Rhein (Mus. Offenburg). — Burgheim, 5 Steinbeile in einer Kiesgrube, Veröff. d. Karlsru. Samml., II, (1899), S. 103. — Auenheim, mehrere Steinbeile aus dem Abe-Grund und beim Orte (Samml. Karlsruhe), Katal. d. Berl. Ausft., S. 14, No. 9 u. 10. — Weisweil, ein zur Hälfte angebohrter Steinhammer aus dem Rhein (Samml. Schreiber). — Iffezheim, auf einer Rheininsel ein durchbohrtes Steinbeil (Samml. Karlsruhe), Katal. d. Berl. Ausft., S. 14, No. 8. — Huttenheim, ein Steinmeißel in der Niederung bei der Ziegelei, Veröff. d. Karlsru. Samml., III, S. 33. — Brühl, ein Steinbeil, Mannheimer Altertums-Verein, II, S. 9. — Neckarau, 2 Steinbeile (1 Samml. Karlsruhe, 1 Mus. Mannheim), Katal. d. Berl.

- Ausft., S. 14. No. 19. — Mannheim, Steinbeile (Samml. Karlsruhe und Mannheim). — Im Rhein oberhalb Worms, Steinbeil aus Serpentin, Fundb. a. Schwaben, VI, S. 9. — Hofheim, vgl. Arch., I, S. 94, No. 25. — Nordheim, Grab mit Glockenbecher (Kabinettsmuseum). — Biblis, vgl. Arch., I, S. 91, No. 6, II, S. 473, No. 6. — Groß- und Klein-Rohrheim, Arch., I, S. 93, No. 17, S. 94, No. 27, Nachtrag I, S. 474, No. 17 u. 27. — Gernsheim, Arch., I, S. 92, No. 14, II, S. 473, No. 14. — Leeheim, Arch., I, S. 72, No. 26 u. a. Vgl. jetzt auch die Zusammenstellung von Anthes a. o.
9. Vgl. Schauinsland, 1900, S. 13 f. (bei Thiengen, Opfingen, Riegel etc.)
10. Schutterwald, auf einer dünenartigen Erhöhung an der Schutterniederung 2 Steinbeile (1 Samml. Karlsruhe, 1 Offenburg). — Roth, ein Steinbeil in einer Kiesgrube zwischen St. Leon und Kirrlach (Samml. Heidelberg). — Schwetzingen, vgl. F. Maier, die Schwetzingener Altertumsfunde (1890), S. 49, Katal. d. Berl. Ausft., S. 10, No. 3. — Am Neckar bei Ladenburg, vgl. Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258 u. Ztschr. f. Ethnolog. Verh., 1899, S. 572. — Edingen (Muf. Mannheim). — Etwas weiter ab bei Friedrichsfeld, Mannheimer Altertums-Verein, II, S. 9, Katal. d. Berl. Ausft., S. 15, No. 24, und Wallstatt, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258. — Heddesheim, Westd. Ztschr., 1894, S. 279, Fundb. a. Schwaben, II, S. 10. — Für das heffische Gebiet vgl. die archäologische Karte von F. Kofler etc., z. B. Seehof, Lorfch, Schwanheim, Fehlheim, Langwaden, Gegend von Pfungstadt, Hähnlein, Hahn, Crumstadt, Goddelau, Wolfskehlen, Dornheim, Büttelborn, Weiterstadt, Worfelden, Groß-Gerau (vgl. Anthes, a. o., S. 286 und Westd. Ztschr., 1900, S. 264 u. 268), Wallerstädten, (ebenda, S. 264/65), Königsstätten, Bifchofsheim. Ein Grabfund von der Gewann Eßch bei Groß-Gerau (Schnurbecher etc.) in Privatbesitz; auch von Trebur neolithische Scherbenfunde der Winkelbandkeramik, vgl. Köhl, Corrb. f. Anthr., 1902, S. 112. Über vermutliche Pfahlbauten in der heffischen Rheinebene bei Goddelau, Eßchollbrücken, Büttelborn vgl. Anthes, Arch. f. heff. Gesch., 1902, S. 315.
11. Heitersheim, Bronzechwert (Samml. Karlsruhe), vgl. Album der präh. Ausstellung in Berlin, 1880, Section VII, Taf. 13, Naue, präh. Schwerter, Taf. VIII, 1, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 13. — Wiefneck im Höllenthal, Flachkelt (Samml. Freiburg), vgl. Schauinsland, 1900, S. 22, Anm. 12. — Riegel, am nordöstlichen Ausläufer des Kaiserstuhls, Grabfund am Michelsberg, vgl. Schauinsland, XXIV (1897), S. 6. — Kenzingen?, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 8, No. 4. — Weingarten, Grabhügelfunde im Dörnigwald, vgl. Veröff. d. Karlsr. Samml., III (1902), S. 53 f. — Jöhlingen, Grabhügel auf dem Hohberg (Samml. Karlsruhe), Fundb. a. Schwaben, VI, S. 8, Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 35. — Zwischen Stettfeld und Weiher, Grabfund (Samml. Karlsruhe), Schnarrenberger, Besiedelung des Kraichgaues, S. 17. — Von heffischen Funden z. B. Jugenheim, Pfungstadt-Eßchollbrücken (Abfackelt in Frankfurt etc.), Griesheim, Corrb. d. Westd. Ztschr., 1901, S. 25, Baierseich, Kofler, Arch. f. heff. Geschichte, III (1902), H. 2, Kranichsteiner Park, Koberstadt etc., vgl. Quartalbl. N. F., II, Taf. 26 und sonst, Arch. f. heff. Geschichte, III (1902), H. 2.
12. Rheinweiler, Urnenfeld (Samml. Karlsruhe), östlich vom Ort auf der Höhe des Kreisberges, vgl. Heidelb. Jahrb., 1892 (II), S. 114, Westd. Ztschr. XX, S. 321. — Liel, Lappenkelt (Samml. Karlsruhe). — Staufen, Bronzering (Samml. Karlsruhe), Album, Sect. VII, Taf. 10. — Lahr, Lappenkelt auf dem Hochberg (Samml. Lahr). — Weingarten, Grabhügelfunde im Dörnigwald, Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 53 f. — Zwischen Forst und Karlsdorf im Walde Grabhügel (Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 61 f.). — Ubstadt, Querbeilchen (Samml. Karlsruhe), Heidelb. Jahrb., IX, S. 261, Schnarrenberger, S. 17. — Wiesloch, Gräber am Eichelweg (Samml. Heidelberg), Fundb. a. Schwaben, VIII, S. 46. — St. Ilgen, Bronzemeffer mit gelappten Griffändern (Samml. Karlsruhe), Heidelb. Jahrb., IX, S. 259. — Heidelberg, im Speyerer Baubezirk beim Güterbahnhof, Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 96, und im Neuenheimer Stadtteil, Corrb. d. Gef.-Ver., 1901, S. 161. — Doffenheim, Depotfund auf d. Schauenburg, phot. Album, Sect. VII, Taf. 12, neuerdings wurde in nächster Nähe noch eine bronzene Pfeilspitze (nicht Lanzenspitze) gefunden. — Weinheim, Sichel und Messer von Bronze (Samml. Freiburg), vgl. Schreiber's Verzeichnis. — Eßchollbrücken, viele Funde im Moor (Muf. Darmstadt und Mainz), Eberstadt, Grabfunde (Muf. Darmstadt), Baierseich, Koberstadt etc.
13. Istein, in der genannten Höhle mit paläolithischen Funden 4 bis 5 Hocker-Bestattungen, eine mit einem kleinen triangulären Dolch, ferner Skelettgrab mit Knöchelring etc. zwischen Istein und Kleinkems auf der untersten Terrasse gegenüber dem Gewann Zuckergrün, Album, Sect. VII, Taf. 9. — Rheinbifchofsheim, Abfackelt, Heidelb. Jahrb., IX, S. 267. — Hügelshheim, triangulärer Dolch, Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, S. 29, in der Nähe des „heiligen Buckel.“ — Liedolsheim, beim Torfftechen im Bruch 3 Abfackelte, Rollennadel etc., auch Funde vieler Hölzer wie von „Brücken“, Heidelb. Jahrb., IX, S. 267, Schnarrenberger, S. 17. — Graben, geschwollene Nadel etc. in der Niederung, aber nahe dem Hochufer, Veröff. d. Karlsr. Samml., II, S. 105, Schnarrenberger, S. 17. — Huttenheim, geschwollene Nadel, Radnadel etc. auf dem Hochufer nördlich des Friedhofs, wo auch der Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit, Wagner, Hügelgräber, S. 33 f., Schnarrenberger, S. 16. Über Pfahlbauten in der Niederung vgl. Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 33. — Hockenheim, Skelettgrab im Orte, vgl. Westd. Ztschr., 1896, S. 350. — Rohrhof bei Brühl, Flachkelt (Samml. Mannheim). Unter heffischen Fundorten ist besonders erwähnenswerth das Worms gegenüberliegende Nordheim mit Schleifennadel etc. (Kabinettsmuseum in Darmstadt).
14. Kirchen, Urnenfeld auf dem Hochufer an der Kiesgrube hinter dem Gasthaus zum Rebstock, vielleicht auch am Hochufer nördlich der oberen Feuerbachbrücke. — Rheinau bei Raßtatt, Bronze Pfeilspitze etc., Katal. d.

- Berl. Ausft., S. 19, No. 83. — Liedolsheim und Graben, Mohnkopfnadel, Kugelnadel etc. im Bruch, vgl. unter Anm. 13. — Huttenheim, Urnenfeld, vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 35. — Mannheim, Armring aus dem Neckar (Samml. Mannheim). — Sandhofen, Dolch, Nadel (Samml. Mannheim), Westd. Ztschr., XIII, S. 279 (diese allerdings noch aus der älteren Bronzezeit). — Kirchgartshausen, Bronzeschwert, Album, Sect. VII, Taf. 11, Naue, prähistorische Schwerter, Taf. VIII, 3, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 19. — Lampertheim etc., vgl. die Zusammenstellung bei Kofler und die Funde in Darmstadt und Mainz.
15. Am Kaiserstuhl, vgl. Schauinsland, XXIV (1897), XXVII (1900), XXVIII (1901). — Von Griesheim an der Kinzig ein Depotfund, eine Anzahl Flachbeile (Mus. Offenburg). — Am Neckar: von Edingen, Steinbeil, Westd. Ztschr., 1896, S. 349. — Von Ladenburg, Skelettgräber der Bronzezeit, vgl. Westd. Ztschr., V (1886), S. 209, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258, Anm. 2 (Gewann Ziegelsteiner). — Bei Seckenheim, Gräber, vgl. Corbl. d. Gef.-Ver., 1902, S. 215/16. — Beim Aßelberg bei Ilvesheim, Grab mit Leichenbestattung, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 9 f., Brandgräber, Westd. Ztschr., XIV, S. 367.
16. Z. B. bei Hahn, Radnadel (in Mainz) und Escholbrücken, Kupferaxt (im Kabinettsmuseum), bei Klein-Gerau, Grab der ältesten Bronzezeit, Quartalbl., I, S. 433, Taf. 13 etc.
17. Über die spätbronzezeitlichen Funde vom Tuniberg vgl. Schauinsland, 1900, S. 13 f. — Grabhügel bei Gündlingen, Wagner, Hügelgräber, S. 21, f., Tischler, Westd. Ztschr., V, S. 184, Schauinsland, 1900, S. 15 (K. Schumacher). — Oftersheim, Urnenfeld, Wagner, Hügelgräber, S. 37 f. — Edingen-Friedrichsfeld, Corbl. d. Gef.-Ver., 1901, S. 162 (K. Pfaff). — Wallstatt, Urnenfeld, Wagner, Hügelgräber, S. 38, Anm. 1, Mannheimer Altertums-Verein, II, S. 10. — Ladenburg, bei der Kiesgrube am alten Heddesheimer Weg, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258, Mannh. Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91. — Vom Aßelberg bei Ilvesheim Urnenfeld (Samml. Mannheim), K. Baumann, Urgeschichte von Mannheim und Umgegend (1888), S. 10, Westd. Ztschr., XI, S. 233 u. sonst.
18. Depotfunde von Basel (Mus. Basel), von Ettligen, Berliner Album, Sect. VII, Taf. 14, von Doffenheim, ebenda, Taf. 12. Auch bei Graben soll nach den Erkundigungen A. Bonnets nahe dem Hochgestade ein Depotfund, bestehend aus Sichel, gemacht worden sein, vgl. Schnarrenberger, der Kraichgau, Bruchfaler Programm (1902), S. 17. Vgl. jetzt auch Quartalbl., III (1902), No. 7 (Schumacher).
19. In welche Zeit der bei Neuburgweier im angeschwemmten Rheinlande 1867 gefundene Einbaum des Karlsruher Museums gehört, läßt sich natürlich nicht mehr bestimmen, ebensowenig wie von den 2 Exemplaren des Speyerer Museums und den zahlreichen bei Offenbach im Main erhobenen (letzte in den Museen von Darmstadt, Frankfurt, Hanau und Berlin). Über einen bei Büttelborn bei Groß-Gerau ausgegrabenen Einbaum vgl. Quartalbl., N. F., I, S. 752 (F. Henkel), und über einen wohl von einem gesunkenen Nachen herrührenden Depotfund im Rhein bei Mainz Nachr. über deutsche Altertumsfunde, 1891, H. 1, S. 1 (Lindenschmit).
20. Wintersweiler am Katzenberg, oberhalb des Engebachs, vgl. Veröff. d. Karlsru. Samml., II, S. 103, Schauinsland, 1900, S. 22, Anm. 8. — Müllheim, am Reckenhag Skelett mit Bronze- und Bernsteinbeigaben (Samml. Karlsruhe). — Malterdingen, im Walde „Pfannenstiel“, vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 26 f. Diese Funde sämtlich auf Ausläufern des Gebirges. — Appenweier, beim Bahnhofs. — Weingarten, im Dörnigwald und Waldbrückenschlag, Veröff. d. Karlsru. Samml., III, S. 37 f. und 53 f. — Unter-Grombach, im Reizenbruch, Veröff. d. Karlsru. Samml., II, S. 103, III, S. 37 (noch nicht näher untersucht). — Büchena, im Hartwald, vgl. Schnarrenberger, S. 17. — Walldorf, im Hochholz, vgl. Heidelb. Jahrb., 1899, S. 259, Schnarrenberger, S. 20. Diese Orte sind alle schon in der Ebene, während die Funde am Eichelweg bei Wiesloch auf einem flachen Ausläufer des Gebirges liegen, Corbl. d. Gef.-Ver., 1901, S. 162 (K. Pfaff). — Heidelberg, in der Ebene an der Bergheimer Straße, vgl. Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 97, Corbl. d. Gef.-Ver., 1901, S. 161.
21. Kappel a. Rh., Wagner, Hügelgräber, S. 27, Lindenschmit, A. h. Vorzeit, Bd. IV, 1. — Meiffenheim, Corbl. d. Westd. Ztschr., VI (1887), No. 5, S. 99 (Wagner). — Hügelsheim, Wagner, Hügelgräber, S. 29. — Iffezheim, Grabhügel (Samml. Karlsruhe), präh. Bl., VII, S. 32. — Wiefenthal, mehrere Grabhügel in der Nähe der Rollenbrücker- und Holzbrücker-Allee, Sinsheimer Jahresb., VI, S. 1 f. — Kirrlach, am Schnittpunkt der Saupferg- und Kaigarten-Allee(?), vgl. Sinsheimer Jahresb., X, S. 52. — Schwetzingen, vgl. Maier, die Schwetzingen Altertumsfunde (1890), S. 50 (offenbar Grabfunde, Bronzeschwert mit Ortband, Bronzeringe etc.).
22. Huttenheim, 3 Grabhügelgruppen in der „hinteren Grube“, im „Pein“ und „Krätschrei“, vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 33 f., Schnarrenberger, S. 21 f., Schumacher, Veröff. d. Karlsru. Samml., III, S. 34 (auch mit Früh-La Tène-Funden).
23. Über die Grabhügel am Tuniberg und seiner Umgebung vgl. meine Ausführungen Schauinsland, 1900, S. 13 f.
24. Heidelberg, vgl. Anm. 20. — Ladenburg, Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91, Anm. 2.
25. Die Funde in den Museen zu Darmstadt und Mainz.
26. Schriften des Ver. f. Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 1900, S. 216 f. (K. Schumacher).
27. W. Soldan, Nass. Annalen, XXII (1901), S. 145 f.
28. Badenweiler, Keltische Münzen, vgl. Bissinger, Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden, I, S. 13, No. 81. — Thunfel, Früh-La Tène-Grabfund, vgl. Schauinsland, 1900, S. 19. — Riegel, Keltische Münzen, Bissinger, I, S. 11, No. 98. — Friesenheim, Früh-La Tène-Grabfund auf dem Schloßberg, Schauinsland, 1900, S. 16. — Muggensturm, La Tène-Grabfund (Samml. Karlsruhe). — Grötsingen, Früh-La Tène-Grab-

- fund in der Ebene bei der Sandgrube an den Brunnenwiesen, Karlsr. Zeitung, 1901, No. 71, (E. Wagner). — Bruchsal, Früh-La Tène-Grabfund in der Ebene am Kändelweg in der Nähe der Saalbach, Westd. Ztschr., XX, S. 321. — Stettfeld, Früh-La Tène-Grabfund im oberen Schafhaus (Samml. Karlsruhe), vgl. Schnarrenberger, S. 26. — Wiesloch, Früh-La Tène-Grabfund, Schnarrenberger, S. 26, Früh- (und Mittel-?) La Tène-Wohngruben am Eichelweg, [K. Pfaff, Bericht über städtische Ausgrabungen 1900/01, Heidelb. Zeitung Nr. 175 und 176, Corbl. d. Gef.-Ver., 1901, S. 162. — Nußloch, Früh-La Tène-Fibel (früher in der Samml. Mays in Heidelberg, Nachbildung im Röm.-Germ. Museum zu Mainz). — Heidelberg, bei der Bergheimer Kirche und dem Gaswerkplatz, ebenda, S. 97, Früh-La Tène-Gräber an der Kiesgrube gegen Eppelheim, Corbl. d. Westd. Ztschr., III, 98, Westd. Ztschr., IV, Taf. 12, Corbl. d. Gef.-Ver., 1901, S. 161. — Handfuchshheim, Früh-La Tène-Funde am Hainsbachweg, K. Pfaff, Heidelb. Tagbl., 1899, No. 101, Corbl. d. Gef.-Ver., 1901, S. 162. — Schriesheim, keltische Münzen, Bissinger, II, S. 28, No. 188. — Laudenbach, Früh-La Tène-Grabfund im Orte (Samml. Karlsruhe). Eine Aufzählung der auf heßlichem Boden (Provinz Starkenburg) gefundenen La Tène-Überreste in der genannten Schrift von F. Kofler, S. 12 f.
29. Istein, Früh-La Tène-Grabfund (Samml. Karlsruhe). — Hochstetten bei Breisach, Früh- und Spät-La Tène-Gräber und -Wohngruben, vgl. prähist. Blätter, XI (1899), S. 68. — Lichtenau, Gallische Münze, Bissinger, I, S. 18, Nr. 122. — Hügelshheim, Früh-La Tène-Nachbestattung in einem Hallstatt-Grabhügel, Wagner, Hügelgräber, S. 32, Taf. 5, 7. — Iffezheim, Grabhügel im Niederwald? (Samml. Karlsruhe). — Mörsch, Einzelfunde (Samml. Karlsruhe). — Huttenheim, Grabhügel der Früh-La Tène-Zeit in der Niederung, Wagner, Hügelgräber, S. 33 f., und Herd- und Wohngruben dieser Zeit auf dem Hochufer bei der Gänseweide am Dorfe (Veröff. d. Karlr. Samml., III, S. 33). — Reilingen, „Mittel“-La Tène-Grabfund in den Fößlöcher-Äckern an einem alten Bett des Kraichbachs, Heidelb. Ztg., 1901, Nr. 175 und 176 (K. Pfaff). — Hockenheim, Früh-La Tène-Grubenhütten auf dem Hochgestade, nordwestlich vom Orte. — Sandhofen, Westd. Ztschr., XIII, S. 279.
30. Thiengen am Tuniberg, Früh-La Tène-Wohngruben, vgl. Schauinsland, 1900, S. 19. — Ihringen, Nachbestattungen der Früh-La Tène Periode in Hallstatt-Grabhügeln, vgl. Schauinsland, 1900, S. 18. — Oftersheim, Grabfund (Mus. Karlsruhe). — Friedrichsfeld, Einzelfunde am Kirchenbuckel (Mus. Karlsruhe). — Ladenburg, Wohngruben und Gräber der Früh-, Mittel- und Spät-La Tène-Periode am Kandelbach, vgl. Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91 f., Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258. — Wallstatt, Ilvesheim, Aßelberg, Früh-La Tène-Gräber inmitten des spätbronzezeitlichen Urnenfelds, Corbl. d. Westd. Ztschr., 1892, S. 234, 1895, S. 367 (Funde in Mannheim, von Ilvesheim auch in Karlsruhe und Heidelberg).
31. K. Christ und J. Naehrer, Bonn. Jahrb., H. 74 mit Plan auf Taf. 9, Naehrer, die Baudenkmäler der unteren Neckargegend und des Odenwaldes, H. 2, Blatt 1, Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 93 (K. Schumacher). Vgl. auch die archäologische Karte Badens von E. Wagner (1883).
32. Plan des Ringwalles auf dem Burgberg bei Badenweiler, Bonn. Jahrb., H. 76, Taf. 3, Fig. 1 (Naehrer).
33. Vgl. Haug, Corbl. d. Gef.-Ver. 1901, S. 162 f., E. Fabricius, Corbl. d. Gef.-Ver., 1902, S. 55.



EINE FIGÜRLICHE DARSTELLUNG DER ILLYRISCH- THRAKISCHEN GÖTTERDREIHEIT SILVANUS, DIANA, APOLLO?

VON DR. WILHELM REEB

Im Oktober 1902 fand sich bei Bauarbeiten in dem Besitztum der Herren Gebrüder Harth in der Bauerngasse zu Mainz der auf Tafel III abgebildete Stein Nr. 1. Er lag 2 m tief unter dem Pflaster in aufgeschüttetem Boden. In derselben Schicht kam nur ein karolingisches Gefäß zu Tage, römische Funde dagegen wurden erst in wesentlich größerer Tiefe erhoben.

Eine muldenförmige Einbuchtung obenauf zwischen Ansätzen zu Voluten kennzeichnet den Fund als Altar. Der untere Teil mit einem Stücke der figürlichen Darstellung sowie der Inschrift fehlt ganz. Der erhaltene Stein (das Material ist gelblich-roter Sandstein) ist 50 cm breit, 28 cm tief und 68 cm hoch. Von der Vorderseite sind nur 54 cm vorhanden, davon nimmt die mittlere Gottheit 32 cm in Anspruch. In dem dreieckigen Giebel befindet sich ein Akanthusblatt nebst Frucht, der Fries zeigt dieselben Verzierungen, die freilich nur angedeutet sind. Die Rückseite des Steines ist unbearbeitet, auf jeder Seite dagegen finden wir die Krone eines Baumes abgebildet.

Von den drei dargestellten Gottheiten ist die mittlere durch die Beigaben unzweifelhaft als *Diana* gekennzeichnet. Sie ist hier als Jägerin gedacht und in üblicher Weise ausgestattet. In der linken Hand führt sie den ziemlich unförmigen Bogen, während die erhobene Rechte rückwärts nach dem pfeilgefüllten Köcher greift, der über der rechten Schulter sichtbar wird. Die Göttin ist mit dem hochgeschürzten, doppelgegürteten Chiton bekleidet und trägt den auf späteren Darstellungen üblichen schalartigen, flatternden Mantel,¹ der vom Rücken über die beiden Schultern sich nach vorn zieht. Die Gewandung läßt die rechte Brust Dianas entblößt.² Das linke Bein ist Standbein, an den beiden Füßen befinden sich Jagdschuhe. Die Haare legen sich in wulstigen Flechten um das plumpe Haupt, das auf einem dicken Halße sich erhebt. Zu ihrer Linken liegt gekautcht ein Hund, der seiner Herrin den auf den Pfoten ruhenden Kopf zuwendet.

Rechts und links von Diana steht je ein stilisierter Baum, jeder mit zwei Ästen und Laubwerk. Der eine Baumast zur Rechten des Beschauers ist nach der Seite zu gekrümmt, um Platz für die Darstellung des Bogens der Göttin zu geben. Der zweite Ast geht in der rechten Ecke des Steines in die Höhe. Der gemeinsame Stamm wird von der rechtsstehenden Gottheit verdeckt.

Von dem bärtigen Gotte zur Rechten Dianas fehlt alles außer dem Kopfe, doch ähneln dessen Züge denen des *Silvanus* auf dem Eisenberger Stein.³ Außerdem spricht für diese Deutung ein zweiter Hund, dessen Kopf, *Silvan* zugekehrt, in der Art der Darstellung des kläffenden Hundes bei Hettner, Die römischen Steindenkmäler zu Trier, Nr. 654, doch liegend, unten am linken Baumstamme noch kenntlich ist. Ob der Gott so aufgefaßt war, wie ihn uns der Eisenberger Stein zeigt, also mit langem Speer in der Rechten, die linke Hand auf der Brust ausgespreizt, oder wie ihn das Relief von Ramßen⁴ vorführt, das einen mit einem Hammer ausgestatteten Gott *Silvanus* nennt, läßt sich bei der starken Beschädigung des linken Teiles der Vorderseite des Steins nicht sagen.

Die dritte Gottheit steht auf dem rechten Beine, das linke ist Spielbein, der Oberkörper ist ziemlich stark zur Seite gebogen. Sie trägt eine auf dem Rücken tief herabhängende, an der rechten Schulter verknüpfte Chlamys, deren starke Falten am rechten Beine des Gottes sich zeigen. Die linke Hand scheint, wenn der an dieser Stelle zerstörte Stein eine bestimmte Angabe zuläßt, kein Attribut geführt, sondern sich mit der Fläche nach unten auf ein Postament, dessen oberer Rand noch scharf umrissen hervortritt, gestützt zu haben. Auf der rechten Hand, deren Finger aufwärts gerichtet sind, und dem rechten Unterarm ruht eine Kugel. Der reiche Lockenschmuck des jugendlich gebildeten Gottes, sowie Dianas Nähe, weisen auf *Apollo* hin. Doch gestattet die Kugel diese Deutung?

Dieses Attribut zeigt sich unseres Wissens nirgends in Verbindung mit dem italischen Heil- und Sühnegott, der einzige jugendliche Gott bei den Römern, der als Beigabe die Kugel führen kann, ist Sol. Zwar erscheint der römische Sonnengott auf den Abbildungen durchweg als Wagenlenker gedacht und wird deshalb mit der Peitsche in der Hand dargestellt, ums Haupt trägt er die Strahlenkrone. Hier und da aber hält er, wie ein paar Beispiele beweisen mögen, auch die Kugel in der Hand. So zeigt ihn uns ein pompeianisches Wandgemälde (Mus. Borb., 7, 55),⁵ so finden wir ihn auch bei der von Cumont, *Mystères de Mithra*, II, S. 202 unter Fig. 29 abgebildeten Darstellung des Sonnengottes, die auf dem Esquilin gefunden wurde (wahrscheinlich eine Arbeit des IV. Jahrhunderts). Auch auf einem aus Syrien stammenden goldenen Armband⁶ griechischer Arbeit erscheint der Gott mit Strahlenkranz, Peitsche, Kugel und Pferden. Ohne Gefspann, aber sonst in den Beigaben übereinstimmend, tritt Sol auf dem Wochengötterstein aus Havange in Lothringen⁷ uns entgegen, und davon unterscheidet sich auch die Darstellung der Gottheitauf der silbernen Schöpfkelle aus Wettingen⁸ nur dadurch, daß die Kugel neben ihr auf einem Postamente liegt.

So könnte der auf dem Mainzer Steine abgebildete Gott Sol sein, wenn Haugs⁹ Annahme, daß die Kugel ohne Zweifel das Symbol der Sonne sein soll, sicher begründet und unanfechtbar wäre.

Gewiß war ja die astronomische Erkenntnis bei den gebildeten Römern gegen Ende der Republik durch orientalisches-griechische Einflüsse schon so weit gefördert, daß man wußte, die Erde sei eine Kugel,¹⁰ auch mag immerhin dieselbe Anschauung für die Sonne¹¹ sich durchgesetzt haben. Es ist aber doch ein weiter Weg von dem gelehrten Wissen, daß die Sonne keine Scheibe ist, zu der symbolischen Darstellung der Sonnenkraft durch eine Kugel. Viel mehr entspricht da doch der poetisch-mythologischen Ausdeutung der Natur und ihrer Kräfte die mehr sinnliche Auffassung der Sonne als Rad,¹² wie sie namentlich auf gallischen Darstellungen erscheint, oder als Scheibe, wie wir sie z. B. auf einem römischen Relief¹³ aus Arabien (mit zwölf Strahlen) abgebildet finden. Zudem mag auf die Tatsache hingewiesen sein, daß auf allen oben erwähnten Bildwerken der Gott, wo er mit der Kugel erscheint, überall auch die Strahlenkrone trägt, die ihn doch auch schon als die Quelle des Lichtes¹⁴ bezeichnet. Es läge also hier eine zwar nicht unmögliche, aber immerhin überflüssige Häufung der Attribute¹⁵ vor.

Nun erscheint auch Luna auf einem Altarsteine von Stetten am Heuchelberg¹⁶ mit der Mondichel auf dem Haupte, in der Linken eine Kugel haltend. Daß diese hier nicht ebenfalls die Sonne bedeuten kann, ist klar; sie müßte also den Mond vorstellen sollen. Verwandte Gottheiten tauschen ja, wie bekannt, hie und da die Symbole, doch müssen immerhin in ihrem Wesen sich gemeinsame oder ähnliche Züge vorfinden, die eine derartige Übertragung erlauben. Die Kugel in der Hand Sols muß wohl den Gläubigen daselbe für diesen Gott sagen, was sie ihnen auch von Luna verkündet oder von den übrigen Gottheiten, die dieses Symbol führen.

Zwar soll es, wo es in Verbindung mit Fortuna¹⁷ und Victoria¹⁸ erscheint, ein Sinnbild der Unbeständigkeit beider Göttinnen sein, ihres wandelbaren Wesens, wie z. B. Hettner¹⁹ meint. Aber gerade die Form, welche die Kugel der Fortunastatue aus Bitburg¹⁹ von den Steinmetzen erhalten hat, scheint dem zu widersprechen. Denn die beiden Reifen, die, sich schneidend, über ihre Oberfläche gelegt sind und sie in vier Teile teilen, zeigen deutlich, daß hier andere Vorstellungen ihren Ausdruck gefunden haben. Dieselbe Form der Kugel zeigt nämlich auch der auf Tafel III unter Nr. 2 abgebildete Stein aus Mainz, auf dem der neben Juno thronende Juppiter²⁰ erscheint, den rechten Fuß auf die Weltkugel gestützt, die sonst oft neben ihm ruht als Sitz des Adlers.²¹ Die Vierteilung erinnert uns an die nach dem Vorgange der Griechen auch den Römern geläufig gewordene Vorstellung der Erde als einer in zwei nördliche und zwei südliche Teile geschiedenen Kugel. Fortuna erhält somit auf dem Bitburger Steine als Beigabe die Weltkugel, die des Geschickes weltbeherrschende Macht vor Augen führen soll, wie sie in Verbindung mit Victoria bezeugt, daß diese Gottheit dem Sieger die Weltherrschaft verleihen kann. Unbestritten ist es die Weltkugel, die als Kennzeichen der Muse Urania²² beigegeben wird.

Klar ergibt sich auch aus dem Basrelief vom Postament der Granitsäule des Antoninus Pius,²³ was der Künstler mit der Kugel bezeichnen wollte, die der geflügelte Genius der Ewigkeit trägt. Sie

ist mit den sieben Planeten geschmückt: zur Linken des Tierkreises befinden sich drei Sterne, rechts davon zwei und die Mondichel, und die Sonne ist durch die Sonnenbahn bezeichnet. Wir haben also auch hier unzweifelhaft die Weltkugel vor uns. Daß es, um sie als solche kenntlich zu machen, nicht erst dieses Schmuckes bedurfte, zeigt die ähnliche Darstellung auf dem Pariser Kameo LX,²⁴ wo Augustus von einer asiatisch gekleideten jugendlichen Person, die eine einfache Kugel (= Weltkugel) hält, in den Himmel getragen wird.

Die Kugel zeigt also überall Beziehungen ihres Trägers zur Herrschaft über die Welt. Auch in den Händen Sols will sie nichts anderes ausdrücken, als daß „Helios als Urheber des Zeitenwechsels in späterer Zeit ein Beherrscher des Weltalls geworden ist.“²⁵ Die Bestätigung dieser Deutung entnehmen wir aus der Art und Weise, wie auf dem pompeianischen Wandgemälde (Mus. Borb. 7, 55)⁵ die Kugel dargestellt ist: auch hier zeigt sie wieder die Reifen, die uns oben in Verbindung mit Fortuna und Juppiter entgegengetreten sind.

Als Sonnengott wird Sol also nicht durch die Kugel, sondern durch die Strahlenkrone²⁶ bezeichnet, ohne die er höchst selten dargestellt wird.²⁷ Der Gott auf dem Mainzer Altare ist demnach nicht der römische Sol, vielmehr erkennen wir in ihm den Bruder Dianas, Apollo.

Doch wie kommt Apollo zur Weltkugel? Wie Horaz im Carmen Saeculare Apollo und Sol, Diana und Luna identifiziert,²⁸ so bezeugen auch einige Denkmäler die Tatsache, daß auch im rheinischen Germanien und in Gallien diese Götterpaare nicht immer streng auseinander gehalten wurden. So trägt Apollo, den Bogen und Köcher als solchen kennzeichnen, die Strahlenkrone ums Haupt auf dem Viergötterstein von Au am Rhein,²⁹ vielleicht auch auf dem von Amberloup.³⁰ Und umgekehrt ist Sol auf dem Wochengötterstein von Zazenhausen,³¹ wo ein Irrtum in der Deutung ja ausgeschlossen ist, mit großem Strahlenkranz ausgestattet, hält aber zugleich die Leier und wahrscheinlich das Plektron Apollos in den Händen. Wie Sol mit Apollo erscheint auf diesem Steine auch Luna mit Diana in einer Gestalt vereinigt. So könnte also auch auf dem Mainzer Steine die Kugel einfach von Sol übernommen sein, wenn nicht dieser Annahme das Bedenken entgegenstände, daß Apollo im römischen Götterkreise niemals die Rolle gespielt hat, die ihm durch die Verleihung der Weltkugel zugewiesen würde; dieses Symbol in Apollos Händen hätte dem Römer also nichts zu sagen.

In diesem Zusammenhang sei es gestattet, zunächst die von Riese³² erwähnte Tatsache anzuführen, daß Kybele auf gallischen Denkmälern nicht mehr eine Opferschale in der Hand hält, sondern eine Kugel auf dem Schoß trägt. Ob Riese darin mit Recht ein Mißverständnis (er selbst zieht dies ja in Zweifel) annimmt, sei dahingestellt. Jedenfalls mag daran erinnert werden, daß Kybele als Magna mater³³ im Verein mit Mithras, Attis und Sabazius³⁴ im Vergleich zu früheren griechischen Verhältnissen eine wesentlich höhere Einschätzung erfuhr, sodaß sie mit der Erdgöttin gleichgestellt wurde.³⁵

Ferner mag Herkules auf dem Trierer Viergötterstein von Udelfangen³⁶ zum Vergleich herangezogen werden, wo er außer dem Löwenfell und dem Köcher als Beigabe mit der rechten Hand die gesenkte Keule faßt, die auf einer Kugel ruht. Wenn diese nicht zufällig oder mißverständlich hier erscheint, so wird damit die Deutung der Gottheit als römische einigermaßen zweifelhaft, da meines Wissens Herkules weder auf römischen noch auf griechischen Denkmälern mit diesem Attribute ausgestattet ist. Erinnert sei dagegen an die im Brohltale aufgefundenen Überreste eines in die Felswand gehauenen Denkmals,³⁷ auf dem ein Altar mit Widmung an Herkules sich findet. Über den Seitennischen sind die Symbole der Sonne (Strahlenbüschel) und die Mondichel sichtbar. Außerdem erscheinen (neben Lyren) obeliskentartige Säulen mit Kugeln an der Spitze. Ob Braun,³⁸ der darin ein Heiligtum des tyrischen Sonnengottes sieht, oder Schaaffhausen,³⁸ der in ihm ein Mithrasdenkmal erkennen will, das Richtige getroffen haben, kann hier füglich in der Schwebe bleiben, wir wollen nur feststellen, daß auch hier nicht an eine römische Gottheit zu denken ist.

An dritter Stelle sei auf eine merkwürdige Gestaltung verwiesen, die wir auf einem in Paris gefundenen Viergötteraltar sehen.³⁹ Sie trägt an Kopf und Schultern Flügel, der stark gebogene rechte Arm hält eine Kugel. Zweifelnd setzt sie Haug als Sol-Mithras an, doch findet sich bei Cumont, *Mystères de Mithra*, keine Darstellung, die ihr gleiche. Wahrscheinlicher ist es deshalb, in ihr

irgend eine einheimische Gottheit zu sehen; denn auch die Vereinigung Merkurs mit seiner Gattin Maja, die auf diesem Steine erfolgt, weist von Rom weg nach Gallien.⁴⁰

In drei Fällen also, wozu sich noch unser Apollo⁴¹ gefallen würde, finden wir auf gallisch-germanischen Denksteinen Darstellungen von Göttern, die mit einer Kugel ausgestattet sind, die sie als römische Gottheiten nicht zu ihren Attributen zählen. Auch Apollo wird durch die Kugel als fremder Gott kenntlich.

In seinem grundlegenden Aufsätze: Die Religion des römischen Heeres⁴² belehrt uns v. Domaszewski über die Veranlassung, die in den Götterverein der equites singulares eine neue Trias: Silvan, Apollo, Diana eingeführt hat. Als equites singulares wurden nämlich außer Germanen auch Thraker und Illyrier angeworben: Silvanus ist die römische Bezeichnung für den Landesgott in Illyrien, in Apollo aber und Diana treten uns die Hauptgötter der Westthraker entgegen. Diese Dreierheit: Silvanus, Apollo, Diana ist im römischen Lager zu römischen Göttern geworden, nachdem schon vorher die Gleichsetzung dieser Landesgötter mit bestimmten Gestalten der griechisch-römischen Götterwelt sich vollzogen hatte. „So erscheinen denn die Schutzgötter der Donauländer schon auf einem Relief des Beneventerbogens. Erhalten sind Liber und Libera, Diana Regina und Silvanus.“⁴³ Es fehlt leider Apollo, sodaß sich für die Auffassung gerade dieses westthrakischen Hauptgottes aus diesem Denkmal nichts ergibt. Diana ist, wie auf dem Mainzer Steine, nicht als Mondgöttin, sondern als Jägerin (der Bogen ist mit dem Unterarm abgebrochen, doch ist der Köcher hinter ihrer rechten Schulter sichtbar) dargestellt, und Silvan trägt die Züge des griechischen Pan.

Haben wir nun in der figürlichen Darstellung auf unserem Altare diese illyrisch-thrakische Götterdreierheit vor uns? Wir möchten diese Frage bejahen. Bekannt ist es, daß thrakische Truppenteile zeitweise in und bei Mainz ihr Standquartier hatten. Die I., IV. und VI. cohors Thracum können aus den Militärdiplomen in Obergermanien⁴⁴ nachgewiesen werden, und den Aufenthalt von Thrakern in Mainz bezeugt ein Bruchstück von dem Grabsteine⁴⁵ eines Soldaten einer Thrakerkohorte. Ob nun ein Truppenteil, ein Veteran oder dessen Nachkommen, die in Mainz ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, diesen Altar stifteten, läßt sich beim Mangel eines inschriftlichen Zeugnisses nicht feststellen, könnte auch als unerheblich außer Betracht bleiben. Eines darf unseres Erachtens als feststehend gelten, daß es illyrisch-thrakische Anschauungen sind, die hier ihre Verkörperung gefunden haben. Wir können wohl annehmen, daß die Thraker in Diana ihre Jagdgöttin verehrten, auch Silvan wird eine ähnliche Rolle zugefallen sein. Warum aber führt hier Apollo die Weltkugel in der Hand?

Wie es griechische Künstler waren, die den Illyriern und Thrakern ein Bildnis ihres Gottes Silvan schufen, so haben die Thraker wohl auch sonst unter dem Einflusse griechischer Anschauungen gestanden. Der Apollo der Griechen, ursprünglich der Herr der Sonne und des Lichtes, ist in historischer Zeit in Griechenland nicht mehr der Sonnengott und wird weder in der Kunst oder der volkstümlichen Dichtung, noch im Kult dem Helios gleichgestellt.⁴⁶ Dagegen scheint, falls unsere Deutung das Richtige trifft, bei den Thrakern die alte Ansetzung als Sonnengott sich erhalten zu haben. In dieser Eigenschaft könnte später Apollo die Kugel beigegeben worden sein, als dieses Symbol der Weltbeherrschung auch dem griechischen Helios⁶ zugesprochen wurde. Ist dann das Fehlen des Strahlenkranzes Absicht oder Zufall?

Römische Dichter bezeichnen nach hellenistischem Vorgange Makedonien und Thrakien vor allen anderen Gegenden als „hyperboreisch“,⁴⁷ als das Land also, wohin nach späterer Ausgestaltung der Hyperboreerfage⁴⁸ Apollo mit dem Eintritt der unwirtlichen Jahreszeit sich begab, um bei Erneuerung des Jahres nach Griechenland zurückzukehren. Wo Apollodienst herrscht, findet sich der Mythos von den Hyperboreern, wenn auch in Einzelheiten umgebildet. Für Makedonien hat O. Crusius⁴⁹ verschiedene von der griechischen Fassung der Sage abweichende Züge festgestellt, ähnlich dürften auch die Thraker sie umgestaltet haben. So könnte uns in Apollo der thrakische Sonnengott entgegentreten, der die Strahlenkrone abgelegt hat, wie es Helios bei Ovid¹⁴ tut, wo er seinem Sohne Phaeton das Nähertreten ermöglichen will. Ob wir aber deshalb in unserer Dar-

stellung den Sonnengott zur Winterszeit erblicken sollen, wo seinen Strahlen die verschlingende und verwundende Kraft genommen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen.

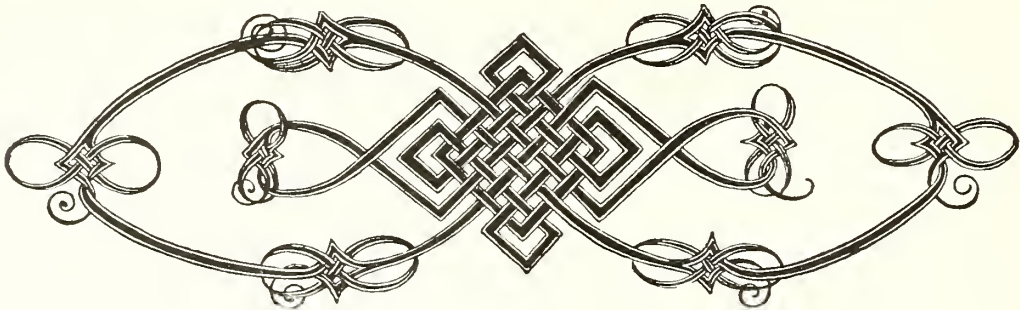
Mit dieser Deutung scheidet unser Altar aus der Reihe der Zeugnisse aus, die als Belege für die Verehrung der Jagdgöttin Diana in unserer Gegend herangezogen werden könnten. Im Gegensatz z. B. zum Schwarzwaldgebiet, wo sich viele Inschriften und Bildwerke finden, die der Jagdgöttin gewidmet sind, fehlt in Rheinhessen bis jetzt jede Erwähnung derselben. Denn die Inschriften C. I. L. XIII, 6672 und 6733 beziehen sich auf Luna, und das kleine von Linden schmit veröffentlichte Bronzefigürchen⁵⁰ kann, da es im Rhein gefunden wurde, von irgendwoher verschleppt und hier verloren gegangen sein. Auch der auf Tafel IV und V abgebildete schöne Bronzekopf des Mainzer Museums, der in der Nähe von Mainz bei Finthen sich fand,⁵¹ gehört zu einer Statue Lunas, wie die über der Stirn mitten zwischen den Haaren sich erhebende Reste einer Mondichel zeigen.

Wir können darin eine Bestätigung der durch Ausgrabungen und zufällige Funde gesicherten Beobachtung sehen, daß Rheinhessen schon in römischer Zeit wohl angebaut war und weit weniger Waldreichtum und Jagdgelegenheit hatte als benachbarte Gegenden.

Anmerkungen

1. Hettner, Die römischen Steindenkmäler zu Trier, S. 38, Nr. 50.
2. Hettner, a. a. O., S. 39, Nr. 51.
3. Vgl. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 6. Abt., Taf. 2, Fig. 2.
4. Riefe, Zur Geschichte des Götterkultus im rheinischen Germanien, Westd. Ztschr. XVII, 34.
5. Abgebildet in Roschers Lexikon der Mythologie I, 2003.
6. Vgl. Haug, Die Wochengöttersteine, Westd. Ztschr. IX, S. 42, Nr. 27 und die Abbildung bei Maas, Die Tagesgötter in Rom und den Provinzen, S. 241, Fig. 27.
7. Vgl. Haug, a. a. O. IX, S. 34, Nr. 15. Ebenso dürfte der runde Gegenstand, den Sol nach Haug IX, S. 33, Nr. 13 auf dem Wochengötterstein von Hedderheim in der linken Hand trägt, eine Kugel sein, wie auch Haug vermutet.
8. Vgl. Haug, a. a. O. IX, S. 41, Nr. 22 und Keller, Mitteil. der antiqu. Gesellsch. in Zürich XV, Taf. 13.
9. Westd. Ztschr. IX, 39.
10. Vgl. Ovid, Met. I, 12.
11. Pythagoreische Lehre sieht in der Erde ein Gestirn, das sich um einen Licht und Wärme spendenden Mittelpunkt dreht. Daß dies die Sonne sei, erkannte Platons Schüler Herakleides Pontikus und auch Aristarch von Samos (um 250 v. Chr.). Doch drangen sie mit dieser Anschauung nicht durch. Vgl. Günther, Geschichte der antiken Mathematik und Naturwissenschaft.
12. Vgl. dazu Gaidoz, Le dieu gaulois du soleil et le symbolisme de la roue in der Revue arch. IV (1884), S. 7 f., VI (1885), S. 16 f.
13. Maas, a. a. O., S. 224, Fig. 24.
14. Vgl. Ovid, Met. II, 39, 40.
15. Vgl. Apollo mit Bogen und Lanze, Herkules mit Bogen und Keule. S. Furtwängler in Roschers Lexikon der Mythologie I, 2141.
16. Haug, a. a. O. IX, S. 47, Nr. 1.
17. Vgl. Haug, a. a. O. X, Nr. 124, 189.
18. Vgl. Haug, a. a. O. X, Nr. 12, 37, 39, 48, 121, 125, 137.
19. Hettner, a. a. O., S. 58, Nr. 93.
20. Die Figuren sind sehr verwittert, lassen aber die Attribute noch deutlich erkennen: Juppiter trägt in der Rechten das Scepter, die Linke ruht mit dem Blitzbündel im Schoß, Junos linke Hand hält eine Fackel. Vgl. zu dieser Darstellung Haug, a. a. O. X, S. 300 und Hettner, a. a. O., Nr. 37 a.
21. Vgl. z. B. Hettner, a. a. O., Nr. 20, 21.
22. Reinach, Répertoire de la statuaire grecque et romaine, I, S. 258, 276 f.
23. Maas, Tagesgötter, S. 194, Fig. 20.
24. Furtwängler, Antike Gemmen, II, S. 269 f.
25. Rapp in Roschers Lexikon der Mythologie I, 2024.
26. So wird auch auf einem gemalten Glase Christus, als dessen Symbol die Sonne in bestimmten Kreisen von Gläubigen galt, mit einer Strahlenkrone dargestellt. Vgl. Cumont, Mystères de Mithra, I, S. 356. Die Macht über die Welt dagegen bezeichnet die Kugel in der Hand des Kaisers.
27. Cumont, Mystères de Mithra, I, S. 123: les rayons font rarement défaut.
28. Vgl. auch Preller, Römische Mythologie I³, 307.

29. Haug, Die Viergöttersteine, Westd. Ztschr. X (1891), S. 19, Nr. 21.
30. Haug, a. a. O. X, S. 148, Nr. 187. Doch erscheint Apollo hier im gallischen Mantel, soll also eine einheimische keltische Gottheit vorstellen.
31. Haug, a. a. O. IX (1890), S. 27, Nr. 3.
32. Westd. Ztschr. XVII, S. 38.
33. Cumont, a. a. O. I, S. 161, Anm. 10, S. 333.
34. Daß Sabazius mit der Kugel dargestellt wurde, ergibt sich aus Cumont, a. a. O. II, S. 424, Fig. 357: auf dem aus Kertsch in der Krim stammenden Relief erkennt C. den Men oder Sabazius: „la droite soutient un globe.“
35. Cumont, a. a. O. I, 335, Anm. 8.
36. Hettner, a. a. O., S. 15, Nr. 25 d und Haug, a. a. O. X, S. 136, Nr. 160.
37. Vgl. Peter in Roschers Lexikon der Mythologie I, 3016.
38. Vgl. die Litteraturnachweise bei Roscher, a. a. O. I, 3014.
39. Haug, a. a. O., S. 153, Nr. 199, abgebildet Taf. 4, Fig. 99 c.
40. Riese, Westd. Ztschr. XVII, S. 32 f.
41. Sollte vielleicht auch der halbrunde Gegenstand, der hinter Apollo und dem Wolfe auf dem Stuttgarter Viergötterstein (Haug X, S. 15, Nr. 11 und Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, S. 104, Nr. 137 a) erscheint, eine Kugel vorstellen wollen?
42. Westd. Ztschr. XIV, S. 52 f.
43. Westd. Ztschr. XIV, S. 56 und Taf. 5, Fig. 3.
44. K. Müller, Westd. Ztschr. X, 119.
45. Körber, 3. Nachtrag zu dem Becker'schen Katalog der römischen Inschriften in Mainz, Nr. 58.
46. Preller, Griechische Mythologie, I⁴, 230, A. 3.
47. Vgl. O. Crusius in Roschers Lexikon der Mythologie, I, 2823. — Ovid, Met. XV, 356 f.
48. Preller, Griechische Mythologie, I⁴, 242 f.
49. Bei Roscher, Lexikon der Mythologie I, 2823.
50. Linden Schmidt in der Museographie der Westd. Ztschr. XX (1901), Taf. 18, Fig. 11.
51. Vgl. Ztschr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Gesch. u. Altert. in Mainz I, S. 210 u. S. 360.





1.



2.



BRONZEKOPF AUS FINTHEN BEI MAINZ



BRONZEKOPF AUS FINTHEN BEI MAINZ

ZUR KENNTNISS DER LA TÈNE-DENKMÄLER DER ZONE NORDWÄRTS DER ALPEN

VON P. REINECKE

Im prähistorischen Europa haben zu allen Zeiten an dem Wechsel der Erscheinungen, wie er sich in den Bodentalerthümern kund giebt, fremde Einflüsse, die von den Kulturcentren der alten Welt, überhaupt ganz allgemein von den Mittelmeerländern ausgingen, einen wesentlichen Antheil gehabt. Das Auf- und Abfluthen südlicher Kulturströmungen hatte am Nordrande der Mittelmeergebiete wie nordwärts davon in vor- und frühgeschichtlichen Perioden stets mehr oder minder eine Veränderung dessen, was als Leistung einheimischen Kunsthandwerks zu gelten hat, zur Folge; das prähistorische Europa verschloß sich nie dem, was die überlegenen Mittelmeerkulturen an seinem Geschmacke entsprechender Anregung zu bieten hatten, gänzlich, zu keiner Zeit, vom jüngeren Steinalter angefangen, kommt den europäisch-prähistorischen Kreisen eine durchaus selbständige, ganz unabhängige Weiterentwicklung zu. Deshalb können die vor- und frühgeschichtlichen Alterthümer Europas nicht ohne den Zusammenhang mit den gleichalterigen Denkmälern des Südens richtig verstanden werden, eine Einsicht, die sich allerdings leider in der Prähistorie noch nicht allgemein Bahn gebrochen hat. Trotzdem müssen wir es als eine Hauptaufgabe der prähistorischen Archäologie erklären, die vorgeschichtlichen Altsachen im Verein mit einer feineren chronologischen Analyse auf die Abhängigkeit von den Elementen überlegener Kulturgebiete des Südens hin zu studiren, um so eine Basis für die Beurtheilung zu gewinnen, was jeweilig innerhalb kleiner lokaler Gruppen oder der Zonen von westöstlicher Ausdehnung als einheimisches Element zu gelten hat, und somit den Boden für anderweitige Verwerthung unserer Alterthümer zu ebnen.

Einen durch diese südlichen Einflüsse hervorgerufenen Höhepunkt der prähistorischen Kultur Europas bedeutet die Gruppe von Erscheinungen, welche wir als La Tènekreis, La Tènekultur, La Tènestil zu bezeichnen pflegen. Über diese Fundgruppe, welche die jüngere Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends ausfüllt, sind die Ansichten, soweit die Prähistoriker in Betracht kommen, zumeist noch ganz unklare. Vielfach glaubt man, daß ein älterer Theil der La Tènegruppe, die man um 400 v. Chr. beginnen läßt, namentlich im Süden, resp. Südwesten, Gegenstände etruskischer Herkunft, bronzene Schnabelkannen, bemalte Thongefäße, goldene Schmucksachen, Wagenreste, eiserne Schwerter mit Erzscheiden u. s. w., führt, denen sich, theilweise nahe verwandt in Form und Verzierung, ein Formenkreis von immerhin alterthümlich-barbarischem Geschmack, den man nach dem Fundorte La Tène benennt, anschließt. Neuerdings wurde das etruskische Element im La Tènekreise auch wieder von italienischer Seite betont. Vereinzelt stellt man auch für einen integrierenden Theil der Zone nordwärts der Alpen überhaupt die Existenz einer besonderen La Tènezeit in Abrede und setzt an ihre Stelle ein Weitervegetiren der Hallstattgruppe.¹ In all den verschiedenen Äußerungen von rein prähistorischer Seite vermiffen wir aber eine kunsthistorische Analyse dessen, was nun wirklich den Inhalt der La Tènegruppe ausmacht, und ein Eingehen auf ihr Verhältniß zu dem vorangehenden Hallstattkreise und den gleichalterigen klassischen Gruppen. Und doch hatte bereits im Jahre 1887 A. Furtwängler gelegentlich einer Besprechung des Fundes von Schwarzenbach kurze Darlegungen über die Genesis des La Tènestyles und den Inhalt der ältesten La Tène-funde gegeben,² die für die Prähistoriker von allergrößter Bedeutung sein konnten, alle bisherigen Äußerungen über diesen Formkreis doch wesentlich modificiren und zu einer ganz anderen Klärung der Sache führen mußten. Aber, soweit mir wenigstens bekannt, ist für die rein prähistorischen Kreise Furtwänglers Erläuterung gänzlich unbeachtet geblieben, und so kommt es, daß trotz ihrer gelegentlichen Erwähnung durch archäologische Mitarbeiter für die reine Prähistorie der hier gebotene Anhalt bis auf den heutigen Tag nicht nutzbar gemacht ist.

Mit dem Begriff der La Tènegruppe deuten wir in der Prähistorie zunächst einen chronologischen Zusammenhang an, jedoch weder innerhalb des ganzen altweltgeschichtlichen Kreises noch inner-

halb des Gebietes der europäischen Barbaren überhaupt; denn zugleich ist damit auch eine gewisse Stil- und auch Typeneinheit verbunden. Ebenso selbstverständlich, wie die den alten Kulturgebieten der Mittelmeerzone angehörenden Länder, scheidet auch der Osten Europas, dessen skythische Facies, wieder im Banne der Mittelmeerkultur, lediglich als eine Parallele unserer La Tèneerscheinungen aufgefaßt werden kann, aus der Reihe der Gebiete aus, die wir zum La Tènekreis rechnen dürfen. Vornehmlich sind es also die Sitze der Kelten und Germanen, die hier in Betracht kommen, jedoch sind für die fünf Jahrhunderte der Dauer der La Tènezeit die Grenzen dieses Kreises durchaus nicht einheitliche, starke Schwankungen machen sich auch hier geltend. Auch die Stil- und Typeneinheit der Gruppe unterliegt einem sehr starken Wechsel, sehr verschiedenartige Strömungen lassen sich beobachten, selbst innerhalb der einzelnen eng begrenzten Stufen der La Tènezeit sind stilistische Differenzen nachzuweisen. Von einem einheitlichen La Tènestil kann deshalb nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein.



Die chronologische Gliederung der La Tènezeit ist seit vielen Jahren zwar in ihren Grundzügen schon erkannt, jedoch noch nicht bis in ihre Einzelheiten wissenschaftlich begründet. Es ist Tischlers Verdienst, hier die ersten Hinweise gegeben zu haben, obschon die von ihm als Leitformen für die einzelnen Stufen aufgestellten Schwert- und Fibeltypen nur in sehr bedingtem Maße für die richtige zeitliche Fixirung von La Tènefunden zutreffen und im Gegentheil vielfach zu ganz falschen Ansätzen führen mußten.

Ohne Mühe lassen sich in der Zone nordwärts der Alpen für die rund fünf Jahrhunderte umspannende La Tènezeit vier scharf begrenzte Stufen unterscheiden. Man vergegenwärtige sich den Inhalt der rheinischen Grabhügelfunde von Weißkirchen, Armsheim, Dürkheim, Rodenbach u. s. w., weiter des großen Quellsfundes von Dux in Böhmen und der Gräber von Leimersheim in der Pfalz, ferner der Flachgräber mit Leichenbestattung von Manching, St. Ottilien und Schrobenufen in Oberbayern, endlich der rheinischen Brandgräbergruppe mit den Funden von Geißenheim, Heidesheim, Heppenheim a. Wies u. s. w., die Differenzen zwischen diesen vier Fundgruppen treten so klar zu Tage, daß jedes weitere Eingehen auf eine Begründung der sich hier ergebenden relativen Chronologie fast überflüssig ist. Nothwendiger erscheint uns jedoch das Auffuchen von datirenden Momenten innerhalb der einzelnen Stufen sowie die Präcisirung einer Reihe von Formen, welche bisher zeitlich falsch beurtheilt wurden, oder deren genaue zeitliche Fixirung innerhalb des Rahmens der vier Stufen auf Grund der heute vorliegenden Materialien noch nicht möglich ist.

Die erste der vier Stufen der La Tènezeit (A) werden wir ungefähr mit dem Jahre 500 v. Chr. zu beginnen haben. Scharf trennt sich von ihr die letzte der vier Hallstattstufen, diejenige Phase, welche in der Zone nördlich der Alpen altgriechische Metallarbeiten der Zeit um 700 und 600 v. Chr. führt, stilistisch wie typologisch unterscheiden sich die Formenkreise beider Gruppen auf das stärkste, allerdings setzen auch hier nicht die ja in benachbarten Zeitabschnitten nie fehlenden gemeinsamen Erscheinungen aus.³

Ihre zeitliche Fixirung erhält diese Stufe durch eine Fülle griechischer Importwaaren,⁴ die zum Theil auf ostgriechische Werkstätten zurückgehen. Sind diese, unter denen wir einen Dreifuß, Schnabelkannen, flache runde, grifflose oder mit Griffen versehene Becken, große Eimer (Stamnoi), Amphoren (in schlanker oder mehr bauchiger Form) aus Bronze und bemalte Thonvasen zu nennen haben, auch nicht von durchaus einheitlichem Charakter, so lassen sie doch sämtlich erkennen, daß sie vorphidiasischen Zeiten angehören. Die Entstehungszeit der archaisch-griechischen Kannen von Dürkheim, Schwarzenbach, Weißkirchen und Hradischt bei Pisek werden wir selbstverständlich sehr weit vor das Jahr 500 v. Chr. zu setzen haben, etwas jünger dürfte z. B. die Amphora von Schwarzenbach sein; noch weiter abwärts reicht die bemalte Schale aus dem Aspergle, die Furtwängler in die Zeit zwischen 470 und 460 verweist, und anders wird man die analoge Schale von Somme-

Bionne auch nicht datiren können.⁵ Aber auch minder reich dekorirte Stücke der namhaft gemachten griechischen Einfuhrwaaren, also vornehmlich die einfachen Schnabelkannen, lassen sich nur wieder der genannten Zeit zutheilen; denn auch diese Kannen mit den strengen Palmetten (mit gerade verlaufenden Blättern) am unteren Henkelansatz deuten sämtlich auf die Zeit hin, welche die überfallenden Palmetten nicht kannte, wir kommen also auch mit diesen Stücken abwärts kaum bis an das Jahr 450 v. Chr. Für die Funde unserer ersten La Tènestufe bedeutet, soweit das augenblicklich vorhandene Material einen Überblick giebt, die zeitliche Differenz zwischen den einzelnen Einfuhrwaaren griechischer Herkunft nicht viel; denn die nichtklassischen Erzeugnisse in unseren Funden sind von nahezu homogenem Charakter, eine feinere chronologische Trennung innerhalb dieser Materialien ist noch nicht recht durchführbar.

Außer den genannten altgriechischen Waaren enthalten unsere Funde an fremdem Gut noch andere Formen, große, bauchige Bronzekeffel (gelegentlich mit Eisenhenkeln und eisernem Rande),⁶ die wir auch als griechische Erzeugnisse anzusprechen haben, ferner einzelne gerippte Cisten aus Bronzeblech,⁷ deren Herkunft wir noch nicht genau kennen. Weiter wäre die „Feldflasche“ von Rodenbach hier anzuführen, für welche ich eine Entstehung auf transpadanisch-südalpinem Gebiete annehmen möchte, schließlich aus mehr östlichen Gebieten auch das Vorkommen der Bronzeftula,⁸ die hier wieder auf Oberitalien hinweist. Alle diese Formen gehören jedoch Reihen von längerer Lebensdauer an.

Den hier aufgezählten Importwaaren stehen in unseren Funden der ersten La Tènestufe Formen gegenüber, welche sich als Erzeugnisse nichtklassischer Fabriken verrathen. Griechisch sind diese Gegenstände so wenig wie etruskisch oder karthagisch, denn mit den Arbeiten griechischer, etruskischer oder phönikisch-karthagischer Kunstindustrie stimmen sie keineswegs auch nur oberflächlich überein, man muß sie als Weiterführungen und starke Umbildungen bereits vorhandenen barbarischen Formengutes, theilweise auch als Neuerfindungen barbarischer Werkstätten auffassen; jedoch bekunden sie eine überaus energische stilistische Beeinflussung durch klassische Arbeiten, durch eben jene, zu denen die Importwaaren unserer Funde gehören. Es handelt sich hier also um barbarische Fabrikate, um Erzeugnisse barbarischer Werkstätten, welche unter starkem Einfluß klassischer Industrie standen. Die Verbreitung derartiger Stücke zeigt in der Zone nordwärts der Alpen die größte Dichte an der Grenze von Mittel- und Westeuropa, und zwar hier selbst ohne deutliche, weiter ostwärts besser nachweisbare Beziehungen zu Oberitalien, ein Umstand, welcher von selbst darauf führt, diese Werkstätten im Hinterlande von Massalia zu suchen. Eine directe Vergleichung mit den Verhältnissen des skythischen Südrußlands zur nämlichen Zeit ist hier nicht erlaubt, insofern, als im keltischen Westen Arbeiten griechischer Künstler unter Anlehnung an barbarische Typen, ebenso wie stilistisch ungeschickte, mißlungene Imitationen größerer griechischer Arbeiten durch barbarische Toreuten im Grunde fehlen; jene barbarischen Werkstätten konnten, ob schon sie der griechischen Industrie technische Fertigkeiten wie eine Summe von Vorlagen entlehnten, nicht in unmittelbarer Nähe Massalias oder in den griechischen Emporien Südfrankreichs selbst gelegen sein. Das Verhältniß zwischen den griechischen Kolonien an der südfranzösischen Küste und dem barbarischen Hinterlande war in dieser Hinsicht ein anderes, als es am Pontos bestand, das müssen wir wenigstens auf Grund des heute vorhandenen Materials annehmen. Wir haben diese barbarischen Werkstätten in das Keltengebiet zu setzen, sie fallen mehr noch der Zone nordwärts der Alpen als der eigentlichen Mittelmeerzone zu, zumal es auch nach der Annahme der neueren Geschichtsforschung sehr unwahrscheinlich ist, daß um das Jahr 500 die Kelten bereits die Ligurer aus dem südlichsten Frankreich völlig verdrängt hatten; denn jenes barbarische Industriezentrum werden wir wohl kaum in ligurischer Sphäre suchen wollen.

Wir haben hier aus dem Inhalt unserer Funde der ersten La Tènestufe, so weit er auf die einheimische Industrie zurückgeht, eine Reihe von Erscheinungen namhaft zu machen. So, wie es bereits in der Schlußphase der Hallstattzeit der Fall gewesen ist, führt diese Stufe fast ohne Ausnahme keine ausgesprochenen Langschwerter, sondern Kurzschwerter. Das Verschmähen langer Schwerter, die zu sehr verschiedenen Zeiten von alten Quellen als Waffen der europäischen (indogermanischen) Barbaren

dargestellt werden, hängt zweifellos mit der Aufnahme südlicher, klassischer Anschauungen, Moden, zusammen, man bevorzugte um die Mitte des letzten Jahrtausends in der Zone nordwärts der Alpen Kurzschwerter aus demselben Grunde, welcher den Barbaren am Beginn der La Tènezeit wie in der vorangehenden jüngeren Hallstattperiode den zweirädrigen Streitwagen der Mittelmeervölker und des Orientes als unentbehrlich erscheinen ließ. Die ältesten La Tèneschwerter, von denen übrigens einige ziemlich beträchtliche Dimensionen haben, obgleich sie doch nicht die Form der Langwaffe erreichen, sind ebenso wie die Dolche hervorragende Arbeiten der barbarischen Kunstindustrie unter klassischem Einflusse, sowohl was die Ausgestaltung des Griffes⁹ wie der Metallscheide anbetrifft. Einfach hingegen sind die Lanzenspitzen und die auch noch der folgenden Stufe eigenthümlichen Hiebmesser (einschneidige, gekrümmte Kurzschwerter mit offenem oder nahezu ringförmigem Griff),¹⁰ eine in Mitteleuropa in ununterbrochenem Zusammenhange bis in wesentlich ältere Zeiten verfolgbare Waffe, die auch wieder auf sehr alte Formen der alten Kulturcentren der Osthälfte der Mittelmeerzone zurückgeht. Die in unseren Funden noch erscheinenden Messer, die Waffen oder auch Geräthe sein mochten, bieten in der Regel nichts Bemerkenswerthes. Von Waffen wären sonst noch Helme namhaft zu machen, hohe, kegelförmige Metallhauben unzweifelhaft barbarischen Ursprungs,¹¹ welche einen in Italien nicht seltenen Typus dieser und etwas jüngerer Zeiten copiren, jedoch die Form des fremden Vorbildes durch übertriebenes Ausziehen der Spitze verunstalten.

Einen nicht unwesentlichen Bestandtheil unserer reich ausgestatteten Gräber der ersten La Tènezeit bilden die Wagen, die, soweit ich das Material überblicke, nur zwei Räder hatten, und damit also als Streitwagen anzusprechen sind. Diese erscheinen hier nicht zum ersten Male nördlich der Alpen, unsere Barbaren haben Streitwagen von den Mittelmeervölkern, zunächst den Italikern und Griechen, schon in der vorangehenden Stufe übernommen.¹² Das den wagenführenden Grabfunden unseres Continentes gemeinsame Verhängniß hat uns auch für den Beginn der La Tènezeit von den Wagen nur die Metalltheile (Reifen, Radnabenbeschläge, Achsen- und Deichselbeschläge u. s. w.) erhalten, und auch diese wurden selten nur durch sorgfältige Beobachtung ihrer Lage gehoben, so daß eine bis in die Details führende Reconstruction eines typischen Streitwagens dieser Zeit kaum möglich ist; mit den Wagenresten älterer Funde ist es allerdings meist noch schlimmer bestellt. Vereint mit den Wagentheilen findet sich Pferdegeschirr (Trensen, Ketten, Zierscheiben verschiedener Größe, meist in Durchbrucharbeit, Zierknöpfe u. s. w.), welches übrigens auch ohne deutliche Spuren eines Wagens erscheinen kann.¹³ Auch das Pferdegeschirr verräth ebenso wie die Wagentheile wieder einen Ursprung in den barbarischen, griechischem Einflusse zugänglichen Werkstätten.

Unter den Schmucksachen sind in erster Linie die Fibeln zu nennen, welche fast durchweg figürlichen Schmuck tragen: es sind das die Masken- und Thier- und Vogelkopffibeln (von bügelförmigem Typus mit zurückgebogenem Fuß oder auch außerdem noch mit entsprechend zurückgebogenem Kopftheil, oder überhaupt von einfacher Bügel-, Bogenform). Entsprechend figural verziert sind die Gürtelhaken, Gürtelkrappen und ihre Gegenbeschläge, weiter vielfach auch Hals- und Arm- (Fuß-?) ringe, doch tritt der Ringschmuck in dieser Gruppe nicht so sehr in den Vordergrund, wie in älteren oder jüngeren Zeiten. Daß in dieser Stufe starker Beeinflussung europäisch-barbarischen Geschmackes durch klassisches Formengut nicht auch reich dekorierte Fingerringe fehlen konnten, während doch die Mehrzahl der prähistorischen Stufen es an Fingerschmuck nicht über einfache Draht- und Blechstreifenringe brachte, ist ja selbstverständlich. Ob eine Anzahl von gepreßten Metallblechen unserer Funde als Gewandschmuck angesprochen werden kann, analog den Goldplättchen skythischer Kurgangräber, ist noch ungewiß, wie ja auch die Deutung anderer größerer Metallbleche unserer Funde (Eygenbilfen, Dürkheim). Nicht zu übergehen haben wir schließlich, daß zur Ausschmückung einzelner Gegenstände auch Bernstein und Koralle Verwerthung fand. Letztere tritt hier nicht zum ersten Male auf, bereits in der Hallstattzeit war sie nordwärts der Alpen bekannt; wann sie in unserer Zone vom Email verdrängt wurde, das in jüngeren Abschnitten der La Tènezeit eine nicht unwichtige Rolle spielt, wissen wir noch nicht genau.

Daß die keltischen Werkstätten im Hinterlande von Massalia sich auch auf die Fabrikation von Metallgefäßen verstanden, dafür haben wir mehrfache Belege. Sie copirten z. B. die griechischen

Schnabelkannen sehr gut, jedoch modificirten sie deren figürlichen Schmuck nach ihrem Geschmack, ihrer Stilweise entsprechend.¹⁴ Gepreßte Goldbleche unserer Funde werden, z. Th. wenigstens, als Gefäßbekleidungen anzusprechen sein, wofür das einst als Krönchen gedeutete, von Furtwängler richtig zusammengesetzte Goldblech aus Schwarzenbach und weiter auch das Löffelchen aus dem Aspergle, das einem Seiher nachgebildet erscheint, spricht und was auch die Hörner des gleichen Grabhügels, die vielleicht ein Rhyton darstellen sollten (falls es sich hier nicht um hornförmige Beschläge vom allerdings fehlenden Wagen oder Pferdegeschirr handelt), verständlich machen kann.

An Keramik, die dieselben altgriechischen Influenzirungen in Formen wie in der Ornamentik bekundet, fehlt es in unserem Gebiete keineswegs, allerdings sind gerade unsere reich ausgestatteten rheinischen Grabhügel dieser Zeit äußerst arm an Thongeschirr.

Von dem Werkzeug dieser Stufe wissen wir zur Zeit noch so gut wie nichts, da die Gräberausstattung es nicht führt und der in langsamer Wanderung (und dazu auch nur vereinzelt) von den Mittelmeerlandern bis zum hohen Norden verfolgbare Brauch, reichlich Handwerksgeräth in die Gräber zu legen, in unserer Zone erst später Eingang fand.

Die Verbreitung der dem V. Jahrhundert angehörnden La Tène-Alterthümer innerhalb des europäisch-barbarischen Kreises ist keine allgemeine. Unbedingt zum eigentlichen La Tènekreise, in dem uns überdies die ältesten Denkmäler des La Tènestiles in voller Reinheit entgegentreten, zählt die Westhälfte der Gebiete zwischen dem Nordrand der Alpen und dem deutschen Mittelgebirge und ihre westliche Fortsetzung im nördlichen Frankreich. Die typische Grabform ist hier das hohe oder flache große Hügelgrab (mit Leichenbestattung), ausgesprochene Flachgräber und gar solche in großen Leichenfeldern beginnen erst vereinzelt einzusetzen. Wie sich das südliche Frankreich zu dieser Gruppe verhält, läßt sich augenblicklich noch nicht übersehen. In der Osthälfte Bayerns, in Böhmen, und weiter ostwärts am Nordrande des Alpengebietes erscheinen die hier genannten Formen in einer Mischung mit anderen Elementen, die auf die unmittelbar südlich der Ostalpen gelegene etruskisch-venetischen Gruppe Oberitaliens hindeutet. Diese Erscheinung kann als ein archäologisches Dokument für die von der neueren Geschichtsforschung geäußerte Annahme gelten, daß die im V. Jahrhundert Italien überfluthenden Kelten von Norden, aus dem oberen Donaugebiet, kamen (und nicht vom Westen, aus Südfrankreich),¹⁵ allerdings wäre sie auch ohne diese Annahme aus rein prähistorischen Gründen vollkommen erklärbar, denn zu allen Zeiten lassen sich im prähistorischen Europa von einer Zone zu anderen, weiter nordwärts gelegenen Zonen in südnördlicher Richtung vordringende Kulturströmungen nachweisen. Man beobachtet hier z. B. Certosafibeln, welche der Westen gänzlich verschmähete und die für ihn ohne jede Bedeutung geblieben sind, weiter auch späte Ableger der von älteren klassischen (wohl durch etruskisches Milieu gebotenen) Elementen ausgehenden Situlenkunst Oberitaliens und Beeinflussungen durch dieselbe. Hier in der Osthälfte der Zone nordwärts der Alpen überwiegt in dieser Stufe das Hügelgrab. Wie weit die älteste La Tènegruppe nach Osten reicht und wo sie sich etwa mit dem skythischen Kreis des Ostens berührt, entzieht sich heute noch unserer Kenntniß, die Funde versagen in dieser Hinsicht noch gänzlich. Doch scheinen einzelne Theile Ungarns noch zum La Tènebereich zu gehören, wenigstens lassen sich aus dem westlichen Ungarn einzelne Denkmäler vom La Tènecharacter namhaft machen, die sehr wohl dem Jahre 400 v. Chr. oder etwas älteren Zeiten angehören können.

Für die gesammte norddeutsche oder nordische Zone ist es mit dem Nachweis von Funden dieser Stufe noch sehr schlecht bestellt. Vergewärtigen wir uns, daß diese Gebiete in den verschiedensten Abschnitten der Vorzeit vielerlei der süddeutschen Zone entlehnten, was uns in den Stand setzt, exacte chronologische Parallelen zwischen den Funden der süddeutschen Zone und des Nordens festzustellen, so dürfen wir voraussetzen, daß es uns einst gelingen wird, auch hier die ausschließlich dem V. Jahrhundert v. Chr. zukommende Gruppe von Altstücken auszuscheiden. Bei der Tendenz der eigentlichen Ostseegebiete, äußerst zähe an alten Elementen festzuhalten, müssen wir bei den als bodenständig anzusprechenden nordischen Erscheinungen dieser Stufe gegenüber den Denkmälern der süddeutschen Zone von vornherein eine starke Vermengung mit alterthümlichen Details, ja vielleicht überhaupt ein nahezu gänzlich Versagen bezüglich der am Nordrande der Alpen so lebendig

wirkenden fremden, klassischen Elemente voraussetzen; nach dem, was die Funde anderer vor- und frühgeschichtlichen Stufen dieser Gebiete lehren, und was wir selbst bis zur jüngeren Steinzeit zurück beobachten können, wäre das durchaus nicht unmöglich.

Wir haben uns noch in der Südhälfte der Alpenzone und am Nordrande der Mittelmeerzone nach Funden derselben Zeitstellung umzusehen. In Oberitalien treffen wir eine Gruppe von Funden an, welche auf Grund der griechischen Vasen, die sie führt, das gleiche Alter wie unsere erste Stufe der La Tènezeit einnimmt. Es sind das die Gräber von der Certosa bei Bologna, die zwar auch einige ältere, vollkommen unserer jüngeren Hallstattzeit entsprechende Grabdepots ergab, deren wesentlicher Theil jedoch erst der Zeit um und nach 500 v. Chr. zukommt. Unter den bemalten Vasen dieses provinzial-etruskischen Leichenfeldes haben wir solche jüngerarchaischer Zeiten wie des strengen Stiles; das Bronzegeschirr, unter dem naturgemäß auch manche nur auf die italische Halbinsel beschränkte Typen liegen, gehört desgleichen, soweit überhaupt datirbar, den genannten Zeiten an. Eigentliche La Tèneformen, Arbeiten des La Tènestyles, fehlen in diesen Gräbern aber gänzlich, hingegen erscheinen von Dingen, die den Prähistoriker interessieren, z. B. Fibeln des Certosatypus, die in diesen Etruskergräbern mit reicher griechisch-etruskischer Ausstattung als oberitalische (nicht mittelitalische) Erzeugnisse angesprochen werden können. Zu diesen Gräbern bildet die Fundschicht von Marzabotto unweit Bologna eine vorzügliche Ergänzung; auch von anderen Punkten der Umgebung von Bologna lassen sich einzelne ähnliche Funde namhaft machen.

Wie sich nordwärts des Po, vornehmlich in der reichen Nekropole von Este, und weiter ostwärts, im österreichischen Küstenlande, in Krain und im eigentlichen Illyrien das V. Jahrhundert v. Chr. ausprägt, läßt sich vorläufig noch nicht klar überblicken. Ein Mangel an reich ausgestatteten Gräbern, und namentlich an solchen, welche datirende griechische Importwaaren führen, macht sich hier empfindlich geltend, wenigstens bietet unsere Literatur bisher nichts an einschlägigen Materialien. Aber auch das ist ohnehin ganz sicher, daß hier im Osten nicht die Wiege des La Tènestyles zu suchen ist, so wenig wie in Oberitalien. Ebenso ungünstig verhält es sich mit dem Nachweis gleichalteriger Gräber in Südtirol, in der Südschweiz und im Bereich der Ostalpen. Aus den großen Nekropolen im Canton Tessin sind zwar genügend Gräber mit Bronzeschnabelkannen bekannt geworden, doch erscheinen diese Schnabelkannen hier selbst in sehr viel jüngerem Milieu, zudem verrathen sie sich als durchaus ungriechische, barbarische Arbeiten ohne typische Stilisirung der Früh-La Tènegruppe. Wir werden weiter unten auf diese Tessiner Gräber, welche man zeitlich leicht ganz falsch beurtheilen kann, noch zurückzukommen haben; jedenfalls bieten sie uns keineswegs ausgezeichnete Materialien unserer ersten La Tènestufe, und noch viel weniger wird man sie irgendwie mit der Genesis des La Tènestyles in Verbindung bringen wollen.

Diese kurzen Darlegungen werden genügen, um erkennen zu lassen, auf wie unrichtiger Basis sich die landläufigen Anschauungen über Ursprung und erste Entwicklung der „La Tènekultur“ bewegten. Für den Prähistoriker liegt nicht der geringste Grund vor, die La Tènezeit überhaupt erst mit ihrer zweiten Stufe (Tischler's Stufe der Früh-La Tènefibeln) zu beginnen und diejenige Gruppe, welche mit so hervorragenden Arbeiten den Ausgangspunkt (und zugleich die Höhe) des La Tènestyles bedeutet, unter gänzlicher Verkennung ihrer Bedeutung entweder überhaupt namenlos zu lassen oder sie einfach, unter Verquickung mit der jüngeren Hallstattgruppe, noch zur Hallstattzeit oder zu einer „Übergangsstufe“ zu rechnen. Das wäre selbst von typologischem Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen gewesen, von kunsthistorischem nun aber erst recht nicht! Und über die Wiege des La Tènestyles mußte man sich, wenn man die einschlägigen Alterthümer unter genauer Berücksichtigung ihrer lokalen Eigenheiten und Beziehungen studirte, auch von vornherein im Klaren sein; daß dabei nie und nimmer der oberitalische Kreis oder der Nordrand der Balkanhalbinsel betheiligt sein konnte, lehrt ja der Umstand, daß am Rhein und weiter westwärts uns die ältesten La Tènematerialien nahezu frei von einer Mischung mit Arbeiten anderer barbarischer oder halbbarbarischer Kreise entgegentreten, während sich weiter ostwärts daneben auch Ausstrahlungen des oberitalischen Kreises geltend machen. Immer und immer wieder wird man hier auf das Hinterland von Maffalia hingewiesen. Wenn man dazu in der starken Ausbreitung der ältesten La Tènearbeiten in der ganzen Zone am Nordrande der

Alpen einen archäologischen Beleg für die Verschiebungen keltischer Völker nach Osten annehmen will, so, wie man in der Ausstrahlung oberitalischer Elemente nach Norden auch einen Fingerzeig für allmählich in Fluß gerathende Vorstöße keltischer Stämme nordwärts der Ostalpen nach Oberitalien erblicken könnte, so spricht nichts gegen diese Annahme, obschon man sie durchaus nicht benöthigt und hier auch vollauf die ganz allgemein in der Vorzeit unseres Continentes zu beobachtenden Erscheinungen des Kulturaustausches zur Erklärung ausreichen.

Nicht so glänzend, wie die Fundgruppe des V. Jahrhunderts v. Chr., setzt nördlich der Alpen die zweite Stufe der La Tènezeit (B) ein. Aus der süddeutschen Zone besitzt man seit langem wenigstens einen großen Grabfund, der, sich würdig an die älteren anreihend, uns für die Beurtheilung dieses Abschnittes wichtiges Material bietet, das uns die breite Menge der einfacher ausgestatteten Gräber versagt. In jüngster Zeit traten dazu auch noch aus der Osthälfte Italiens Funde, die das Bild von dieser zweiten Stufe der La Tènezeit in wesentlichen Stücken ergänzen.

Betrachten wir zunächst jenen süddeutschen Fund, den von Waldalgesheim (unweit Bingen).¹⁶ Als typische Erscheinungen von Tischler's Stufe der Früh-La Tènesibeln liegen in ihm Ringe (Hals- und Armschmuck) mit Perlschnitten, weiter ein Knotenring (mit kugelförmigen Knoten). Ein Stück fremder Herkunft ist der eiförmige Eimer mit beweglichem Doppelhenkel, der wieder griechischen Werkstätten entstammt, aber wesentlich jünger ist als die oben genannten altgriechischen Importwaaren der ersten La Tènezeit. Die Verzierung dieses, einer wohlbekannten Gattung angehörenden Eimers bietet uns wieder die beste Handhabe zur Datirung: die überfallende Palmette wie das reiche Rankenmuster, denen sich auf dem zweiten nördlich der Alpen (auf dänischem Boden) gefundenen Exemplar dieser Gattung noch Akanthushalblätter anschließen,¹⁷ machen eine Entstehung am Ende des V. oder am Beginn des IV. Jahrhunderts wahrscheinlich, darauf deuten z. B. ornamentale Details des Erechtheions wie auch der großen Silberamphora aus dem skythischen Kurgan von Tschertomlitsk (unweit Nikopol) in Südrußland hin. So, wie wir für die griechischen Gefäße u. s. w. der ältesten La Tènegruppe als festes Datum das Jahr 500 v. Chr. anzunehmen haben, können wir hier also mit dem Jahr 400 v. Chr. rechnen.¹⁸

Auch die nord- und ostitalischen Gräber dieser La Tènestufe lassen nur das Nämliche erkennen.¹⁹ Bemalte Vasen des IV. Jahrhunderts, italische Helme, unter deren Ornamenten überfallende Palmetten nicht fehlen, gravirte etruskische Spiegel des IV. Jahrhunderts, Eimer der auch in Waldalgesheim vertretenen Gattung und andere minder charakteristische Bronzegefäße treten uns hier entgegen, typische ältere Formen fehlen, jedoch nicht einige späte Abkömmlinge jener älteren Formen. Auch hier gewinnen wir wieder den Anhalt, daß diese zweite Stufe der La Tènezeit bereits deutlich um das Jahr 400 v. Chr. einsetzt. Bei dem Mangel an rein hellenistischer Keramik in diesen italischen Gräbern und der unbedeutenden Rolle, die hier Metallgeräth des III. Jahrhunderts spielt, erhalten wir zugleich auch eine einigermaßen bestimmte Grenze nach abwärts. Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir diese Stufe im Allgemeinen dem IV. vorchristlichen Jahrhundert zuweisen.

Innerhalb der Zone nordwärts der Alpen, von Nordfrankreich im Westen bis in die Gegend von Budapest im Osten, macht sich für diesen zweiten Abschnitt der La Tènezeit in den Funden eine ziemliche Gleichförmigkeit geltend. Was die Art der Grabanlage anbetrifft, so tritt auf diesem weiten Gebiet das Hügelgrab (oder die Nachbestattung in älteren Grabhügeln) allmählich sehr zurück gegenüber größeren Flachgräberfeldern, die von nun an allgemein werden. Wir kennen solche vornehmlich aus Nordfrankreich, aus dem Rheinthale, aus der Nordschweiz, aus Nordböhmen, nordwärts vom Frankenwald, aus Schlesien und Pannonien, schließlich auch aus Italien; am Rhein und Main, wie an der oberen Donau, in Südwestböhmen, und in einzelnen Theilen Nordfrankreichs fehlt es daneben nicht an großen und flachen Hügeln mit einzelnen oder vielen Gräbern oder auch deutlichen Nachbestattungen in älteren Hügeln, ja vielfach dominirt in einzelnen Bezirken das Hügelgrab überhaupt noch. Ob dieses Variiren in der Bestattungsart innerhalb der Zone nordwärts der Alpen ethnographische Differenzen, eine Überfluthung einer älteren Bevölkerungsschicht durch eine neue andeutet, können wir vorläufig nicht mit Sicherheit entscheiden.

Auch die Formen von Waffen und Geräthen dieser La Tènegruppe sind innerhalb dieser Zone ziemlich homogen, obgleich ja an den Grenzen Osteuropas doch auch andere Typen erscheinen müssen als auf westeuropäischem Boden. Unter den Waffen haben wir vor allem wieder das Schwert nach Kurzschwertart, das sich von älteren Stücken kaum unterscheidet, zu nennen. Einschneidige Hieb- messer lassen sich auch wieder nachweisen, freilich nicht auf allen Gebieten. Wir treffen sie in Pannonien an, weiter auch recht häufig in süddeutschen Hügelgräbern, allerdings in solchen, deren Zuweisung zu einer der beiden älteren La Tène-Stufen oft nicht möglich ist; auf den Flachgräberfeldern Nordfrankreichs wie Nordböhmens scheinen sie in ihrer ausgeprägten Form beinahe ganz zu fehlen.²⁰ Die Lanzen zeigen minder prägnante Formen, ebenso Messer. Von Schilden ist kaum etwas bekannt, ebenso wenig ist etwas über Helme zu sagen, da unsere Funde sich bisher als äußerst unergiebig an derartigen Stücken erwiesen. Manche einzeln gefundene Helme mögen dieser Stufe angehören, können aber auch noch viel jüngeren Datums sein. Der Brauch, dem vornehmen Krieger den Streitwagen mit ins Grab zu geben, verschwindet bereits beinahe gänzlich, der einzige derartige Fund aus unserer süddeutschen Zone ist der von Waldalgesheim; keineswegs dürfen wir darin jedoch einen Anhalt dafür erblicken, daß Streitwagen allmählich bei den Kelten wieder aus der Mode kamen, denn der Streitwagen hielt sich bei den keltischen Völkern noch sehr lange, die Nachrichten aus dem Alterthum verbürgen ihn noch für die folgende Stufe, die Britannier hatten ihn selbst noch in viel jüngeren Zeiten.²¹ Entsprechend den Wagen erscheint auch Pferdegeschirr in dieser Stufe äußerst selten in den Gräbern.²²

Um so reichlicher sind die Schmuckfachen, obgleich künstlerisch hervorragende Arbeiten jetzt schon sehr zurücktreten und vielfach einer minderwerthigen, fabrikmäßig hergestellten Waare das Feld räumen. Auffallend gering ist der figürliche Schmuck an den Metallgeräthen, hingegen machen sich oft an den Schmuckgegenständen mißverständene figürliche Details, die zu glatten oder geknoteten Flächen verkümmern, geltend, also gegenüber den torentischen Arbeiten des V. Jahrhunderts ein entschiedener Rückschritt.

Unter den Fibeln dieser Stufe sind vor allem die von Tischler als Früh-La Tène-Formen bezeichneten Stücke zu nennen. Aber nicht alle Typen dieses Schemas gehören in diese Zeit, wir können für eine große Anzahl von Stücken deutlich nachweisen, daß sie jüngeren Datums sind, so wie in dieser Stufe (und noch sehr viel später) auch noch Formen älteren Schemas erscheinen können. In reicher Fülle liegen echte Fibelformen dieser Stufe in dem Depotfund von der Riesenquelle bei Dux;²³ außer den in diesem Funde vertretenen Gattungen kämen noch die Fibeln mit Korallen- (oder Email-) Scheibe auf der Fußplatte in Betracht, weiter dürften hier auch noch solche mit kugelförmiger Perle auf dem zurückgebogenen Fuß anzuführen sein, obgleich Varianten dieser Gattung gerade als „Pseudo-Früh-La Tène-Fibeln“ erst in der folgenden Stufe auftreten.

Andere wesentliche Erscheinungen dieser zweiten La Tène-Stufe sind die meist massiven offenen Ringe mit Pufferenden, ein Schema, das wohl auf gleichalterige klassische Anregungen zurückgeht. Der Reif dieser Stücke ist glatt oder verziert, bei den Arm- und Fußringen zeigt er oft Abschnürungen, die perlenartig aneinandergereiht sind, die Pufferenden endlich können oft sehr stark ausgeprägt sein, oftmals wieder zu recht geringer Größe zusammenschrumpfen. Eine Variante der Knotenringe, auf deren Reif die meist kugelförmig gebildeten Knoten nur in Intervallen sitzen, kennt überhaupt keine Pufferenden. Andere, mit Stößelverschluß versehene Ringe sind, wie in älterer Zeit, hohl und haben zumeist eine aufgeschobene Perle, die ihnen äußerlich die Gestalt der Pufferringe giebt. An sehr viel ältere Formen der Hallstattzeit knüpfen winkelförmig gebogene Arm- und Fußringe, denen auch einzelne Fingerringe nachgebildet werden, an. Auch ganz einfache Ringe aus Draht lassen sich beobachten, z. B. Halsringe mit aufgeschobenen Glas- und Bernsteinperlen, die durch Schleifenwindungen abgetheilt sein können, und Armringe mit mannigfaltig gestalteten Schlangenumwindungen, weiter Stücke aus flachem Metallband mit Torsion, auch aus vierkantigem Metallstab, der auch wieder gedreht sein kann; der Verschluß dieser Schmuckfachen ist sehr verschieden, einfache Haken, ringförmig abschließende Enden oder eine breite, dreigelappte Schließplatte mit einzufügendem Haken wären hier hauptsächlich zu nennen. Einzelne dieser Typen bekunden eine gewisse lokale

Beschränkung, mancherlei Formen des Westens, so z. B. die aus gewundenen Bronzeblechstreifen hergestellten nordfranzösischen Halsringe (oft mit großer Schließplatte), kehren im Osten unserer Zone nordwärts der Alpen nicht wieder. Da ein Theil solcher Formen auf ältere, oft sehr viel ältere Schemata zurückgeht, und auch in der Folgezeit wieder Fortsetzungen hat, ist bei einzeln gefundenen Stücken mitunter eine genaue zeitliche Zuweisung nicht möglich; bei Gräberfunden hingegen wird man in scheinbar zweifelhaften Fällen doch immer leicht das Richtige treffen können. Fingerringe sind jetzt wieder von geringerer Bedeutung.²⁴

Bei all den zahlreichen Ringvarianten dieser La Tènestufe läßt sich ein erheblicher zeitlicher Unterschied nicht annehmen, auch wenn einzelne Gräber oder Gräberfelder nur diese oder jene Gattung führen. In den Gräbern liegen eben meist complete Schmuckgarnituren, was ein Nebeneinander der verschiedenen Gattungen ausschließt, selbst die Schmuckfachen einzelner Grabplätze haben oft einen durchaus einheitlichen Character und bieten scheinbar nicht den geringsten Anhalt für das Vorhandensein gleichalteriger grundverschiedener Formen.

Gürtelkrappen fehlen auch in dieser Stufe nicht, jedoch sind auch sie nicht mehr so reich verziert wie am Beginn der La Tènezeit. Sie haben entweder die alte dreieckige Form oder sind mehr blattartig gestaltet; jedenfalls sind sie immer ziemlich klein und entbehren einer besonders reichen Ausschmückung ganz.²⁵

Die einheimische Metallgefäßfabrikation scheint in diesem zweiten Abschnitt der La Tènezeit noch anzudauern. Der Waldalgesheimer Fund enthält eine eigenartig geformte bauchige Henkelkanne mit langem, röhrenförmigem Ausguß; diese Vasengattung, die uns auch von anderen Fundstätten entgegentritt,²⁶ hatte sich aber zweifellos, wie Fragmente aus Eygenbilßen bei Lüttich andeuten, in der ersten La Tènestufe bereits entwickelt. Bei dem Mangel reich ausgestatteter Gräber aus dem IV. Jahrhundert sind das die einzigen Belege, die wir im Augenblick hier anzuführen haben. Die Keramik dieser Stufe läßt sich noch nicht gut überblicken, namentlich, was ihr Verhältniß zu der des V. Jahrhunderts anbetrifft, doch bieten neuerdings einzelne Fundplätze, z. B. das reiche Grabfeld von Braubach, vorzügliche Materialien. Klassische Influenzirungen machen sich, genau wie bei den älteren Gefäßen, auch hier geltend.

Die Nordgrenze der hier kurz characterisirten Gräbergruppe des IV. Jahrhunderts fällt ungefähr mit dem deutschen Mittelgebirge zusammen, sie verläuft in der Höhe des Thüringerwaldes, überschreitet den Frankenwald um ein Beträchtliches, beschränkt sich jedoch dann wieder auf das Erzgebirge, um nochmals in Schlesien (bis zur Oder hin) über das Mittelgebirge hinauszugehen. Innerhalb dieser Zone erstrecken sich in geschlossenem Gebiete die Gräber von Nordfrankreich bis in die Gegend von Budapest, Ausläufer dieser Gruppe finden sich jedoch auch noch in Siebenbürgen, doch ist hier die Abgrenzung gegen Osten noch unsicher.²⁷

Was nordwärts der hier bezeichneten Grenzlinie, die im Rheingebiet und in Belgien auch noch nicht besonders scharf zu ziehen ist, nun wieder in die zweite Stufe der La Tènezeit zu setzen ist, läßt sich mit Gewißheit nicht erkennen, auch wenn man früher ganz allgemein glaubte, dafür Belege zu haben. In norddeutschen Urnenfeldern vom La Tènecharacter finden sich wohl in gewisser Menge Gegenstände, die mit den süddeutschen Typen dieser Stufe äußerlich übereinstimmen, Fibeln wie auch Hals- und Armringe, jedoch erscheinen auf denselben Fundstätten auch noch unzweifelhaft jüngere Alterthümer, weiter finden sich hier reichlich auch jene Formen, welche, ob schon sich an ältere Schemata anlehnd, doch jüngeren Datums sind. Welche der norddeutschen Typen von scheinbarem Früh-La Tènecharacter, die sicherlich meist lokale Imitationen süddeutscher Modelle sind, nun thatsächlich noch dem IV. Jahrhundert angehören, dafür haben wir vorläufig keinen Anhalt, zumal die fraglichen Urnenfelder (mit ihrem sicher zumeist dem dritten La Tèneabschnitt zufallenden Inhalt) von nahezu homogenem Gepräge sind und eine chronologische Gruppierung ihres Inhalts sich eben nicht durchführen läßt. Für die Umschreibung des norddeutschen Formenkreises dieser Stufe fehlt es also noch an Material.

Wir haben uns nun weiter über die Südgrenze der La Tène funde dieses Abschnittes zu informiren. Südfrankreich (und weiterhin auch Spanien) versagt uns auch jetzt noch deutlich sprechende Funde.

Aus Oberitalien kennt jedoch im Gegensatz zum V. vorchristlichen Jahrhundert die Stufe der Früh-La Tènebela Tischler's in größerer Menge Gräber mit typischem La Tène-Inventar, ja wir können solche Funde an der Ostküste Italiens noch ziemlich weit nach Süden verfolgen. Die Ausstattung dieser Gräber lehrt deutlich, daß sie nicht Etruskern oder anderen italischen Stämmen angehörten, sondern keltischen Barbaren, die hier in Italien dieselben Waffen und Schmucksachen, wie ihre Stammesgenossen nordwärts der Alpen, führten und noch, im Gegensatz zu der Gepflogenheit der Kulturnationen, auch nach Barbarenbrauch ihre Waffen mit in's Grab nahmen. Daß in diesen keltischen Gräbern Italiens in großer Fülle Arbeiten griechischer und etruskischer Werkstätten liegen müssen, ist ja selbstverständlich, zumal ja die gegen Süden vordringenden Barbaren auch etruskische und in unmittelbarer Nachbarschaft griechischer und etruskischer Sphäre gelegene Gebiete besetzt hatten. So finden sich nun tatsächlich hier in Fülle griechische Vasen, Bronzegeschirr, geschnittene Steine, Edelmetallschmuck griechisch-etruskischer Fabriken, darunter goldene Lorbeerkränze, Toilettegeräte, Spielgeräte, die Krieger trugen italische Helme, die Gräber werden durch behauene Grabsteine bezeichnet, das alles ist bei der Nähe überlegener Kulturcentren ja nur begreiflich. Aber die italischen Kelten entlehnten auch Angriffswaffen ihren Nachbarn, nämlich das etruskische Pilum, wie gerade die Gräber von Montefortino gezeigt haben. Übrigens blieb der Austausch von Waffenformen nicht einseitig, denn die Italiker übernahmen ihrerseits von ihren stammesverschiedenen Nachbarn wieder den ovalen Langschild (mit Längsrippe und ovalem Nabel) der Barbaren, wie ihn die bewaffnete Krieger darstellenden italischen Terracotten hellenistischer Zeit so oft zeigen und welcher noch bis an den Beginn unserer Zeitrechnung zur Bewaffnung römischer Heere gehörte, wie der Altar des Neptuntempels des Domitius in Rom und der Fries des Triumphbogens des Augustus in Susa lehren.²⁸

An der Ostseite Italiens können wir Keltengräber bis nach Apulien verfolgen, bei Canosa scheint eine größere keltische Nekropole zu liegen, welche in älterer wie in neuerer Zeit jedoch nur immer einzelne Gräber ergab. Der werthvollste Fund ist der von Naue theilweise publicirte, der im Kunsthandel zertrümmert wurde: er enthielt eine größere Menge griechischer Vasen des IV. Jahrhunderts, Gürtel der bekannten unteritalischen Gattung, Eisenwaffen (Speere), einen Bronzepanzer, Pferdegebisse klassischer, nicht barbarischer Construction und einen eisernen Helm in der Form der schon mehrfach genannten italischen Gattung, mit reich (in schönem Früh-La Tène-Stil) ornamentirtem Bronzeblech bekleidet. Überaus wichtig ist dieser Fund, weil er eine vorübergehende keltische Besitznahme unteritalischer Striche andeutet. Die für einzelne gleichalterige Helme unserer Antiquariengemachten Fundortsangaben dürften anzeigen, daß früher in diesen Gebieten noch andere Barbarengräber mit analoger Ausstattung geöffnet und ihr Inhalt an Vasen, Helmen u. dergl. (oft genug vielleicht mit der bequemerer Angabe „Etrurien“) einzeln in den Kunsthandel kam, während ihre minderwerthigen Eisen- und Bronzesachen verschleudert wurden. Dieses keltische Material aus Unteritalien ist ausschließlich in das IV. Jahrhundert zu setzen, für Funde der dritten La Tène-Stufe (Tischler's Mittel-La Tènezeit) fehlen irgend welche Anzeichen bisher ganz.

Ganz im Unklaren liegen für das IV. vorchristliche Jahrhundert die Verhältnisse in der Südhälfte der Alpenzone. Weder aus dem Tessin, noch aus Südtirol, Krain, Kärnten, Küstenland, oder in östlicher Fortsetzung, aus Kroatien und Bosnien, haben wir deutlich sprechende Funde, trotzdem zweifellos diese Gebiete von Kelten überfluthet wurden. Das, was uns im Tessin oder im nördlichen Bosnien in scheinbarer Früh-La Tène-facies entgegentritt, gehört sicherlich nicht in diese Stufe, sondern ist wesentlich jüngeren Datums. Hier überall sind also noch unausgefüllte Lücken.

Wir haben oben gesehen, daß La Tène-Funde dieser Stufe im Gebiete der mittleren Donau bis Pannonien und selbst bis Siebenbürgen sich verfolgen lassen. Südwärts von diesen östlichen Ausläufern, aus serbischem und bulgarischem Gebiet, wissen wir heute noch nichts von La Tène-Materialien. Ob diese Länder in Zukunft in Fragen, die sich auf die La Tène-Kultur beziehen, eine große Rolle spielen werden, wie man im Hinblick auf die Ostwanderungen der Kelten und ihr Vordringen nach Griechenland und Kleinasien vermuthen kann, läßt sich schwer sagen. Für die beiden älteren La Tène-Abschnitte, deren Wurzeln, soweit das heute vorhandene Material in Betracht kommt, immer doch im Westen zu suchen sind, werden sich hier schwerlich ganz neue Gesichtspunkte ergeben.

Hatten wir für die beiden älteren Abschnitte der La Tènezeit immerhin noch reich ausgestattete Funde, welche mit Hilfe der Daten der klassischen Archäologie leicht sich chronologisch beurtheilen ließen, so treten für die folgende, dritte Stufe (C), Tischler's Periode der Mittel-La Tènefibeln, Beziehungen zu klassischen Gebieten sehr in den Hintergrund. Zwar ist am Süd- und Nordrande der Alpen kein Mangel an Grabfunden dieser Stufe, aber Gräber mit reichen Beigaben traten bisher nicht zu Tage.²⁹ Dieser Abschnitt umfaßt ungefähr die Zeit vom Tode Alexanders des Großen bis zur Kimbern- und Teutonenwanderung, eine deutliche chronologische Gliederung dieses sich über zwei Jahrhunderte erstreckenden Zeitraumes ist jedoch noch nicht erkennbar. Man sollte jetzt, in der Zeit der Züge der Kelten nach Griechenland und der Kämpfe in Kleinasien, in unseren Alterthümern starke hellenistische Einflüsse voraussetzen dürfen, reicht doch die Wirkung hellenistischer Kultur über den altweltgeschichtlichen Kreis noch hinaus selbst bis nach China; auffallender Weise verrathen unsere Materialien aber nichts davon. Jedoch bieten uns wenigstens die Denkmäler der antiken Kunst des hellenistischen Zeitalters einige Hinweise, die für unsere prähistorischen Funde verwertbar sind. Es sind das die auf die Gallierkämpfe bezüglichen Bildwerke, welche die Bewaffnung der Mittel-La Tènestufe, von einigen künstlerischen Freiheiten abgesehen, theilweise wiedergeben. Das Attalosanathem, die Waffenreliefs vom Obergeschoß der Stoa des Athenaheiligthums zu Pergamon und die Terracotten von Saffo-ferrato zeigen uns den Schild der Kelten mit Details, die sich in den Gräbern der Mittel-La Tènestufe in so häufiger Wiederkehr nachweisen lassen.

Typologisch ist dieser dritte Abschnitt der La Tènezeit nicht sehr leicht zu umschreiben, da ihm eine große Reihe von Formen längerer Lebensdauer angehört. Unter den Waffen tritt in den Gräbern als wesentlich neu der Schild mit bandförmigem Eisenbuckel entgegen. Die Lanzenspitzen haben oft sehr breite Blätter, häufig läßt sich auch ein schwerer (armbrustbolzenartiger) Lanzenstuh nachweisen. Die Schwerter zeigen entweder die alte, große Kurzschwertform, in der Regel dann mit übertrieben ausgebildetem Ortband,³⁰ daneben fehlt es nicht an ausgesprochenen Langschwertern, (mit spitz auslaufendem Ortband), die aus jener Kurzschwertform hervorgegangen sind. Zu den Schwertern gehören meist große Eisenketten. Für die historisch überlieferten Streitwagen versagen unsere Funde bisher noch, ebenso für Pferdegeschirr.

Unter den Schmucksachen dieser Stufe finden sich etwas mehr typische Formen vor als unter den Waffen, obschon auch hier noch gerade genug Details zweifelhaft bleiben. Die großen, aus Ringen und stangenförmigen Verbindungsgliedern bestehenden, mit feinen Kettchen und Zierrathen abschließenden Bronzegürtelketten dürften nahezu auf diese Stufe beschränkt sein.³¹ Im Gefolge dieses Gürtelschmuckes erscheinen große breite Glasarmbänder (von weißer, gelber, brauner und kobaltblauer Farbe, oft mit aufgelegten Fäden in anderen Farben verziert); außer den breiten, bandförmigen Glasarmringen fehlt es gelegentlich nicht an solchen von rundem Querschnitt, die aber unbedingt noch in jüngere Zeiten reichen (wie sicher auch ein Theil der breiten Armbänder). Weiter kommen mäßig dicke Lignitringe von rundem Querschnitt vor, welche jedoch von älteren und jüngeren Stücken kaum zu trennen sind. Von Metallarmbändern treten jetzt Spiralringe (von etwa anderthalb Windungen) aus Eisen und Bronze auf, ferner gehören kleine Armringe aus Eisen und Bronze mit ornamentirten Buckeln hierher und ebenso die ehemals als Früh-La Tène-typen bezeichneten Hohlbuckelarmringe mit Charnier (Nussarmringe mit glatten und verzierten Buckeln), welche zweifellos als in sehr große Dimensionen gerathene Weiterführungen gewisser Knotenringe der vorangehenden Stufe anzusprechen sind.³² An Halsringen waren unsere Grabfunde bisher recht unergiebig; ein in Manching gehobener eiserner Halsring mit umgebogenen, mit Knöpfen abschließenden Enden, eine Form, die sich in Oberitalien und wohl auch in Frankreich wiederholt, lehrt, daß diese Stufe auch wesentlich von dem üblichen La Tèneschema abweichende Ringtypen kannte. Einige Aufmerksamkeit verdienen auch noch die Emailperlen des III. und II. Jahrhunderts, für die Manching der wichtigste Fundort ist, die aber auch an anderen Punkten (z. B. auf nordfranzösischen Leichenfeldern) zu Tage traten.

Unter den Fibeln dieser Stufe liegen einmal Stücke von älterem Schema, die sich aber in ihrer Ausgestaltung merklich von den Fibeln des IV. Jahrhunderts unterscheiden. Aus der breiten Menge

der sogenannten Mittel-La Tène-Fibeln sind es hingegen nur wenige Typen, welche nachweislich bis in diese Stufe zurückreichen; meist handelt es sich um die mit zwei Kugeln garnirten Stücke.

Keramik, oder gar Metallvasen dieser La Tène-Stufe zählen in der Zone am Nordrande der Alpen zu fast unbekanntem Dingen. Das, was wir den wenigen gerade dieser Stufe zuzuweisenden Thongefäßen entnehmen können, deutet jedoch darauf hin, daß ihr Metallvasen, speciell auch solche unklassischer, einheimischer Formen, nicht fehlen konnten. Denn die keramischen Proben aus Manching und Aislingen a. Donau haben ausgesprochene Metallformen.

Etwas wesentlich Neues in der Gräberausstattung unserer Barbaren nordwärts der Alpen tritt uns in den Münzen entgegen, die jetzt zum ersten Male, allerdings sehr spärlich vertheilt, in den Grabfunden erscheinen. In dem vorhelvetischen, sich über den zweiten und dritten Abschnitt der La Tènezeit erstreckenden Gräberfelde von Vevey fand A. Naef vor einigen Jahren eine in Massalia geprägte Silbermünze in einem typisch ausgestatteten Grabe dieser Stufe;³³ bei anderen Gräbern mit hellenistischen Münzen oder Nachahmungen solcher sind die Fundverhältnisse nicht zu überblicken, oder es läßt sich das Alter der betreffenden Funde noch nicht präzis bestimmen. Da ein wesentlicher Theil der einheimischen Münzen der Barbaren nordwärts der Alpen und an der Donau auf verhältnißmäßig alte klassische Vorbilder zurückgeht, muß bereits in dieser Stufe die keltische Münzprägung ziemlich lebhaft eingesetzt haben; allerdings gehört die größte Menge der keltischen Münzen erst der Spät-La Tène-Stufe an.

Das Verbreitungsgebiet des Mittel-La Tène-Kreises erleidet gegenüber dem der vorangehenden Gruppe eine gewisse Einbuße, so in Ostitalien, hingegen reicht es noch weiter nach Osten, als zuvor, da wir nunmehr auch ostwärts der Karpathen, aus der Bukowina und der Moldau, Mittel-La Tène-Funde nach Art der Materialien der süddeutschen Zone kennen.³⁴ Nahezu homogen in der äußeren Erscheinung sind die Funde in der ganzen weiten Zone nordwärts der Alpen, von Nordfrankreich bis nach Pannonien hin. Es überwiegt hier die brandlose Beisetzung und Vereinigen der Gräber zu großen Leichenfeldern, Nachbestattungen in Hügeln sind selten. Leichenbrand scheint sich bisher nur am Rhein nachweisen zu lassen.

Reichlicher fließen jetzt auch die Materialien der norddeutschen Zone. Große Urnenfelder, oder flache Urnenhügel, stets mit Brandbestattungen, reichen vom Niederrhein bis in die Osthälfte Norddeutschlands. Die Gräber sind vielfach verhältnißmäßig reich ausgestattet, allerdings mehr mit Schmuckstücken als mit Waffen. Ausstrahlungen dieser norddeutschen Gruppe dürften sich auch in Skandinavien geltend machen, woselbst ältere La Tène-Funde bekanntlich bisher überhaupt fehlen. Gräber, wie z. B. die vom Grafen Münster am Anfang des vorigen Jahrhunderts bei Nienburg untersuchten Urnenfelder, wie sie in der Gegend von Magdeburg zu beiden Seiten der Elbe,³⁵ und weiter einigermaßen reichlich und in anderer Ausstattung in der Umgebung von Dresden erscheinen,³⁶ gehören dieser Stufe an. Aus ihrem Inhalt seien hier nur die Segelohrringe mit bunten Glasperlen, die Nadeln, die sehr viel ältere Schemata (der Hallstatt- und ausgehenden Bronzezeit) wiederholen, und die Fibeln, die in grober Umbildung ältere Typen nachahmen, genannt; feine Gefäße sind selten, und fast nur in der Südhälfte der norddeutschen Zone nachweisbar (Thüringen, Umgebung von Dresden), die groben Urnen lehnen sich im Ornament wie in Form zumeist an wesentlich ältere Dinge an.

Südwärts der Alpenlinie ist es mit Funden dieser La Tène-Stufe vielfach noch recht schlecht bestellt. Daß Südfrankreich und das Pyrenäengebiet auch nun wieder versagt, ist höchst auffallend; eine Nekropole des Pyrenäengebietes mit sehr stark modificirten La Tène-Formen und Wiederholungen noch sehr viel älterer Elemente werden wir, gestützt auf analoge Erscheinungen der Alpenländer, in noch jüngere Zeiten setzen müssen, für den Character der südwestfranzösischen Alterthümer aus den der Landnahme Südgalliens durch die Römer vorangehenden Jahrhunderten können wir diesen Funden nichts entnehmen. Aus Oberitalien liegt wenigstens einigermaßen reichliches Material dieser Stufe vor, das kaum vom süddeutschen abweicht, allerdings aber auch viele klassische Fabrikate führt. Die Süd Schweiz und Südtirol versagt mit deutlich sprechenden Funden jedoch wieder gänzlich. Echte Mittel-La Tène-Alterthümer führen diese Gebiete, z. B. die großen Nekropolen des Tessin, nicht; alles, was uns hier an La Tène-Typen entgegentritt, haben wir eher der Schlußphase

der La Tènezeit zuzuweisen, aber auch die Wiederholungen älterer (halltätischer, ja selbst bronzezeitlicher) Elemente, die diese Nekropolen ergaben, kommen entweder in jenem (späten La Tène-)zusammenhange vor oder sind chronologisch überhaupt nicht fixierbar; jedenfalls dürfen wir aus diesen Materialien vorläufig nichts über das Aussehen der Mittel-La Tènestufe hier selbst folgern. Weiter ostwärts fließen uns Mittel-La Tène funde reichlicher zu. Vornehmlich ist es Krain, das recht ergiebig war, jedoch fehlt es hier wieder an reinlich ausgeschiedenen Gräberinventaren, wir können für das obere Savegebiet bisher nur feststellen, daß die Nekropolen, die hier Brandbestattungen zeigen, sich über die beiden jüngeren La Tène stufen erstrecken; auf den älteren Abschnitt weisen Bronzeketten, gläserne Armringe und Hohlbuckelringe, weiter einige Fibeln hin, auch von den Waffen wird Manches schon dieser Stufe angehören. Sehr viel schwieriger sind die Materialien aus den weiter südwärts gelegenen Gebieten, Kroatien, Bosnien u. s. w. zu übersehen. Ähnlich wie im Tessin könnte man vielleicht auch hier wieder eine Mittel-La Tènezeit aus Typen von scheinbarem Mittel-La Tène character construiren, jedoch käme man damit zu einem ganz falschen Resultat. Auch hier wieder enthalten reich ausgestattete Gräber der Zeit um Christi Geburt genug Gegenstände älteren Schemas, ärmliche Gräber mit ganz analogen Stücken, aber ohne deutliche Hinweife ihres späten Alters, wird man demnach doch nicht in weit vorangehende Stufen rücken dürfen. Was diese großen Gräberfelder von Jezerine, Sanskimoft, Prozor u. s. w. an wirklichen Formen der dritten La Tènestufe bieten, ist recht wenig, und wurde dazu leider noch in einem so nichts sagenden Zusammenhang gefunden, daß wir über das Aussehen der Altsachen des III. und II. Jahrh. v. Chr. in diesen illyrischen Gebieten überhaupt noch keine klare Vorstellung gewinnen können. Aus dem unteren Donaugebiet versagen die Funde auch für diese Stufe.³⁷

Einen natürlichen Abschluß findet diese dritte Stufe der La Tènezeit gegen Ende des II. vorchristlichen Jahrhunderts. Ihr Ende, ihre Ablösung durch einen neuen Kreis von Erscheinungen hängt zweifellos mit dem Festsetzen der römischen Macht in Südgallien zusammen. Ungefähr gleichzeitig macht sich in Süddeutschland ein ungestümes Vorrücken der Germanen bemerkbar, in engerem und weiterem Zusammenhang mit der Wanderung der Kimbern und Teutonen fanden in Süddeutschland durchgreifende Völkerverschiebungen statt, wie uns auch die Funde anzudeuten scheinen. Das sind Dinge, welche einer ruhigen Fortführung der Mittel-La Tènegruppe nicht förderlich sein konnten. Die Spät-La Tènestufe (D), die also ungefähr das letzte Jahrhundert der römischen Republik umfassen dürfte, bringt einen starken Wechsel in den Formen herbei und verändert das Bild gegenüber der vorangehenden Phase ganz wesentlich, in großer Zahl verdrängen neue Elemente die alten, nicht selten macht sich wieder ein starkes Zurückgreifen auf wesentlich Älteres geltend, kurz und gut, der Abstand zwischen der Spät-La Tènestufe und der unmittelbar vorausgehenden ist fast größer als je in älteren vorgeschichtlichen Zeiten zwischen zwei benachbarten Gruppen.

Die Formgebung einer größeren Reihe von Altsachen der Spät-La Tènestufe, die Art der Profilierung, die Verwendung gewisser figürlicher Elemente verleihen diesen Arbeiten einen ganz unprähistorischen Character und verknüpfen sie vielfach mit Erzeugnissen der Kunstindustrie der Kaiserzeit, ja, man könnte einzelne Stücke, wenn dem sonst nichts im Wege stände, leicht überhaupt für klassische Fabrikate halten. Bei dem Umstande jedoch, daß auf den Spät-La Tènearbeiten eine Summe von Details in hohem Grade eine Verballhornung und Umstilisierung antiker Elemente zeigt, ist die Annahme eines Ursprunges dieser Alterthümer auf barbarischem, nicht rein klassischem Boden unabweisbar. Derartige Denkmäler finden sich nicht nur in den Gebieten vor, welche im letzten Jahrhundert der Republik noch nicht von den Römern unterworfen waren, sondern auch in solchen, welche bereits kürzere oder längere Zeit zum Römerreiche gehörten oder wenigstens hart an der officiellen Reichsgrenze lagen.³⁸ Wir dürfen daraus schließen, daß die Werkstätten einzelner von den Römern unterworfenen (keltischer oder keltisch-illyrischer) Gebiete also mindestens einen Theil der uns als Spät-La Tèneerscheinungen geltenden Alterthümer verfertigten, und wir es hier also mit directen Vorläufern der provinzialrömischen Arbeiten zu thun haben. Das erklärt auch die stellenweise bis zur völligen Untrennbarkeit führende Verwandtschaft gewisser Spät-La Tènesachen mit

folchen der älterrömischen Kaiserzeit. Jedoch, das sei dem gegenüber bemerkt, führen die Funde mit typischem, in sich abgeschlossenem Spät-La Tène-Inventar an datirenden Materialien durchweg nur solche, welche der Zeit vor Augustus angehören, wie z. B. die dakischen Silberstücke von Hév-Szamos und Cserbel oder der Fund von Lauterach bei Bregenz mit ihren Münzen republikanischer Zeiten³⁹ oder auch Gräber am Südrande der Alpen lehren,⁴⁰ obschon vielfach auch die Spät-La Tèneschichten sich direct, ohne Hiatus, in solche der ersten Kaiserzeit fortsetzen.

Der Formenkreis der Spät-La Tènegruppe ist umfassender als der der vorangehenden Stufe, in den einzelnen Zonen wechselt er jedoch ganz beträchtlich. Wir übergehen hier vorläufig die Differenzen der einzelnen Gebiete und richten unser Hauptaugenmerk auf die Funde der süddeutschen Zone.

Unter den Waffen dieser Stufe variiren die Schwerter wieder ganz erheblich. Es finden sich Fortführungen der Mittel-La Tèneformen, daneben ungeheuer große, meist sehr breite „Spät-La Tèneschwerter“, deren mit Stegen verzierte Metallscheiden für gewöhnlich mit breiten, nachenförmigen Ortbändern abschließen, weiter aber auch Kümmerformen beider Typen,⁴¹ und endlich auch Stücke vom Kurzschwertcharacter, welche sichtlich durch den römischen Gladius beeinflusst sind, darunter solche, welche von den alten mit maskenverzierten Griffen versehenen Schwertern überhaupt nicht zu trennen sind.⁴² Große Messer, die wohl als Hiebmesser anzusprechen sind (jedoch in anderer Ausgestaltung als in der ersten Hälfte der La Tènezeit), treten jetzt wieder hervor, und gleichzeitig mit ihnen in der norddeutsch-skandinavischen Gruppe einschneidige hiebmesserartige Schwerter. Über die Lanzen ist nicht viel zu sagen, man wird sie kaum von etwas älteren trennen können; auffallend ist ein gewisser Reichthum an besonders großen Stücken. Die Funde von Alesia ergaben eine große Anzahl ziemlich abweichender Typen (meist mit schmalen Blatt), doch bilden diese Erscheinungen nur mehr eine Ausnahme.⁴³ Pfeilspitzen (in Blattform etc.) sind jetzt nicht gerade selten, allerdings fehlen sie in den Gräbern ganz; immerhin ist ihr Auftreten bemerkenswerth, denn fast im ganzen I. Jahrtausend v. Chr. waren in der Zone nordwärts der Alpen, speciell in Süddeutschland und weiter westwärts, mit wenigen Ausnahmen Pfeilspitzen, solche aus Eisen wie aus Bronze, unbekannt. An Schildbuckeln kommen jetzt auch runde, mit kugelige Wölbung oder in einen Stachel ausgehend, vor; die einfachen bandförmigen Buckel halten sich noch, öfter nehmen ihre „Flügel“ andere Formen an. Die Helme der Spät-La Tènestufe, die allerdings nordwärts der Alpen fast ganz aussetzen, schließen sich entweder römischen Typen an oder copiren in einzelnen lokalen Werkstätten auch wesentlich ältere etruskische und italische Vorbilder.⁴⁴ Scheinbar unvermittelt treten in den Funden nördlich der Alpen Pferdegeschirtheile aus Bronze und Eisen (Trensen, mitunter sehr schön ausgestattet, große Zierscheiben, Kummelbeschläge, Zügelringe) und vereinzelt auch Wagenreste auf, allerdings in Gräbern nur selten.⁴⁵ Diese Wagentheile werden wahrscheinlich, soweit das Material der süddeutschen Zone in Betracht kommt, wieder Streitwagen angehören; prächtige vierräderige Wagen mit reichem Metallschmuck, die in einem jütländischen Torfmoor zum Vorschein kamen,⁴⁶ sind hingegen anders zu deuten. Schließlich haben wir in diesem Zusammenhange auch das erstmalige Erscheinen der Sporen zu erwähnen.

Da wir aus dieser Stufe auch große, überaus ergiebige Ansiedelungsstätten kennen, ist natürlich an Werkzeugen, Ackergeräthen, Hausgeräthen u. s. w. kein Mangel. Bibracte, La Tène, der kleine Gleichberg, der Hradischt von Stradonitz und die Wohnstätten bei Munkács⁴⁷ wären hier als wesentlichste Fundstätten zu nennen, aus südlichen Zonen bringt die Gurina in Krain noch wichtige Bereicherungen bei. Messer, Beile, Hohlcelte, Meißel, Hohlshaber, Ahlen, Schmelztiegel, Zangen, Sichel, Sensen, harkenartige Haken, Schlüssel, Schüreisen und Kesselhalter seien hier aus der reichen Fülle des Vorhandenen hervorgehoben. Daß auch Feuerböcke, die in Bibracte wenigstens aus Thon sich vorfinden, und Vorläufer der vielen Garten- und Ackerbaugeräthe römischer Funde sich in diesem letzten Abschnitt der La Tènezeit noch einstellen werden, unterliegt keinem Zweifel.

Das Geschirr aus Thon ist äußerst mannigfach; eine sehr feine Waare wechselt mit minder feinerer und sehr grober in buntem Gemisch in unseren Funden ab. Sehr häufig sind Metallformen, weiter auch Glasformen in Thon wiedergegeben. Äußerst wichtig ist hier die bemalte Keramik, die wir aus

Central- und Nordfrankreich (u. a. von Bibracte), aus der Nordschweiz, vom Rhein, vom Hradisch bei Stradonitz, von der Lahn bei Hallstatt, aus den Teffiner Nekropolen und aus Bosnien kennen. Sicher geht diese bemalte Waare auf fremde Anregungen zurück, wenn vielleicht auch auf solche, die in etwas ältere Zeiten reichen; ihre Ornamentik ist überwiegend geometrisch, aber es fehlt nicht an umstilisiertem Pflanzenornament. Bei dem Bronzegefäß dieser Stufe handelt es sich vielfach um barbarische Fabrikate; die größte Verbreitung (südalpine, süd-, mittel- und norddeutsche Zone) haben Eimer (geschweifte Situlae) mit einem beweglichen Henkel, dessen Attachen hellenistische Einflüsse bekunden. Eingeführtes hellenistisches Bronze- (und wohl auch Edelmetall-) Gefäß ist nicht gerade selten gewesen, nördlich der Alpen fanden sich einige Male ganze Gefäße oder Theile der Wandungen solcher, sehr viel häufiger noch sind aber einzeln gehobene Henkel (von napfförmigen Bechern u. f. w.), die auch von barbarischen Toreuten nach- und umgebildet werden. An einzelnen Punkten südwärts der Alpenlinie herrscht, wie begreiflich, sogar ein großer Reichthum an hellenistischem Bronzegefäß, unter dem dann große Pfannen und Kannen überwiegen.⁴⁸ Weiter fehlt es nicht an verzierten Bronzeblechbeschlägen und Bronzehenkeln von großen und kleinen Holzgefäßen (fast stets von Cylinderform).

Sehr reichhaltig sind auch wieder die Schmucksachen. Unter den Fibeln erscheinen außer den typischen „Spät-La Tènefibeln“ („Nauheimer Gattung“) in Menge Pseudo-Mittel-La Tèneformen, und im Alpengebiete treten dazu noch Wiederholungen sehr viel älterer Schemata der Hallstatt- und ältere Hälfte der La Tènezeit. Der Gürtelschmuck zeitigt wieder eine Reihe charakteristischer Typen, so die großen, durchbrochenen (dreieckigen) Gürtelhaken aus Bronze (für lange Metallgürtel), ganz lange dicke, eiserne oder bronzene Spangen,⁴⁹ oft mit Emailknöpfen besetzt (die die Kunstindustrie der Spät-La Tènezeit auf allen möglichen Gegenständen, auf Helmen, Wagentheilen, Pferdegeschirtheilen, Gürtelschmuck u. f. w. anbringt), Bronzeringe mit unmittelbar oder auf besonderem Vorsprung aufliegender Knopf, schließlich einfache Eisenkrappen; im Alpengebiet treten weiter Reminiscenzen der großen altitalischen Gürtelbleche auf, deren Form sehr abgeschwächt und umgestaltet oder noch mit anderen Details combinirt in Eisen in Norddeutschland wiederkehrt. Es dürften auch in dieser Stufe große Gürtelketten nicht fehlen, wenigstens wird man aus stilistischen Gründen einige Stücke erst in diese Zeit setzen müssen. Hals-, Arm- (und Finger-) Schmuck spielt eine nicht so bedeutende Rolle wie in den vorangehenden Stufen, prägnante Spät-La Tèneformen kennen wir beinahe überhaupt nicht. Am häufigsten ist noch Armschmuck, es lassen sich einfache Eisen- wie auch Hohlringe aus Bronze beobachten, weiter auch dünne, runde Glasarmringe (blau u. f. w.), daneben fehlt es nicht an bandförmigen (breiten) Glasarmbändern. Äußerst typisch hingegen sind für diese Stufe Ringperlen aus ein- und mehrfarbigem Glase, die oft bedeutende Größe annehmen können und gelegentlich auch in Thon und Stein imitirt werden.⁵⁰

Häufiger als in vorangehenden Stufen sind jetzt auch wieder Toilettegeräthe und Verwandtes. Die mit Ringchen besetzten röhrenförmigen Nadelbüchsen erscheinen an sehr verschiedenen Punkten.⁵¹ Eine neue Form, die sich für die Zone nordwärts der Alpen ganz vereinzelt schon in der Mittel-La Tènestufe, im Süden jedoch noch viel früher nachweisen läßt, ist die große Eisenscheere, die oft in ihrer einfachen Ausgestaltung von den Scheeren merovingischer Gräber nicht zu trennen ist; die daneben vorkommenden Zängchen und Rasirmesser, letztere stets aus Eisen, gehören schon in älteren Abschnitten der Vorzeit nicht selten zur typischen Gräberausstattung. Neu hingegen sind Spiegel, die die Westhälfte der Barbarenländer Europas bisher so gut wie gar nicht kannte.

Überaus reich entfaltet ist jetzt die Münzprägekunst bei den keltischen Völkern, natürlich unter dem Einfluß der klassischen Welt. Die Prähistorie wird sich in Zukunft noch mehr mit den überaus interessanten keltischen Prägungen zu beschäftigen haben, denn die Münzen bieten eine nicht unwesentliche Ergänzung für die Spät-La Tènematerialien dar, wie sie ja oftmals auch Theile unserer Funde selbst bilden.⁵² Beinahe jeder größere Ansiedlungsplatz dieser Stufe ergab keltische Münzen, in den Gräbern finden sie sich, jedenfalls im Vergleich zur Kaiserzeit, allerdings selten. Das Vorkommen der Münzen beschränkt sich jedoch nicht auf keltische Gebiete; so wie die nordwärts der Keltenzone sitzenden Germanen vollständig durch den La Tènekreis beeinflusst wurden und massenhaft Erzeugnisse keltischer Werkstätten verwendeten, drangen auch keltische Münzen zu den Ger-

manen. Der Münzfund von Mardorf bei Marburg stammt ja von germanischem Boden, keltische Münzen fanden sich auch an der Lippe in Haltern, allerdings in einer römischen Station der frühesten Kaiserzeit, weiter auf nordthüringisch-sächsischem Gebiet (z. B. bei Gödnitz a. Elbe und Gräfendorf unweit Arnstadt, um andere Funde nicht erst zu erwähnen).

Die der Stempelschneidekunst verwandte Technik der Steinschneidearbeit scheint bei den keltischen Barbaren nicht geübt worden zu sein. Das, was sich nordwärts der Alpen in Gräbern wie auch in Ansiedelungsschichten (z. B. am Hradischt von Stradonitz) an geschnittenen Steinen (und Glaspasten) vorfindet, ist wohl sammt und sonders eingeführt, auch die Gräber am Südrande der Alpenzone (vor allem Ornavaffo) bieten nur Arbeiten klassischen Ursprungs.

Über eine Reihe anderer Details im Spät-La Tènekreise werden wir weiter unten noch ausführlich zu sprechen haben. Hier sei im allgemeinen nur bemerkt, daß, wie ja selbstverständlich, in dieser Stufe hellenistische Einflüsse nachzuweisen sind, ferner aber auch ein ganz unerhörtes Zurückgreifen auf sehr viel ältere klassische (und auch barbarische) Elemente sich beobachten läßt.

Das Verbreitungsgebiet der Spät-La Tènegruppe reicht nach Süden nur bis Oberitalien und Illyrien. Eine Abgrenzung gegen den osteuropäischen Kreis ist nicht scharf zu ziehen, das Vorkommen von echten La Tèneformen jenseits der westlichen Theile Osteuropas ist durchaus nicht gesichert, wenn es auch für gewöhnlich angenommen wird; jedenfalls dürfen wir den ganzen Westrand Osteuropas unbedingt noch zum Spät-La Tènekreise rechnen. Im Westen dieses ungeheuren Verbreitungsgebietes kennen wir Funde aus allen von keltischen Völkern bewohnten Ländern.

Aus der Zone nordwärts der Alpen liegen großartige Funde dieser Stufe aus Ansiedelungen und Festungsanlagen (die sich nicht gerade selten auch durch steinerne Fundamente von Häusern auszeichnen) vor, ich brauche hier nur Alesia, Bibracte, La Tène,⁵³ den kleinen Gleichberg, den Hradischt bei Stradonitz, die Lahn bei Hallstatt und endlich den Gallishegy und die Lovácska bei Munkács zu nennen. Am Südrande des deutschen Mittelgebirges treten dank der Untersuchung einer Reihe großartiger Ringwallsysteme immer deutlicher die Anzeichen dafür zu Tage, daß hier in gewisser Anzahl fortifikatorische Anlagen vorhanden sind, welche zeitlich ungefähr mit dem kleinen Gleichberg zusammengehen. Eine erfreuliche Ausbeute ergaben die Untersuchungen an der Milseburg in der Rhön, freilich können sich die Funde von hier wie von anderen analogen Punkten nicht mit den Gleichbergmaterialien messen. Aber all das, was der Boden Süddeutschlands bisher gespendet hat, übertrifft der Reichthum des Hradischt von Stradonitz,⁵⁴ er vermag alles, was an Spät-La Tènealterthümern sonst nördlich der Alpen gehoben wurde, überhaupt in den Schatten zu stellen. In irgendwelchem Zusammenhange mit einer großen keltischen Wallanlage steht wohl auch ein bisher fast unbeachteter Fund aus dem Donaugebiet, der der Gegend von Ingolstadt, wie es scheint dem Orte Manching, entstammt. Er umfaßt Schmucksachen, wie Ringe, Fibeln, Ringperlen, weiter Gefäßtheile, Pferdegeschirr (darunter prächtige Zügelringe) und vielleicht auch Wagentheile, über seine Fundumstände ist jedoch leider nichts bekannt; hoffentlich gelingt es uns, über diese werthvollen Materialien noch Bestimmtes zu erfahren und damit zugleich auch das Räthsel des Ringwalles von Manching zu lösen. An der Donau wie auch auf der voralpinen Hochfläche selbst beginnen allmählich sich die Anzeichen für Siedelungen der Spät-La Tènestufe zu mehren,⁵⁵ nicht selten traf man auch charakteristische Spät-La Tènereste unter den Funden römischer Schichten an.

Die Spät-La Tènegräber dieser Zone bieten bei weitem nicht die reiche Fülle von Erscheinungen, wie die eben genannte Fundgruppe. Ganz zu Unrecht hat man früher die Ausbeute der ubischen Brandgräber von Nauheim in der Wetterau in ihrer Bedeutung stark überschätzt; allerdings sind die Funde dieses Grabfeldes ganz stattliche, weil hier eben eine große Zahl intacter Gräber geöffnet werden konnte, aber für die eingehende Analyse dieser Stufe, namentlich nach der kunsthistorischen Seite hin, bieten sie doch recht wenig. Ungleich reichhaltiger dürften die rheinhessischen Nekropolen sein, welche leider bisher zumeist nur ganz mangelhaft untersucht wurden, oder, wenn wirklich durch systematische Grabungen angechnitten, in den Museen nicht nach den einzelnen Gräberinventaren zu überblicken sind. Gegenüber der Mittel-La Tènestufe überwiegt nunmehr der Leichenbrand in der Zone nordwärts der Alpen, Brandgräber finden sich (ganz abgesehen von Britannien) in Nord-

frankreich und in großer Menge am Rhein und unteren Main.⁵⁶ Aus Mangel an Gräbern können wir für das mittlere und obere Maingebiet sowie das obere Donaugebiet von der Bestattungsart noch kein klares Bild gewinnen; was an Gräbern dieser Stufe vorläufig hier nachweisbar ist, deutet eher auf brandlose Beisetzungen hin. An der mittleren Donau scheinen wieder Brandgräber die Norm zu sein, auf den Gebieten der Bojer, welche noch vor der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts ihre Sitze nordwärts der Donau räumen mußten, läßt sich die Beisetzungsart noch nicht erkennen.⁵⁷ Wie wir den auf dem größten Theil der Zone nordwärts der Alpen zu constatirenden Übergang von der brandlosen Bestattung zur Leichenverbrennung zu deuten haben, wissen wir noch nicht, ob er ausschließlich mit dem Vorrücken der Germanen, bei denen Leichenbrand ja Brauch war, zusammenhängt, ob er auf Einflüsse des Mittelmeerkreises zurückzuführen ist, ob man die Gründe dafür bei den Kelten selbst zu suchen hat, entzieht sich vorläufig noch unserer Beurtheilung.

Der Habitus der Spät-La Tène-funde Norddeutschlands⁵⁸ und Skandinaviens ist von dem der süddeutschen Materialien ein in vielen Details abweichender. Ein Theil der süddeutschen Formen erscheint wieder im Norden als Importwaare oder stellenweise als lokale Imitation dieser; zumeist handelt es sich um Schmucksachen, wie Fibeln, Gürtelhaken, Metallgefäße, weiter aber auch um Waffen. Daneben führt der Norden auch Typen, die, ob schon aus dem Süden herzuleiten (vielfach jedoch von sehr viel älteren Elementen), im Norden in dieser Stufe eine besondere Ausbildung erfuhren, ich verweise hier nur auf die einschneidigen Schwerter, die Nadeln, die Hallstattchemata wiederholen, Gürtelhaken aus Eisen und singuläre Fibeltypen (z. B. die „pommerschen“ Fibeln). In der Keramik kommen schöne schwarze Geschirre von unzweifelhaftem Metallcharacter vor, welche in der Folgezeit noch eine besondere Ausbildung erfuhren (als Mäanderurnen), neben diesen, die oft die einzige Gefäßgattung ganzer Urnenfelder bilden, erscheinen auch rohere Geschirre, wie solche auch in den Gräbern der süddeutschen Zone neben vorzüglichen keramischen Erzeugnissen nicht fehlen. Der Norden darf jedoch, wenn er auch der süddeutschen Zone als ein geschlossener großer Formenkreis gegenübertreten kann, durchaus nicht als eine ganze homogene Gruppe gelten, er zerfällt, wie selbstverständlich, in mehrere größere Kreise. Als einen solchen fasse ich die Westhälfte des mitteldeutschen Gebietes (nordwärts vom deutschen Mittelgebirge) mit Einschluß der auch dem Harz vorgelagerten Theile Hannovers und der Altmark, ostwärts bis Sachsen reichend, auf; eine Leitform bilden hier die schwarzen Thonsitulae. Dem entspricht weiter östlich ein anderer Kreis, der seinerseits eine große Verwandtschaft sowohl mit der westlichen wie auch mit der ihr an der unteren Oder und Weichsel vorgelagerten Gruppe verräth, jedoch auch wieder seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit bekundet; der wichtigste Fund ist hier der von Zeppern in Schlesien.⁵⁹ Die eigentlichen Ostseegebiete der norddeutschen Zone gehören mit den Funden vom skandinavischen Boden zu einer neuen größeren Gruppe zusammen, wie sich das ja so oft in vorge-schichtlichen Zeiten constatiren läßt. Verhältnißmäßig häufig ist hier das Auftreten sehr viel älterer Formen, oft finden sich diese Dinge auch wieder mit La Tènedetails combinirt, weiter fehlt es auch nicht an eigenthümlichen Arbeiten selbst, ich denke hier z. B. an die emailverzierten La Tène-fibeln.⁶⁰ Aber sehr viel ist auch hier wieder aus dem Süden importirt, so unter anderem auch die Wagen von Deibjerg.

Noch nicht klar zu überblicken ist die Stellung der britischen Inseln während der Spät-La Tène-stufe (ja für die ganze La Tènezeit überhaupt); vielfach sind in vorge-schichtlichen Zeiten die britischen Inseln mehr der norddeutsch-skandinavischen Zone, als etwa südlicher gelegenen Gebieten anzureihen, aber Materialien wie die von Aylesford beweisen, daß wenigstens die Südhälfte Großbritannien im Character seiner Spät-La Tène-funde sich der Zone nordwärts der Alpen anschließt.⁶¹ Dafür spricht ja allein schon auch der Umstand, daß die Briten Münzen schlugen, was im germanischen Norden für diese Zeiten ganz und gar nicht der Fall war.

Großartige Funde dieser Stufe, und dazu mit einer Fülle von überraschenden, ganz ungewöhnlichen Erscheinungen liegen aus der Südhälfte der Alpenzone vor. Wir kennen hier sehr gräberreiche Nekropolen und weiter eigenartige, überaus ergiebige Fundschichten (die, in älteren Zeiten beginnend, bis zur Kaiserzeit andauern), welche wohl mit Heiligthümern wie Olympia, Dodona, Lufoi u. s. w. zu vergleichen sind.⁶² Was aber bei diesen Fundstätten, vornehmlich in den zumeist grabweise zu über-

blickenden Nekropolen, vor allem auffällig, ist das Nebeneinander von scheinbar sehr alten und sehr späten, der Zeit um den Beginn unserer Zeitrechnung angehörenden Dingen. So z. B. zeigen die Nekropolen des Tessin⁶³ Anklänge an altitalische Arbeiten, Repliken klassischer Fabrikate archaisch-griechischer und jüngerer Zeiten, ja selbst ein altpönikisches Detail fehlt nicht, und unter den bodenständigen Elementen lassen sich solche scheinbar der Bronze-, der älteren und jüngeren Hallstattzeit wie der älteren La Tèneabschnitte nachweisen. Und das alles in einem einheitlichen Zusammenhang, der eine chronologische Auftheilung, wenigstens ein Abtrennen einzelner Fundgruppen für eine Reihe von Zeitstufen, ganz unmöglich macht und bei eingehendem Studium der Gräberinventare immer nur wieder erkennen läßt, daß bald dieses, bald jenes scheinbar sehr viel ältere Detail thatsächlich erst ganz spät auftritt. Wirklich alte datirende Stücke fehlen hier bisher gänzlich, was an datirenden Einzelheiten vorhanden ist, fällt erst der Spätzeit zu; ohne weiteres scheinbar alte Typen, die oftmals Anklänge an mehrere verschiedenalterige Elemente in sich vereinen, hier als chronologische Basis aufzufassen, muß natürlich zu ganz falschen Ansätzen führen.

Diese eigenartige Erscheinung wiederholt sich nun in der ganzen Zone am Nordrande der Mittelmeerländer. Aus den Pyrenäen kennen wir sehr schöne Grabfunde (Tumuli mit Leichenbrand von Avezac-Prat, Dep. Hautes-Pyrénées), deren Gefäße jungbronzezeitliche, deren Metallbeigaben Hallstatt- und La Tèneanklänge zeigen, jedoch wieder in einer so späten Umbildung, die mit den Formen aus dem Tessin u. s. w. parallel geht.⁶⁴ Eine Reihe von Funden aus den Westalpen deutet das Gleiche an,⁶⁵ in der Süd Schweiz findet sich Analoges im Wallis und im Misox, jede Nekropole hat hier (wie überall in der Alpenzone) außer den gemeinsamen Typen auch noch lokale Formen. Aber auch Südtirol versagt nicht mit vollkommen gleichen Dingen. Das Nämliche gilt vom Küstenlande, wofelbst ja die so reich ausgestatteten Gräber von Idria bei Bača,⁶⁶ die ja selbst noch bis in die erste Kaiserzeit reichen, uns eine Fülle verschiedenartiger alter Reminiscenzen (vornehmlich der alten Hallstattzeit wie der Certosazeit) darbieten. Auch Krain fällt zum Theil in diesen Kreis. Noch etwas weiter nach Osten finden wir nur immer wieder dieselbe Erscheinung, so in den Nekropolen auf kroatischem und bosnischem Boden. Reich ausgestattete Gräber zeigen hier z. B. neben älter-römischen Fibeln Spät-, Mittel- und Früh-La Tèneschemata und auch eine Modifikation einer recht alten Fibelgattung. Man wird doch hier nicht annehmen wollen, daß die Gräber, in welchen zufällig deutlich sprechende römische Typen versagen, die im übrigen aber jene Pseudo-La Tène- und Pseudo-Hallstattfibeln führen, nun wesentlich älter sein müßten. Das ganze illyrische Gebiet dürfte für die Zeit kurz vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung sich dem anschließen, was in Nordbosnien schon die eine Nekropole von Jezerine so wunderbar deutlich lehrt.⁶⁷

Verwandten Character haben endlich noch die Funde vom dakischem Gebiet. Es fehlt hier nicht an Gräbern, welche zeitlich den südalpinen Nekropolen von Ornavasso oder Giubiasco entsprechen dürften, ich nenne hier nur die Funde von Kastholz (Hermannstädter Museum) und Csáklya (Museum Nagy-Enyed).⁶⁸ Ungleich wichtiger sind jedoch die „dakischen“ Silberschätze,⁶⁹ welche den beiden Jahrhunderten vor der Unterwerfung Dakiens durch Trajan angehören und theils noch der Spät-La Tènestufe, theils der ersten Kaiserzeit zufallen. Sie umfassen Schmucksachen in reicher Fülle, Fibeln, meist vom Mittel-La Tèneschema, daneben auch Abarten älterrömischer Formen, Hängeschmuck, geflochtene Halsringe, Armringe, breite Armbänder, Armspiralen mit eigenthümlichen Thierkopfbenden, Ketten u. s. w., und nicht selten auch Münzen. Die üblichen Spät-La Tènearbeiten, wie sie uns stellenweise am Südrande der Alpen und vornehmlich in der süddeutschen Gruppe entgegnetreten, setzen hier im Osten beinahe gänzlich aus, was uns gestattet, für diese Stufe den dakischem Kreis eher noch den östlichen Ausläufern der Alpenzone zuzuweisen.

Die hier in Kürze angedeuteten Erscheinungen des starken Nachlebens alter Elemente dürfen uns nicht weiter verwundern, denn das ist ja eben die Eigenart der Alpenzone, die sich zu verschiedenen Zeiten überaus stark geltend macht. Bereits vor fast einem Jahrzehnt wurde auf den Conservatismus hingewiesen, der die Funde der Alpengebiete im Gegensatz zu denen der Mittelmeerländer und der Zone nordwärts der Alpen auszeichnet, die Worte F. v. Wieser's,⁷⁰ der sich sicherlich auf eingehendes Fundmaterial stützen konnte und den wir danach als Begründer einer wissenschaftlichen

Methodik der Prähistorie der Alpenzone bezeichnen müssen, verhalten jedoch ungehört, wie das so immer leider in unserer Wissenschaft der Fall zu sein pflegt. Trotzdem, das wird man zugeben, bieten auch neue Funde nur immer das gleiche eigenthümliche Bild. Das Nachleben und Wiederaufleben sehr viel älterer Dinge, das so oft im prähistorischen Europa zu beobachten ist, wiederholt sich besonders in der ganzen Alpenzone häufig, ähnlich wie auch wieder in den Ostseegebieten. Wenn aber am Ende der La Tènezeit am Südrande der Alpen ein Rückgreifen nicht nur auf ältere einheimische, „prähistorische“ Typen, sondern ganz überraschender Weise auch auf verschiedenalterige „klassische“, zumeist altgriechische Details stattfindet, so mag das dazu auch noch andere Gründe haben. Es ist uns ja aus dem Alterthum überliefert, daß ein Theil der delphischen Beute der Kelten, ungeheuer viel Edelmetall, bei den Tectosagen im Heiligthum des keltischen Apollo zu Tolosa aufbewahrt wurde. Die Kelten haben zweifellos von griechischem (und wohl vorher auch italischem) Boden nicht nur Schätze von wirklichem Metallwerth, sondern auch Arbeiten der Kunstindustrie in großer Masse fortgeschleppt, so daß ein Theil dieser Beute auch in die keltische Heimath wandern und hier auch wieder in die einheimischen Heiligthümer gelangen konnte, auch wenn die neuere Geschichtsforschung, vielleicht mit vollem Recht, die Angabe der Alten verwirft, daß jene ungeheure Fülle von Gold und Silber im Tolosaner Tempel gerade aus Delphi stamme.⁷¹ Die keltischen Handwerker am Südrande der Alpen müssen doch altgriechische und andere alterthümliche Arbeiten vor Augen gehabt haben, wie hätten sie sonst z. B. Schnabelkannen des V. Jahrhunderts imitiren und deren Hals mit alten Mustern, unter denen sogar die phönikische Palmette nicht fehlt, dekoriren können, und es ist leicht zu begreifen, daß sie die klassischen Vorwürfe zu ihren wilden Combinationen und Nachahmungen nicht seit vielen Jahrhunderten als friedlich eingetauschte Handelswaare in ihren Tempeln oder im Familienbesitz hatten, sondern daß diese eigenthümliche Renaissance auf barbarischem Boden mehr auf einen plötzlich in diese Gebiete sich ergießenden Strom hochalterthümlicher Arbeiten der Mittelmeerländer zurückgeht. Jedenfalls haben wir hier eine interessante, zweifellos für die Prähistorie ungemein wichtige Erscheinung vor uns, auch wenn wir für sie heute noch nicht eine in jeder Richtung befriedigende Erklärung bieten können. Aber die hier mitgetheilte Thatfache lehrt, daß wir (so wie am Ende der La Tènestufe auf diesem südalpinen Gebiete) in vorgegeschichtlichen Zeiten ganz allgemein mit Complicationen zu rechnen haben und in der prähistorischen Wissenschaft vor allem ein Studium, eine Analyse der Altfachen auf kunsthistorischer Basis unumgänglich nöthig ist.

Das Zeitalter des Augustus, das Ausbreiten römischer Macht an der oberen und mittleren Donau sowie am Rhein, das schon durch Caesar vorbereitet worden war, veränderte in den einzelnen Gebieten des La Tènekreises in mehr oder minder schroffem Wechsel das Bild, welches wir den Bodenfunden entnehmen können, vollständig. Die alten fremden und einheimischen Formen werden durch eine Fülle neuer zumeist ganz verdrängt, der Habitus der ersten Kaiserzeit ist, namentlich wieder in der Zone nordwärts der Alpen, ein ganz anderer als der der Spät-La Tènestufe, auch wenn sich unter der neuen Schicht vielfach ältere Elemente geltend machen. Wir haben jedoch hier abzuberechnen und müssen auf eine Darstellung des Nachlebens der La Tène-Erscheinungen, ein sehr verlockendes Thema, für das einzelne lokale Gruppen bereits recht interessante Belege geliefert haben,⁷² verzichten.



In der Geschichte der bildenden Kunst und des Kunsthandwerkes im vorgegeschichtlichen Europa bedeuten die Alterthümer des La Tènekreises vielleicht den wichtigsten Abschnitt, der für die prähistorische Wissenschaft deshalb so werthvoll ist, weil sich in ihm die wirklichen fremden Elemente und ihr Ursprung verhältnißmäßig leicht darlegen lassen. Leider fehlt es jedoch an Vorarbeiten für das Studium der prähistorischen Kunst während der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends beinahe gänzlich, da die Prähistoriker, denen die Systematik der Steinbeile oder die Classification alter Töpfe oft wichtiger ist als das lebendige Erfassen vorgegeschichtlicher Kulturerscheinungen und ihres Zusammenhanges mit den gleichzeitigen Denkmälern südlicher Kultur-

centren, die La Tènezeit zumeist mit einer gewissen Scheu übergangen. Und doch bietet das einschlägige Material des La Tènekreises in Fülle Details, welche für das Verständniß der prähistorischen Alterthümer Europas überhaupt von allergrößtem Werthe sind, Dinge, welche sich mühelos erkennen lassen, da ja die Beziehungen der La Tènegruppe zur griechischen Welt so deutlich zu Tage treten.

Die folgenden kurzen Beiträge zur Geschichte der bildenden Kunst und Kunstindustrie im prähistorischen Europa wollen für die La Tènezeit weder das Material völlig erschöpfend behandeln noch ein ganz abschließendes Urtheil über diese Gruppe abgeben. Für beides ist im Augenblick, wo in einzelnen Gebieten in ungeahnter Fülle neue Funde aufzutauchen beginnen, der Zeitpunkt noch nicht gekommen. Neue Entdeckungen können bestehende Lücken sicherlich noch in einem anderen Sinne ausfüllen, als wir vermuthen, und in Einzelheiten unsere Anschauungen, die wir auf Grund eines spärlichen Materiales erlangen mußten, mit einem Schlage umwerfen. Ein Versuch auf diesem Gebiet, das eine Behandlung in einem umfangreichen Werke verdiente, eine kurze Orientirung über das vorhandene Material, wird trotzdem nicht überflüssig sein. Wir werden hier die einschlägigen Denkmäler in ihrer chronologischen Folge, nach den einzelnen Stufen der La Tènezeit gesondert, zu betrachten haben, der einzige unseres Erachtens erlaubte Weg, den nicht streng berücksichtigt zu haben ein schwerer Fehler eines vor einem halben Jahrzehnt erschienenen, groß angelegten Werkes gewesen ist.

Als Ausgangspunkt für die Besprechung des Kunsthandwerks der ersten La Tènestufe wählen wir hier eine hervorragende, bisher noch nicht veröffentlichte Arbeit barbarischen Ursprunges der Zeit um oder nach 500 v. Chr. Das auf Tafel VI als Figur 1 abgebildete Stück ist der Henkel der leider zerbrochenen Bronzeschnabelkanne aus einem Grabhügel der Borscher Aue bei Geiße (Rhöngebiet) in Sachsen-Weimar. Die vor mehr als einem Menschenalter aufgefundene hohlgegoßene Bronze, die von dem klassischen Archäologen sofort richtig gekennzeichnet wurde, während sie von dem Phantasten Klopffleisch ebenso vollkommen falsch beurtheilt werden mußte, lehrt so deutlich, wie der barbarische Norden mit dem klassischen Süden in Verbindung stand und die von den Kulturcentren des Südens ausgehenden Anregungen in einer bestimmten Weise verwerthete.

Das Vorbild für den barbarischen Toreuten war in diesem Falle eine altgriechische Kanne mit einem Henkel in Gestalt eines Löwen, eine ja zur Genüge bekannte altgriechische Kunstform. Aber der keltische Künstler copirte hier die archaisch-griechische Vorlage nicht mehr oder minder correct oder unbeholfen, vielmehr folgte seine Arbeit bestimmten, stets bei unseren barbarischen Wiederholungen klassischer Vorbilder zu beobachtenden Principien der Verballhornung. Wesentliche Details der fremden Vorlage werden mißverstanden und vielfach unterdrückt, Complementärmotive, nebensächliche Dinge hingegen nicht selten zur Hauptsache gemacht, so entwickelt sich ein von der klassischen Vorlage erheblich abweichender barbarischer Stil; derartige gilt bereits für die jüngere Steinzeit, wofür ja die (gerade so, wie es an den viel jüngeren nordischen Hängebecken der Fall ist) zu Wellenbändern u. dergl. verballhornten Spiralmotive sprechen, und läßt sich noch bis in die frühgeschichtlichen Abschnitte verfolgen. Bei unserem Henkel zeigen die beiden die Öffnung der Kanne umspannenden Ausläufer des oberen Henkelansatzes an den Enden nicht die üblichen Tierprotomen (oder Tierfiguren), sondern barbarische Fratzen (mit langen Thierohren) in der sich so häufig wiederholenden Stylisirung (mit überaus stark vorspringenden Backenknochen u. s. w.), der Schnurrbart des Löwenkopfes ist übertrieben betont, die Vorderfüße des Thieres schrumpfen zu dünnen Strängen zusammen, die Hinterbeine vereinigen sich zu einem einzigen Stück, die Klauen erscheinen flossenartig gebildet, die Fußgelenke werden durch Voluten umschrieben, ebenso die Muskelandeutungen der Extremitäten durch Spiralen, statt der das Fell angegebenden Gravirung finden sich geometrische Muster vor, die Mähne ist auf den Rücken verschoben, einige Blättchen an der Schwanzwurzel deuten die Behaarung des Rückens an. So kam diese Gestalt zu Stande, deren Deutung als Maus Klopffleisch zu allerhand tiefen Ausblicken Gelegenheit gab.

Das, was uns dieser Henkel lehrt, gilt auch von einer größeren Reihe von La Tènearbeiten des V. vorchristlichen Jahrhunderts. Die keltischen Werkstätten imitirten Erzeugnisse griechischen Kunst-



Fig. 1. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Eisenscheibe mit Bronzeblechverkleidung von Horschowitz.

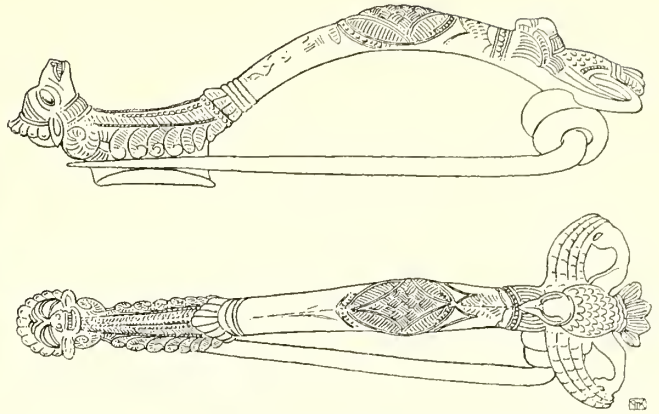


Fig. 2. ca. $\frac{1}{6}$ d. Gr. — Bronzefibel von Jungfernteinitz.

gewerbes, wie die Schnabelkannen von Geisa und aus dem Aspergle beweisen, ferner verwertheten sie Motive, die ihnen auf griechischen Arbeiten entgegentraten, Figuren, figürliche Details, Pflanzenornamente u. s. w., zur Ausschmückung von Gegenständen ihres eigenen Formenkreises, sei es in plastischer Ausführung oder als Relief schmuck oder in Zeichnung. Ein Blick auf die mannigfachen Kunstwerke der keltischen Toreuten, von denen wir hier einige Stücke oder Details solcher noch in Abbildung vorlegen (Fig. 1—6, Taf. VI, Fig. 2),⁷³ läßt uns immer wieder erkennen, daß hier nur archaisch-griechische Elemente Vorbildlich waren, wie sie auch die in unseren Funden gehobenen, zumeist noch dem VI. Jahrhundert angehörenden griechischen Importwaren ja in reicher Fülle boten. Das hat Furtwängler bereits im Jahre 1887 betont.

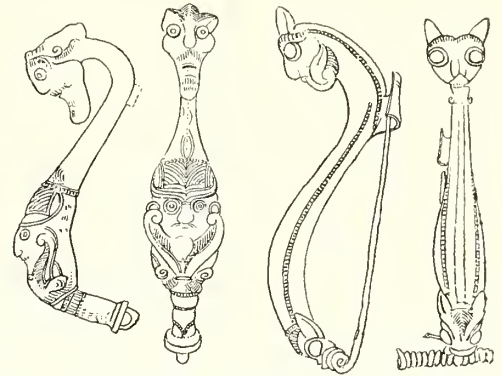


Fig. 3 u. 4. $\frac{2}{3}$ d. Gr. — Bronzefibeln von Kyschitz und Cheinow.

Einmal sehen wir ganze Figuren verwendet. Auf den augenblicklich vorhandenen Denkmälern des keltischen Westens fehlen zufällig zwar noch menschliche Darstellungen, die aber im Ostalpengebiet, allerdings von anderer Wurzel ausgehend, in Zeichnung wenigstens vorhanden sind, hingegen finden sich Thiere verhältnißmäßig häufig. Von Thierfiguren und Fabelwesen lassen sich Sphinx, Greif, Löwe, Steinbock und Adler nachweisen (wozu weiter nach Osten aus italischer, aber doch im Grunde nur wieder unter griechischem Einfluß stehender Quelle außer dem Pferd auch Hirsch, Eber u. s. w. treten). Ungleich reichlicher sind Details des menschlichen oder thierischen Körpers verwerthet. Hier ist kein Mangel an rein menschlich gebildeten Masken, menschlichen Masken mit oft dem Kopf äußerst unorganisch angefügten Thierohren oder Hörnern (Satyrn, Acheloos), Widderköpfen, Vogelköpfen mit Schwanenhals, die in bald besserer, bald schlechterer Ausführung altgriechische Vorlage erkennen lassen.⁷⁴ Nicht minder reichhaltig wird das klassische Ornament, Pflanzenornament und anderes, copirt und durch den barbarischen Künstler variiert, wie nicht nur Metallarbeiten, sondern auch Thongefäße, vornehmlich die der nordostbayerisch-südthüringisch-böhmischen Gruppe lehren. Es finden sich isolirte Palmetten und Palmettenreihen (mit meist umschriebenen Palmetten), Lotosknospen, Lotosblüthen, durch Bogenlinien aneinandergereihte Blütenmotive, intermittirende und fortlaufende Spiralranken, Flechtband, laufender Hund, Schuppenmuster, Eierstab, vier- und sechsblättrige Rosetten, die aus Durchschneidung von Kreisen entstanden sind, achtblättrige Rosetten, Perlreihen, Wellenlinien, jedoch zumeist mit deutlichen Anzeichen dafür, daß der barbarische Künstler die klassische Vorlage nicht ganz richtig verstand und in seiner Weise ummodelte und combinirte. Selbstverständlich finden sich außer diesen Wiederholungen griechisch-archaischer Elemente auf den ältesten La

Tenedenkmalern auch noch rein geometrische Ornamente, so z. B. Hakenkreuzmotive, schräg gestellte Vierecke, Treppenmuster, strichgefüllte Rechtecke in metopenartiger Anordnung, Reihen von Dreiecken u. s. w., Dinge, die sich (wie übrigens auch vereinzelt Flechtband, Bogenreihen, S-Curven u. s. w.) in vorangehenden Stufen bereits in den Barbarengelieten nördlich der Alpen nachweisen lassen,⁷⁵ in einzelnen Fällen aber auch wieder auf gleichzeitige klassische Anregungen zurückgehen mögen.

Da die griechischen Vorlagen für die ältesten La Tènearbeiten, zumal die figürlichen, keinen ganz einheitlichen Stilcharacter hatten, zudem auch der Grad der Verballhornung bei unseren barbarischen Denkmälern ganz erheblich wechselt, müssen innerhalb dieses Kreises von Arbeiten selbstverständlich verschiedene Reihen zu erkennen sein. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß die besser gelungenen, sich enger an griechische Vorbilder anlehnenen Stücke innerhalb der ersten La Tènestufe etwas älter sind als die mehr oder minder degenerierten Abkömmlinge dieser, aber innerhalb der noch in greifbarem Zusammenhang mit der griechischen Vorlage stehenden Gegenstände lassen sich aus dem Grade der Verballhornung nicht ohne weiteres erhebliche Altersunterschiede ableiten.

Wir können unter den gräcifirenden keltischen Arbeiten zwei Richtungen nachweisen. Die eine sucht dem griechischen Vorbilde einigermaßen gerecht zu werden, die andere wiederholt sie in eigentümlich barbarischer Stilifirung. Ein hervorragender Vertreter der ersten Gruppe ist das gepreßte Goldblechband aus dem zweiten Grabfunde von Weißkirchen, das zwischen zwei mit gekreuzter Schraffirung gefüllten Randstreifen aneinandergereihte Sphinx zeigt. Hier ist nichts in einer bestimmten, typisch wiederkehrenden Stilifirung verballhornt, die Sphinx sind so gut nach griechischem Modell wiedergegeben, daß man diese Arbeit beinahe einer klassischen Werkstätte zuschreiben könnte; dagegen spricht jedoch die leere Wiederholung des nämlichen Stempels und auch das Randornament des Bandes. Die Fassung durch gekreuzt schraffierte Streifen, die sich übrigens in der Zone nordwärts der Alpen auf verwandten Goldringen bereits in der jüngeren Hallstattzeit beobachten läßt,⁷⁶ geht ihrerseits auf viel ältere griechische Metallarbeiten (des VII. Jahrhunderts) zurück, was doch ganz entschieden griechische Provenienz des Weißkirchner Bandes abweist. Weiter wären zu dieser Reihe noch Menschenmasken auf gepreßten Zierblechen (Weißkirchen I, Horsthowitz) oder in plastischer Ausführung an Fibeln zu nennen, ferner auch Thierköpfe, so die Widderköpfe an den Goldhörnern vom Aspergle, während auf anderen Stücken schon ein Rückschritt, ein Unvermögen, dem klassischen Original auch nur einigermaßen gerecht zu werden, sich bemerkbar macht, so an den Steinböcken des Rodenbacher Armringes, bei dem Adler und dem Widderkopf der Fibel von Jungfernteinitz. Die andere, offenbar vielfach durch recht alterthümliche griechische Arbeiten beeinflusste Reihe liebt es, bei den figürlichen Elementen einzelne Details auf Kosten der richtigen Wiedergabe der übrigen besonders hervorzuheben. Stirnhöcker, Augenbrauenwülste, Augen, Schnurrbart, Backen, Kinn werden stark betont und unnatürlich vergrößert, oder das Untergesicht verliert an Breite und wird stark abgeschnürt und verlängert, so daß ganz eigenartige Fratzen entstehen. In diesen Kreis gehören z. B. der Henkel von der Borscher Aue und der Henkelansatz der Schnabelkanne aus dem Aspergle, die Masken an den Goldringen von Rodenbach und Schwarzenbach oder an den Fibeln von Parsberg, Cheinow bei Smichow-Prag und Kyschitz bei Pilsen oder an den Gürtelhaken von Schwabsburg, Langenlonsheim, Hermeskeil (Rg. Trier) und Klein-Mittersdorf in der Oberpfalz.⁷⁷

Können wir bei allen diesen barbarischen Arbeiten noch von einer deutlichen Anlehnung an griechische Vorbilder sprechen, so müssen wir eine andere Gattung von Bronzen der ältesten La Tènegruppe als degenerierte Weiterführungen dieser bezeichnen. Es sind das die Vogelkopffibeln (und einfachen Thierkopffibeln), deren figürlicher Schmuck zumeist auf die ursprünglich maskenverzierten Bügelfibeln zurückgeht. Bei ihnen wird aber aus dem maskenbedeckten Knoten durch Fortlassung gewisser wesentlicher Bestandtheile des Gesichtes und starke Betonung anderer (vornehmlich der Augen) ein thierkopffartiges Gebilde, das in den meisten Fällen durch das den Knoten mit dem Bügel wieder verbindende Stück (das auf- oder abwärts gebogen sein kann) das Aussehen eines Vogelkopfes annimmt. Betrachtet man die betreffenden Stücke daraufhin, so wird man un- zweifelhaft zugeben müssen, daß die meisten von ihnen viel eher degenerierte Abkömmlinge der

Maskenfibeln, mit rudimentärer Maskenbildung, vorstellen, als etwa fetsam umschriebene Vogelkopftypen. Nicht zu verwechseln sind damit die Schwanenhalsfibeln, bei denen die Bügelenden thatfächlich einen Cheniskos zeigen.⁷⁸ Aber die Enten- und Papageienkopffibeln wird man durchschnittlich doch nicht auf den Cheniskos zurückführen können, denn die Ähnlichkeit ihres figürlichen Schmuckes mit einem Vogelkopf ist nur eine zufällige: ein Unvermögen des Toreuten, ein Mangel guter Vorlagen, oder endlich die Absicht, das übliche Fibelschema wohl beizubehalten, ohne indef seinen künstlerischen Schmuck besonders zu betonen, liegt diesen Erscheinungen zu Grunde, nicht aber das Bestreben, eine ganz neue Fibelform schaffen zu wollen. Nach der gewöhnlichen Annahme unserer Entwicklungstheoretiker in der Prähistorie wäre selbstverständlich an jener Fibelgattung die Knotenbildung ohne menschliche Maske das Primäre, der Maskenschmuck, weil eine Vervollkommnung darstellend, ein später Dazugekommenes, aber eine derartige, angeblich naturwissenschaftlicher

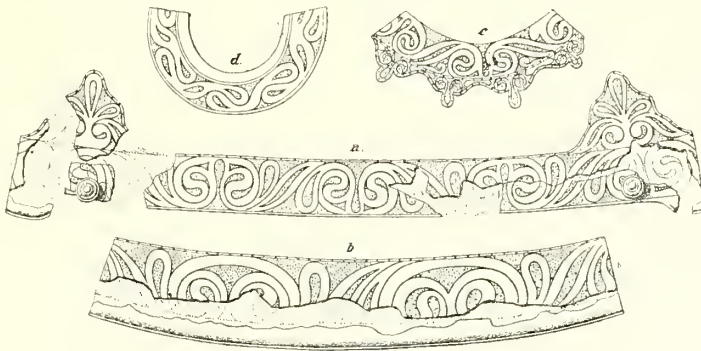


Fig. 5. — Ornamente des Helmes von Berru.

Methode entsprechende, thatfächlich durchaus nicht mit dem Gange naturwissenschaftlicher Beobachtung übereinstimmende Phantasie widerlegt das Denkmälermaterial selbst. Da, wo eine prähistorische Gruppe unter dem Einfluß höherer Kulturen stand, läßt sich stets der umgekehrte Weg verfolgen. In diesem speziellen Falle entsteht aus den eben unter enger Anlehnung an griechische Vorlagen ursprünglich sehr kunstvoll gebildeten Fibeln durch Abstoßen wesentlicher Details des figürlichen Schmuckes eine Kümmerform, die in den Funden selbst meist nicht mehr in Gemeinschaft jener altgriechischen Arbeiten gehoben wird, und durch weitere, aber stets unter Degenerierung wesentlicher Theile vor sich gehende Umgestaltung schließlich ein Typus, der uns als (die um ein volles Jahrhundert jüngere) echte Früh-La Tène-fibel (Duxer Fibel) bekannt ist.⁷⁹

So, wie die Hand des barbarischen Künstlers das Figürliche der griechischen Vorlage ummodelte, verballhornte, geschah es auch mit dem Ornament, vor allem mit dem Pflanzenornament. Nur in sehr wenigen Fällen finden sich die Palmetten u. f. w. gut wiedergegeben, weit öfter begegnet man den Anzeichen des Mißverstehens und Verballhornens der griechischen Motive. Bei den Palmetten schrumpfen oft die Fächer zu einigen oder einem einzigen Blatt zusammen, oder verschmelzen mit dem Volutenkelch, oder werden durch peltenförmige Umschreibung ersetzt, so wie an die Stelle von zwickelfüllenden Halbpalmetten geschweifte Mandelmotive treten; hingegen werden die Verbindungsstücke der Kurven der Spiralkanen unmäßig betont, blattartig verdickt, entsprechend werden auch die Wellenlinien behandelt, so entstehen die geschweiften Mandel- und Fischblasenmotive der La Tèneornamentik, so kommt ein eigenartiger unklassischer, obschon auf klassische Anregungen zurückgehender Ornamentenschatz zu Stande, welcher die keltischen Arbeiten dieser Stufe wie der folgenden Abschnitte bis zur Kaiserzeit und stellenweise noch weit darüber hinaus charakterisirt. Nicht selten werden im fortlaufenden Ornament Blüten und Palmetten nur in Rudimenten angegeben oder durch drei Kreise (in dreieckiger Stellung) ersetzt, oder sie werden ganz unterdrückt, so daß nur die verbindenden Bogenstellungen oder die Spiralkanen übrig bleiben. Daß der keltische Künstler auch Blütenmotive ganz unorganisch zur Füllung da einschleibt, wo sie überhaupt nichts zu thun haben und gänzlich aus dem Zusammenhang des Ornamentes bleiben, ist nach dem, was wir sonst hier zu beobachten hatten, ja nur ganz begreiflich.

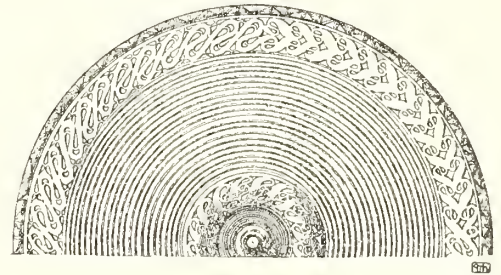


Fig. 6. ca. $\frac{2}{5}$ d. Gr. — Zierscheibe aus einem Grabfunde aus der Marne.

Für diese mehr oder minder verballhornten Wiederholungen altgriechischer Ornamente bieten die Denkmäler der ersten La Tènezeit überreiches Material. Gepresste, oft ausgechnittene Goldbleche, Bronzeplatten mit Gravirung, Durchbrucharbeiten in Bronze und Eisen, neben diesen Schmucksachen auch Waffen und Gebrauchsgegenstände in Metall, und namentlich auch wieder die Keramik kommen hier vornehmlich in Betracht. Auf die verschiedenen Details einzugehen, müssen wir uns hier ver-sagen.

Wir hatten oben schon anzudeuten, daß sich in den östlichen Theilen der Zone nordwärts der Alpen neben dem keltischen Element, das von Massalia aus seine Anregungen erhielt, auch ein Ein-fluß der italischen Halbinsel, namentlich Oberitaliens, geltend macht. Äußerlich kündigt sich schon

ein solcher durch das Auftreten eines späten figu-ralen Bronzeimers, der Situla von Kuffarn in Niederösterreich (die der Situla Arnoaldi von Bologna an die Seite zu stellen ist), sowie der nicht seltenen Certosaßibel, deren Schema auch im Lande selbst weiter verwerthet wird, an. Aber damit ist diese hier selbst neben dem rein griechischen Ele-ment wirkende Strömung noch nicht erschöpft. Die figurale Schwertscheide von Hallstatt,⁸⁰ eine zweifellos ja nicht südwärts der Alpen, in Ober-italien, gefertigte Arbeit, spricht weiter dafür, in der figürlichen Ausschmückung dieser echten La Tène-waffe vereinigte der barbarische Künstler eine Darstellung, für die ihm theilweise jene späten Abkömmlinge der Situlenkunst Oberitaliens An-regung boten, mit seiner keltischen Art der Stili-sirung. Ferner wäre hier die Thonflasche von Matz-hausen in der Oberpfalz⁸¹ zu nennen, deren hoch-alterthümlicher, stilistisch dem eben erwähnten Stück so nahestehender Thierfries (Fig. 7), ob-



Fig. 7. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Thierfries der Thonflasche von Matzhausen.

schon ursprünglich wieder aus altgriechischer Vorlage (z. B. nach einer rhodischen oder korinthischen Vase) oder einer Wiederholung auf etruskischem Bucchero hervorgegangen, im V. Jahrhundert auf einer griechischen Arbeit nicht gut denkbar wäre, während die conservative Situlenkunst, die doch meist nur von alten, einmal gewonnenen Details zehrte, derartiges sehr wohl bieten konnte. Ein weiterer wichtiger Beleg ist die Zeichnung eines Vasenscherbens aus einer Wohngrube bei Likutz in Nordböhmen, dessen Kenntniß ich R. v. Weinzierl verdanke. Das von einer flachen (in typischer Weise mit eingedrückten Mustern verzierten) Schale herrührende Stück zeigt zwei eingestempelte Thiere (vielleicht Hasen) in einer Stilisirung, wie sie z. B. auf Bronzeblechen von Morlungo-Este⁸² wiederkehrt. Noch andere Dinge, die Ornamentik der nordostbayerisch-südthüringisch-böhmischen Keramik und ihre äußere Erscheinung selbst, bekunden Beziehungen zu Ober- und Mittel-italien. Ein Theil dieser Vasen zeigt breit eingestempelte Verzierungen oder solche, die derartige Einstempelung nachahmen (Fig. 7, 8), so werden laufender Hund, einfaches Flechtband, Wellenlinien, wellenartige Bildungen mit spiralig eingerollten Fortsätzen, S-förmige Elemente, als fortlaufende Bänder oder in Gruppen aufrecht nebeneinander gestellt, Fischblasen, welche Kreise verbinden, verballhornte Palmetten (isolirt oder in fortlaufenden Bändern) u. a. m. behandelt. Das erinnert einigermaßen an Begleiterscheinungen der figuralen Arbeiten, an gewisse keramische Details der Arnoaldigruppe, und weiter an etruskische Buccherowaare, welche auch die nordwärts der Alpen erscheinenden Bogenstellungen oder sich überschneidenden Halbkreise führt. Auch der äußere Habitus

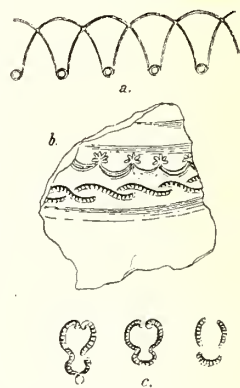


Fig. 8. — Ornamente (a) von einem Thongefäß v. Thumau, Oberfranken, und (b, c) von zertrümmerten Gefäßen von Husině b. Klattau.

dieser Vasengattung verräth doch Anklänge an Buchero, bei einer zeitlich wohl jüngeren Probe kann man geradezu von schwarzglänzender Waare sprechen.⁸³ Diese (theilweise noch auf das IV. Jahrhundert übergreifende) keramische Gruppe bietet uns also ebenso wie die namhaft gemachten Metallfachen mancherlei, was der keltische Westen nicht besaß, Dinge, welche, aus etwas älterer griechischer Wurzel stammend, auf Italien hinweisen.

Aus all dem hier Angezogenen ist eben nur der eine Schluß möglich, daß nördlich der Ostalpen in der keltischen Zone eine erhebliche Influenzierung von Italien her mit dem allgemeinen, rein altgriechisch beeinflussten keltischen Element zusammentrifft. Und zwar dürfte dieser italische Einfluß einmal in einer Einwirkung gleichzeitiger Arbeiten bestehen, zu dem (als nicht zu unterschätzender Factor) ein Nachwirken älterer Denkmäler tritt. Die Annahme eines solchen Zusammenhanges (auf Grund der Metallarbeiten wie der Keramik) muß freilich den Überblick über die Äußerungen der La Tènegruppe ungemein erschweren, jedoch können wir es hier nur wieder ausdrücken, daß innerhalb einer jeden chronologischen Stufe, innerhalb eines jeden lokalen Kreises eben die Analyse der einzelnen Bestandtheile verschiedenartige, verschieden zu deutende Wurzeln zu erkennen giebt, und in einer scheinbar nahezu homogenen Gruppe oft sehr differente Ausgangspunkte sich nachweisen lassen. Es treffen eben in jeder prähistorischen Gruppe verschiedene Dinge zusammen, ein Parallelismus von Typen und Ornamenten innerhalb der Zone von west-östlicher Ausdehnung, eine stets von Süd nach Nord vorrückende Influenzierung des prähistorischen Europa durch die Mittelmeerkulturen und eine Wiederholung dieser Erscheinung im Kleinen innerhalb der Barbarengelände selbst, das Nachleben und Wiederaufleben älterer einheimischer, ein Nachwirken älterer fremder (südlicher) Elemente.

Wir können hier nicht eine andere auffallende Thatfache, die übrigens wieder eine Bestätigung für den eben geäußerten Satz ist, übergehen. Weiter westwärts von dieser auch durch Italien beeinflussten Gruppe haben wir in der Zone nördlich der Alpen unter den Metallarbeiten barbarischen Kunsthandwerkes fast ausschließlich solche, welche altgriechische Einwirkung der Zeit rund um 500 v. Chr. erkennen lassen, hingegen bietet die Keramik dieser Gebiete, ob schon vielfach an ungefähr gleichalterige klassische Formen anknüpfend, in ihrer Ornamentik ein recht abweichendes Bild dar, indem geometrische Muster hier ganz erheblich überwiegen.⁸⁴ Die Rechtecke (mit Diagonalfüllung oder mit vierblättrigen Rosetten) in metopenartiger Anordnung, mäandrische Muster, Treppmuster u. dergl. auf diesen nordfranzösischen Vasen sind hier eher als Überbleibsel aus der Hallstattzeit, in der sie, nicht ohne Anregung durch klassische Arbeiten, vielfach reiche Entfaltung erfuhren, aufzufassen, denn etwa als Einwirkungen ungefähr der Zeit um 500 v. Chr. angehörender griechischer oder phönikisch-punischer Vasen ohne figuralen Schmuck oder Pflanzenornament. Namentlich ein Einfluß phönikisch-punischer Keramik, die ja im Gegensatz zur griechischen sehr viel länger noch geometrische Muster beibehielt, wäre ja bei der westlichen Lage des Fundgebietes dieser nordfranzösischen Gefäße wohl denkbar, in Gallien konnten an sich Influenzierungen durch die phönikisch-karthagische Besitzungen an der spanischen Küste und ihr Hinterland auf der iberischen Halbinsel wohl wirksam sein. Aber beim keltischen Westen handelt es sich darum durchaus nicht, zeigen doch schon die spanischen Funde der Zeit um 500 v. Chr., z. B. die Skulpturen von Elche und vom Cerro de los Santos, eine deutliche Mischung semitischer und griechischer Kunst, unter dominirendem Einfluß der letzteren. Nordgallien lag aber gänzlich im Bereich der griechischen Interessensphäre, phönikisch-karthagische Elemente konnten sich auf diesem Boden keine nennenswerthe Geltung mehr verschaffen.

Auch im Rheingebiet, vornehmlich in der Trierischen Gruppe, zeigt die Keramik reichliche Verwendung geometrischer Ornamentik. Schmale und breite Zonen in metopenartiger Abtheilung, oft mit gekreuzter Schraffirung gefüllt, oder breite, einen großen Theil der Gefäßwandung bedeckende Zonen mit abwärts gerichteten spitzwinkligen Dreiecken, die wieder durch gekreuzte Schraffirung gefüllt sind, alles zumeist durch Einglättung, nicht durch Einritzung ausgeführt, bilden hier durchschnittlich die Verzierung der Vasen. In einzelnen Fällen hat es den Anschein, als solle die gekreuzte Schraffirung innerhalb solcher Bänder nur den Grund, die ausgesparten Felder hingegen das gewollte Ornament bedeuten, nur so kann man wohl die Blatt- und Strahlenkränzen griechischer Vasen ent-

sprechenden Verzierungen am Fuß schlanker Gefäße und Fußschalen aus Hügeln der Gegend von Hermeskeil (Rgbz. Trier)⁸⁵ verstehen.

Es fehlt aber im Westen nicht auch an echten, aus dem griechischen Formenschatz übertragenen „La Tènemustern“ auf keramischen Dingen. Ein hervorragender Vertreter dieser Gattung ist die Vase von Plouhinec in Finistère,⁸⁶ auf die auch wegen ihrer Stannosform hingewiesen sei. Diese werthvolle Vase zeigt nun wieder Säume mit sich überschneidenden Bogen (die von concentrischen Kreisen bekrönt sind), mit einfacher Wellenlinie, endlich mit laufendem Hund, und auf ihrem breiten Ornamentstreifen aneinander gereihte, liegende S-förmige Elemente (verballhorntes Spiralband), deren Enden sich Ringen aus eingestempelten Kreischen anfügen, während ihre Umrollungen noch sphärische Dreiecke, die ihrerseits wieder mit Kreisrosetten abschließen, entfenden. Diesem scheinbar ganz natürlichen La Tènemotiv des breiten Streifens muß eine sehr grobe Verballhornung und willkürliche Combination eines klassischen Palmettenrankenmusters zu Grunde liegen, denn die sphärischen Dreiecke deuten doch offenbar eine Gabelung der Enden der S-förmigen Elemente mit zwickelfüllender Palmette an. Eine andere Vase aus Finistère, die Thonsitula von Saint-Pol-de-Léon,⁸⁷ trägt auf der Gefäßwand wieder einen Fries mit verballhornter intermittirender Palmettenranke, welche an Stelle der Palmetten eine kaum in klassisches Schema zu übersetzende, ersichtlich aber durch reiche Henkelornamente oder dergl. angeregte Combination von Palmettenmotiven führt. In der technischen Ausführung des Ornamentes steht dieses vielleicht noch etwas jüngere Gefäß dem von Plouhinec nahe, und beide können nur wieder als eine Parallele der nordostbayerisch-böhmischen Keramik gelten. Aber auch am Rhein fehlt es nicht an ähnlichen, wenn auch sehr viel einfacher ornamentirten Töpfen, ich verweise hier nur auf den Thonbecher von Eppelsheim in Rheinhessen,⁸⁸ dessen Muster wohl in letzter Linie auf eine Reihe schräggestellter Blätter oder halbierter Rosetten zurückgeht; die Zeitstellung auch dieses Stückes ist nicht ganz gesichert, da hier, wie bei so vielen isolirt gefundenen Vasen von älterem La Tènecharacter, vielleicht noch das IV. Jahrhundert in Betracht kommen könnte.

Eine unseren Funden entstammende Arbeit nichtklassischer Kunstindustrie aus der ersten La Tène-stufe haben wir in unserer Analyse bisher übergangen, nämlich die große Feldflasche von Rodenbach. Daß diese Bronzeflasche (einer Form von überaus langer Lebensdauer) in unseren Funden des V. Jahrhunderts nur einmalig vertreten ist, hätte gar nichts auf sich; hinsichtlich ihrer Herkunft wird man von vornherein sagen müssen, daß sie nicht auf eine griechische (oder etruskische oder karthagische) Fabrik zurückzuführen ist, sondern auf eine barbarische Werkstätte, vielleicht auf diejenige, welche im V. Jahrhundert auch die gerippten Cisten herstellte. Ihre geometrische Verzierung muß uns jedoch recht befremden, obschon wir schließlich auch diese innerhalb ihres barbarischen Milieus verstehen könnten; aber noch räthselhafter ist die Stilisirung der Pferde und Hirsche ihrer Thierfriese. Sind nun freilich diese eingeritzten silhouettenhaften Figuren auch nicht in jener primitiven Weise wie auf Arbeiten des ersten Eisenalters wiedergegeben, so stehen sie den geometrischen Zeichnungen immer noch näher als solchen der orientalisirenden und archaischen Stufe des griechischen und der von diesem unmittelbar abhängigen Kreise, mit einigem Rechte dürfte man sie auch mit gewissen barbarischen Erscheinungen Mittelitaliens vergleichen, die den Ausläufern der geometrischen Stufe und der Folgezeit angehören. Demnach wäre die Feldflasche von Rodenbach, da man sie doch wohl nicht als ein um sehr viel älteres Stück innerhalb der geschilderten Fundgruppe ansprechen kann, ein unerklärbares Unicum. Doch glaube ich hier jetzt eine richtige Lösung gefunden zu haben.

Aus dem Gräberfelde von Cerinasca bei Arbedo im Tessin liegt eine Bronzegürtelplatte (nach Art der altitalischen Bronzegürtel) vor,⁸⁹ welche außer getriebener Buckelverzierung auch eingeritzte Figuren in geometrischem Schema aufweist, darunter Pferde, die, wenn auch einfacher gehalten, etwa gegenüber echten altitalischen Zeichnungen, oder solchen der „Situlenkunst“ oder der älteren La Tènegruppe doch nur wieder eine enge Verwandtschaft mit der Rodenbacher Flasche bekunden. Wir wollen keineswegs damit das Tessiner Gürtelblech in das V. Jahrhundert zurücksetzen, denn wir halten die Frage nach dem Alter dieses Stückes wie der übrigen scheinbar sehr alten Funde dieser Nekropolen überhaupt noch für unbeantwortbar, es sei denn, daß man bei ihnen von den

sicher datirbaren Spät-La Tène-Erscheinungen in Früh-La Tènecharacter ausgeht. Jedenfalls kennen wir also vom Südrande der Alpen aus der Spät-La Tènestufe oder einer dieser unmittelbar vorangehenden, vorläufig noch nicht fixirbaren Zeit ein stilistisches Gegenstück zu den Thierzeichnungen von Rodenbach. Bei einer Umschau nach anderen verwandten Arbeiten müssen uns die geometrischen Muster des Rodenbacher Bronzegefäßes und ihre technische Ausführung sofort an den figuralverzierten Kegelhelm von Oppeano (Prov. Verona, am rechten Etschufer)⁹⁰ erinnern, der nun zweifellos wieder älteren Datums ist. Bei diesem Stück ist im Gegensatz zur großen Menge figuraler Arbeiten der Osthälfte Oberitaliens zu beobachten, daß der Thierfries nicht getrieben, sondern lediglich gravirt ist, entsprechend der Rodenbacher Flasche. Bei einem anderen figuralverzierten Stück aus dem westlichen Oberitalien, der Bronzefistula von Trezzo (bei Monza),⁹¹ stehen die Thiere trotz ihrer sehr viel alterthümlicheren Stilisirung den Darstellungen der Rodenbacher Flasche wie des Tessiner Gürtelhakens wieder näher als etwa der Durchschnittswaare der venetischen Situlenkunst. Wir kennen nun also aus Oberitalien, und zwar aus seiner Westhälfte, und weiter aus dem sich anschließenden Alpengebiete aus sehr verschiedenen Zeiten Arbeiten, die entweder untereinander oder mit der nordwärts der Alpen gefundenen singulären Bronzevase einen gewissen stilistischen Zusammenhang aufweisen, sich insgesammt aber von den Äußerungen der Situlenkunst des östlichen Oberitaliens u. s. w. scharf trennen. Und da die Rodenbacher Flasche nichts mit dem Früh-La Tène-Element oder der venetischen Situlenkunst zu schaffen hat, ist es doch wohl denkbar, daß sie eben jenem Kreise entstammt, der vorher und in noch späterer Zeit etwas Analoges ergab. Auch wenn wir heute noch nicht bestimmt wissen, welchen Character im Tessin und im westlichen Oberitalien die Funde des V. Jahrhunderts v. Chr. haben, und wir vorläufig nur indirect beweisen können, daß diese lokale, figurale Arbeiten führende Gruppe der Westhälfte Oberitaliens und des ihm vorgelagerten Alpenrandes weder zum eigentlichen, echten Früh-La Tène- noch zum provinzialetruskischen oder venetischen Kreise gehörte, ist unser Schluß nicht übereilt. Zudem müßte man die Bronzeflasche von Rodenbach als sonst undefinirbaren Fremdling in ihrem Milieu doch nur wieder aus einer südwärts des Rheingebietes gelegenen Gruppe fremden, nicht mit den Früh-La Tène-Erscheinungen übereinstimmenden Characters ableiten und sie so auffassen, wie man etwas weiter ostwärts in der keltischen Zone am Nordrande der Alpen z. B. die Situla von Kuffarn zu erklären hat. Auch diese Erwägung würde uns wieder auf einen in den Alpen oder am Südrande der Alpen gelegenen Kreis von zunächst noch kaum gekanntem Inhalt führen. So wie also über die Ostalpen vom östlichen Oberitalien Waaren in die keltische Zone gebracht wurden (und hier selbst dazu noch oberitalische Kulturströmungen sich geltend machten), war es auch auf einer mehr westlich gelegenen Linie der Fall, indem Fabrikate des westlichen Oberitaliens über die Centralalpen bis in das mittlere Rheingebiet vordrangen. Vielleicht kamen auf diesem Wege und aus dem nämlichen Centrum auch die gerippten Cisten unserer ersten La Tène funde (Aspergle, Eygenbilfen) ins Land, denn im V. Jahrhundert hatte die Fabrikation gerippter Cisten in Italien südwärts des Po wohl sicherlich aufgehört. Thatächlich finden sich im Tessin in den großen Nekropolen (z. B. in Molinazzo) sogar in jenem undefinirbaren späten Zusammenhange auch noch gerippte Eimer, die man aber durch nichts von den älteren Fabrikaten unterscheiden kann.⁹²

Unsere Analyse hat von der ältesten La Tènegruppe der Zone nordwärts der Alpen ein durchaus nicht einheitliches Bild ergeben. Neben einem dominirenden Element haben wir Unterströmungen und noch andere Beziehungen, deren Wirksamkeit wir noch nicht zu überblicken vermögen, wenigstens andeuten können. Aber was die Genesis des eigentlichen La Tèneviles anbelangt, so konnten wir uns nur wieder auf das stützen, was vor anderthalb Decennien bereits Furtwängler in Kürze dargethan hatte, während uns die Mehrzahl anderer Äußerungen zu diesem Thema schlechterdings auch nicht den geringsten Anhalt für ihre Berechtigung bot.⁹³

Die Arbeiten barbarischer Kunst und Kunstindustrie der zweiten La Tènestufe, deren Beginn wir an das Jahr 400 v. Chr. rücken müssen, unterscheiden sich von denen des V. Jahrhunderts in wesentlichen Stücken. Eine deutliche Abhängigkeit von archaisch-griechischen Denkmälern tritt allmählich etwas in den Hintergrund, es tauchen jetzt andere Erscheinungen auf, solche, die wir überhaupt noch

nicht gut erklären können, und solche, die wir auf gleichalterige Denkmäler des griechischen Kreises zurückzuführen haben.

An plastischen Arbeiten kennen wir aus dieser Stufe Rundfiguren, ferner werden, wie auch früher, Menschenmasken oder Thierköpfe, vielfach reliefartig, als Schmuck bestimmter Gegenstände verwendet. Nicht selten sind auch plastische Elemente, welche als Rudimente figürlichen Schmuckes zu gelten haben und nunmehr meist ohne jede Erinnerung an ihre figürliche Bedeutung ornamental verwerthet werden. Unter den Ornamenten begegnen wir jetzt einer wesentlichen Neuerung, der frei bewegten Pflanzenranke der griechischen Kunst; Akanthus wird jedoch nicht aufgenommen, soweit der augenblickliche Denkmälerbestand ein Urtheil erlaubt. Die Palmetten-Spiralornamentik, die Wirbelmotive u. s. w. bewegen sich in den alten Bahnen weiter. Geometrische Muster treten nur wenig hervor.

Bemerkenswerth unter den plastischen Arbeiten ist eine Reihe kleiner Rundfiguren aus Nordfrankreich und Süddeutschland, die durch ihre Begleitfunde der zweiten Stufe der La Tènezeit zugewiesen werden.⁹⁴ Es sind das einmal menschliche Figuren (Taf. VI, Fig. 3, 4), deren Kopf allerdings gelegentlich auch eine gewisse Thierähnlichkeit haben kann; sie dürften als Amulette anzusprechen sein, wenigstens sind sie theilweise mit einem Ring zum Tragen versehen oder auch direct an Schmuckstücken befestigt. Analog ist die Verwendung von Thierfigürchen. Lediglich rohe Nachahmungen griechischer oder italischer Statuetten des IV. Jahrhunderts können diese Bronzen nicht sein, damit steht die Stilisirung nicht im Einklang; das eine uns bekannte Thierfigürchen dieser Art (ein Vierfüßler mit Hörnern) würde eher der älteren Gruppe „altitalischer“ Arbeiten anzureihen sein, während die Menschenfigürchen große Verwandtschaft mit jüngeren altitalischen Bronzen des VIII. und VII. Jahrhunderts v. Chr. bekunden. Darf uns auch das Auftreten einer Gruppe von Arbeiten in älterer Stilisirung wie einer Summe von Formen älterer Typen innerhalb einer bedeutend jüngeren Stufe keineswegs überraschen, da wir ja so oft ein Nachleben und Wiederaufleben alter Elemente bei unseren prähistorischen Denkmälern beobachten können, so vermögen wir in diesem speciellen Falle den Zusammenhang noch nicht klar zu überschauen. Jedenfalls handelt es sich hier aber um Fabrikate des La Tènekreises, nicht um eingeführte rohe italische Arbeiten des IV. Jahrhunderts.

Hier anzureihen wären als Rassen dienende Thonvögel aus Grabhügeln des Hagenauer Revieres (Elfaß) und Flachgräbern von Braubach bei Oberlahnstein,⁹⁵ welche an ältere, hallstätische Stücke erinnern. Die aus dem Hagenauer Wald (Maegstub, Schirrhainer Weg) stammenden, in geschlossenen Grabinventaren dieser Stufe gefundenen Rassen haben Entengefalt. Das Braubacher Stück, dessen Kopf leider verloren ging, hat hingegen einen breiten Fuß, kurzen, gedrungenen Leib, kräftig angedeutete Flügel, der Hals ist sehr dick, was einen großen Kopf voraussetzt; die ganz ungewöhnliche Figur macht den Eindruck, als wäre sie das Endglied einer barbarischen Umwandlung hochalterthümlicher griechischer Sirenendarstellungen (in Bronze oder Terracotta).

Aus dem großen Grabhügelfund von Waldalgesheim liegt ein Thierfigürchen vor, das wohl dem Deckel der Bronzekanne mit röhrenförmigem Ausguß als Griff angehörte. Zwar hat dieses Figürchen auch wieder alterthümlichen Character, doch weist die übertrieben angedeutete Muskulatur des Körpers darauf hin, daß hier eine relativ junge Arbeit als Vorlage diente. Das Kummelbeschlag desselben Fundes (mit einigen anderen Stücken des Fundes ein Beleg für Durchbrucharbeiten dieser Stufe) enthält in seinem Rund im Wappenschema zwei stilisirte Vögel, unverkennbar Reiher, die zweifellos einer gleichzeitigen griechischen Arbeit, etwa nach Art der Silbervase von Tschertomlitsk bei Nikopol, entlehnt sein müssen. Hingegen läßt sich das nicht gerade wieder von zwei entenartigen Vögeln auf einem Halsringe aus Nordfrankreich⁹⁶ sagen, die mehr altem, hallstätischem Schema folgen. Es ist somit anscheinend nicht viel an Thierdarstellungen aus gleichzeitiger griechischer Vorlage übernommen.

Gehen wir weiter zur Verwerthung von Theilen des menschlichen oder thierischen Körpers auf Arbeiten dieser Stufe über, so haben wir zunächst wieder aus dem Waldalgesheimer Funde die merkwürdigen getriebenen Bronzeplatten zu erwähnen. Die hier dargestellten menschlichen „Büsten“ (oder vielmehr Körper unter Weglassung der unteren Extremitäten, mit basalförmiger Verbreiterung des Rumpfes) sind ganz ungewöhnlich, aus dem klassischen Kreise scheint es bisher an Analogem,

das dies Schema hätte anregen können, noch zu fehlen, es sei denn, daß man hier an eine verkürzte Wiedergabe von Gewandfiguren mit faltenlosem Gewande (früharchaischer Zeiten) denkt; etwa den bekannten punischen Typus zur Erklärung heranzuziehen, wofür ja die erhobenen Arme und die schematische Behandlung des Rumpfes sprechen würden, erscheint jedoch etwas gewagt. Die Köpfe der „Büsten“ sind in der bekannten La Tènestilisierung ausgeführt, der Rumpf ist bedeckt mit einer Wiederholung frei bewegten griechischen Pflanzenranken-Ornamentes.

Sehr viel seltener, als am Beginn der La Tènezeit, werden im IV. Jahrhundert auf unseren Denkmälern Menschen- oder Thiermasken verwendet. Einzelne Hals- und Armringe, meist der Gattung mit „Pufferenden“, so aus dem Grabhügel von Waldalgesheim, aus Funden von Pößneck unweit Saalfeld, vom Schönauer Hof bei Groß-Gerau, aus dem Hagenauer Wald, aus der Schweiz, von Courtifols (Marne), aus dem Departement Aube u. s. w.,⁹⁷ zeigen menschlich gebildete Masken. Stilistisch wären diese Masken wohl kaum von schon stark barbarisierenden der vorangehenden Stufe zu trennen, aber der Character der Ringe verweist diese Arbeiten in das IV. Jahrhundert. Das Grabfeld von Braubach ergab einen dreieckigen Gürtelhaken mit roher Menschenmaske, weiter die Nekropole von Marson ein Bronzeblech mit drei entsprechenden Masken.⁹⁸ Wesentlich verschieden von diesen Darstellungen ist ein sehr viel feiner durchgeführter Kopf mit menschlich gebildeten Ohren, mandelförmig umstilisierten Thierohren oder eher noch Hörnern und langem Spitzbart am unteren Henkelansatz der Waldalgesheimer Kanne. Für diesen Kopf, dem aus dem Kreise der älteren La Tènegruppe vielleicht noch ein Kopf mit Thierohren eines Gürtelhakens von Herrnsheim⁹⁹ als stilistisches Gegenstück an die Seite zu stellen wäre, kann doch nur wieder eine Acheloosmaske vorbildlich gewesen sein. Ein primitiver Thierkopf erscheint an der filigranverzierten, einem sehr viel älteren Schema folgenden Fibel von Přemysleni (Nordböhmen), die wohl noch dem IV. Jahrhundert angehört; vielleicht reiht sich hier auch eine Fibel gleichfalls älteren Schemas aus der Picardie an,¹⁰⁰ die zwei rohe Thierköpfe zeigt, obschon aus Mangel an Vergleichsmaterial die Zeitstellung dieses Stückes noch ganz unsicher bleibt.

Im Pflanzenornament der keltischen Arbeiten des IV. Jahrhunderts finden wir, wie bereits bemerkt, zwei Richtungen vertreten. Für die eine, die ein wesentlich neues Element in der La Tèneornamentik bedeutet, bietet der große Fund von Waldalgesheim das wichtigste Material und zwar auf dem Halsringe mit Pufferenden, auf den schon erwähnten Zierplatten, Nabenringen, Hörnern und dem Kummelbeschläg. Der Waldalgesheimer Fund enthält in seinem Metalleimer zugleich auch eine griechische Arbeit, die in einem Detail ihrer Verzierung vorbildlich für diese keltischen Muster gewesen sein mochte, ein Zusammenhang, wie man ihn nicht deutlicher wünschen könnte. Das Rankenmotiv des Halsringes dieses Grabfundes ist eine barbarische Umschreibung nicht etwa sehr viel älterer Rankengeföhlge, sondern der frei bewegten Blütenranke, wie wir sie in der griechischen Ornamentik vom Ende des V. Jahrhunderts ab kennen und wie sie gerade auch jener Eimer in seinem Henkelornament führt; die nämlichen Details, die gegabelte Ranke, dieselben Blüten kehren, eben nur in barbarischer Modifikation, hier wieder. Roher ist das Motiv bereits auf den Zierplatten mit den „Büsten“ und auf den Nabenringen behandelt, die Blüten kommen schon in Fortfall; zum Bandornament umgebildet finden wir es weiter auf den Armringen, den Hörnern und dem Kummelbeschläg. In diese Reihe gehören auch zwei diesen Vorwurf in verschiedener Weise zum Ausdruck bringende Ornamentstreifen des Helmes von Amfreville,¹⁰¹ den wir danach mit voller Sicherheit in das IV. Jahrhundert verweisen können, weiter auch die Bügelverzierung der Früh-La Tènefibeln von Rickenbach (bei Solothurn) und Yverdon und Ornamente eines Halsringes aus den Gräbern zwischen Niederhagenthal und Schönenbuch (an der elßäffisch-baseler Grenze).¹⁰² Auch für diese nun schon stark weitergeführten Rankenmuster wird man einen Vorwurf vergeblich unter den ältesten La Tène- oder den für diese vorbildlichen archaisch-griechischen Arbeiten suchen.¹⁰³

Außer dieser wesentlichen Neuerung, die aber isolirt bleibt, indem sie das IV. Jahrhundert nicht überdauerte, führt die Ornamentik der zweiten La Tènestufe auch Fischblasenmuster und andere Elemente, die bereits im V. Jahrhundert Eigenthum des La Tènekreises geworden waren, in manchen Fällen aber auch wieder durch gleichalterige klassische Arbeiten angeregt sein konnten. Es

fehlt z. B. nicht an Verwendung des Eierstabes (Helm von Canosa, Halsring von Oblat in Böhmen), der Perlfäume (Ringe von Waldalgesheim, Helm von Amfreville), der Reihen schräg gestellter Blätter in blütenartiger Anordnung und des Flechtbandes (Kanne von Waldalgesheim; einzelne Fibelbügel), des laufenden Hundes (Halsring von Schimsheim; die vielleicht noch bis in diese Stufe reichenden Gefäße aus Nordostbayern etc. nicht zu vergessen), der Bogenstellungen (reich entfaltet auf der Braubacher Keramik; Fig. 10, 11), der senkrecht aneinander gereihten S-förmigen Elemente (bay.-böhm. Keramik, Thonrassel von Unterirfflingen in Württemberg; im Gegensatz aneinander gereiht auf einem Armband von Muttenz), der reciprok in einander verschobenen Voluten (Kanne von Waldalgesheim), der Dreiwirbel (Armring von Montsaugéon).¹⁰⁴ Wir begegnen weiter fortlaufenden und intermittierenden Wellen- und Palmettenranken (mehrfach auf Halsringen; Helm von Canosa), herz- und peltenförmig umschriebenen Palmetten (Helm von Canosa, Ringe von Waldalgesheim; wohl auch Blecharmband von Dux), auch an mehr oder minder gut wiedergegebenen Palmetten (Ringe von Waldalgesheim, Halsringe von Oblat und Montapot), ebenso an Ersatz von Palmetten durch Kreisgruppen ist kein Mangel.¹⁰⁵ Ungewöhnlich, aber sicher auch altem griechischem Formenschatz

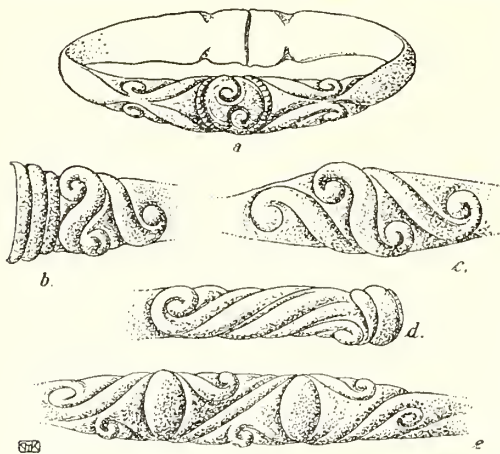


Fig. 9. $\frac{2}{3}$ d. Gr. — Ornamente auf böhmischen Armringen. (a) Böhmisches-Brod, (b, c) Zlonitz, (d) Juliska bei Podbaba, (e) Kosire bei Prag.

entlehnt ist die Hakenspirale (Armringe von Waldalgesheim, Helm von Amfreville). Die Verballhornung und willkürliche Combination der Ornamente führt stellenweise zu fast unverständlichen Mustern, wie z. B. bei dem Helm von Canosa oder bei den breiten Ornamentstreifen der Kanne von Waldalgesheim, bei denen man zunächst nur Reihen von Dreiwirbeln zu erkennen glaubt. Bei dem unteritalischen Helm haben wir eine intermittierende Wellenranke mit herzförmig umschriebenen Palmetten, die stark fischblasenartig verdickten, (ganz entsprechend den Bogen der einen Braubacher Schale) noch mit Wellenlinien in besonders abgegrenzten Feldern versehenen, schräg gestellten S-förmigen Kurven sind ihrerseits nochmals mit intermittierenden Wellenranken verbunden, deren peltenartig umschriebene Palmetten über der herzförmig umschriebenen sitzen. Noch weniger verständlich ist die Composition bei den breiten Ornamentstreifen der Waldalgesheimer Kanne. Hier könnte man wohl daran denken, daß in unendlichem Rapport intermittierende Wellenranken mit herzförmig umschriebenen Palmetten zu Grunde lagen, doch fügen sich diesem Schema weitere fischblasenartige S-Kurven und Voluten ein; eine Analyse des Musters oder gar ein Übertragen dieser Composition in eine griechische Form, die etwa hier als Vorwurf gedient haben konnte, ist bereits ganz unmöglich. Ganz willkürlich sind weiter die Zusammenstellungen von Schnecken- und Fischblasenmotiven wie einzelner Voluten auf einer Reihe von Ringen und Fibeln, von denen wir hier einige Proben von böhmischen Armringen (Fig. 9) abbilden;¹⁰⁶ der keltische Toreut operirte hier mit den ihm geläufig gewordenen Details, ohne sich im geringsten noch um eine einigermaßen richtige Wiedergabe klassischer Ornamente zu kümmern. Allerdings sind diese barbarischen, unklassischen Combinationen uns nichts Neues mehr, wir hatten Analoges bereits in der ersten La Tènegruppe zu constatiren.

Diese Fischblasenranken und Spiralkurven finden sich auf den Alterthümern der zweiten La Tène-stufe in Gravirung vor, weiter auf getriebenen Blechen und auf Durchbrucharbeiten, aber auch in Gußtechnik ausgeführt fehlen sie nicht. In letzterem Falle sind sie meist scharfkantig oder keilschnittartig modellirt, die Einrollungen der Kurven werden kräftig betont, es entwickeln sich die starken Knoten und Buckel dieser Volutenornamentik, die dann in der folgenden Stufe wahre Ungethüme von Knotenringen zeitigen.

Nicht in allen Fällen haben wir im IV. Jahrhundert in der keltischen Buckel- und Knotenverzierung nur deutliche Derivate figürlicher oder Spiralkurven-Ornamentik vor uns, wir kennen eine Reihe von Metallarbeiten, bei denen die Verwendung dieses plastischen Schmuckes ohne jede Er-

innerung an derartige Vorwürfe erfolgte. Ich meine hier nicht die durch Ab schnürung entstandenen Knoten (und Rippen) des Reifes und des Bügels zahlloser Armringe und Fibeln dieser Stufe, sondern einen richtigen Knotenbefaß glatter Ringe, der sich auch einmal auf einem Fibelbügel wiederholt.¹⁰⁷ Offenbar liegt auch hier wieder eine Weiterverwerthung einmal gewonnener Elemente durch den keltischen Toreuten ohne jede Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung vor.

Geometrische Muster treten in dieser Stufe mehr in den Hintergrund, soweit nicht eben noch nicht genau fixirbare keramische Erscheinungen der älteren Hälfte der La-Tènezeit hier zu berücksichtigen

wären. Lineare Details sind zwar sehr häufig auf Ringen u. s. w. angebracht, ohne jedoch in allen Fällen eigentliche Muster zu bilden. Sehr beliebt sind eingeschlagene oder eingestempelte Punktkreise, concentrische Kreise u. dgl. Wir sehen solche als Füllung in Reihen auf Hals- und Armringen wie auf Fibeln, auf breiten, meist schildförmigen Fibelbügeln dienen sie als Füllung dreieckiger und viereckiger Felder oder langer schmaler Streifen, weiter macht die Keramik von ihnen reichlichen Gebrauch (Fig. 10, 11). So z. B. zeigen Buckelschalen solche Kreisrosetten, einige Schalen aus Braubach haben um den Omphalos noch einen aus solchen Details zusammengesetzten Strahlenkranz; Reihen von Dreiecken, die aus eingedrückten Kreischen gebildet und vielfach an der Spitze von einem größeren Punktkreise bekrönt werden, kehren

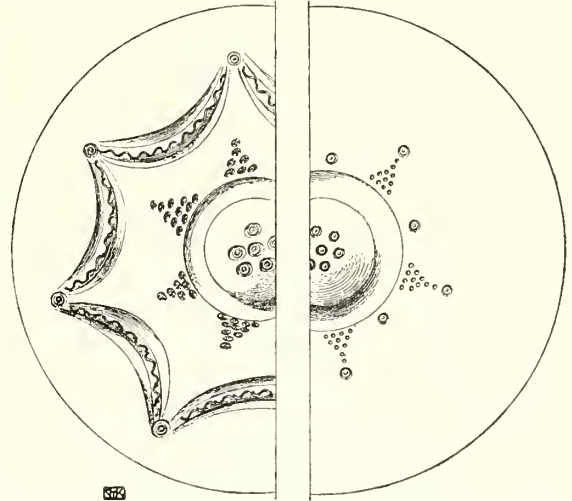


Fig. 10. ca. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Innenverzierung von Thonschalen aus Braubach.

auf großen flaschenartigen Gefäßen (Braubach, Rosenhöhe bei Darmstadt), in einfacher Umschreibung auch auf der Bronzekanne von Waldalgesheim wieder. Interessant, aber mehr vereinzelt bleibend ist das (sicher aus laufendem Hund verballhornte) Tangentenkreismotiv und weiter das Rautenmuster auf Fibelbügeln von Langugest, Letky und Muttenz, das sich auch auf Halsringen von Muttenz und Ranis (in Thüringen) wiederholt;¹⁰⁸ isolirt stehen auch die Rautengruppen (Rauten mit Schlangenlinien gefüllt) auf einer Thonvase vom Wiener Berg bei Ödenburg da,¹⁰⁹ ebenso die Hakenkreuze (als Füllung in mehrreihigem Rautenbande) auf einer Lanze derselben Nekropole¹¹⁰ und auf den Nabenringen aus Waldalgesheim, wie auch der Mäander (resp. reciproke Gammafiguren) auf einem Halsringe von Ranis.

Die Erzeugnisse keltischer Kunst und Kunstindustrie des IV. Jahrhunderts bedeuten gegenüber den Materialien der ersten La Tènestufe einen wesentlichen Rückschritt, trotz gewisser Neuerungen

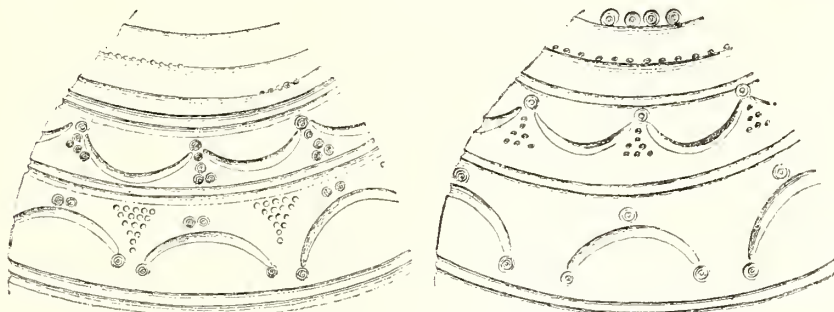


Fig. 11. ca. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Schulterornamente grosser Thonflaschen aus Braubach.

in der Ornamentik. Den glanzvollen Leistungen unter altgriechischem Einfluß folgten im IV. Jahrhundert minder glänzende, minder vollendete Arbeiten, die aus dem, was das griechische Kunsthandwerk im Zeitalter des Phidias und des Praxiteles zu bieten hatte, nur wenig Anregungen zu schöpfen vermochten, sondern sich mehr in den alten Bahnen, und zwar, wie selbstverständlich, in klassischem Sinne abwärts, in Bezug auf die Verballhornung, Barbarisirung der klassischen Elemente in aufsteigender Richtung, fortbewegten, und auch wieder schon bei sehr viel älteren Dingen anknüpften.

Wie oben bereits ausgeführt, haben wir von dem dritten Abschnitt der La Tènezeit, der ungefähr das III. und II. Jahrhundert v. Chr. umfaßt, bei dem Mangel reich ausgestatteter Gräber vor-

läufig nur geringe Kenntniß. Das Fehlen einer größeren Menge typischer Ensembles von den verschiedenen Punkten des Verbreitungsgebietes erschwert es uns, die Formen dieser Stufe in allen Fällen von denjenigen der folgenden oder vorhergehenden zu trennen, doppelt empfindlich äußert sich dieser Mangel aber bei der Beurtheilung des Kunstcharakters dieser Stufe, ja mit dem uns heute zu Gebote stehenden Material ist hier ein abschließendes Urtheil überhaupt noch nicht zu gewinnen. Es müßten sich doch in dieser Stufe der Keltenzüge nach Griechenland und Kleinasien und der Gallierkämpfe in Oberitalien intensiv hellenistische Einflüsse offenbaren, aber hinsichtlich dessen versagen unsere Funde zur Zeit noch, jedoch kann ein einziger neuer Fund mit einem Schlage das augenblicklich zu gewinnende Bild vollkommen verschieben. Die beste Erläuterung zu dieser unserer Vermuthung ist der Fund von Waldalgesheim, ohne den wir doch nur den Eindruck gewinnen müßten, daß die keltischen Werkstätten des IV. Jahrhunderts griechischen Einflüssen nachphidiasischer Zeiten so gut wie gar nicht zugänglich waren.

Größere plastische Arbeiten sind aus dieser Stufe noch nicht bekannt geworden. Reichlich findet sich jedoch die Verzierung von Schmuckgegenständen durch Thierköpfe, so vor allem an den Haken der zumeist ja diesem Abschnitt angehörenden großen Bronzegürtelketten (Taf. VI, Fig. 5, 6) und anderen Gürtelschmuckes.¹¹¹ Die Stilisirung dieser Thierköpfe, welche tief unter den Leistungen der beiden älteren La-Tène-Stufen stehen, zeigt, lebhaft an ältere italische Arbeiten erinnernd, mehr „alteuropäischen“, hallstätischen Character, jedoch mit gewissen Eigenthümlichkeiten. Diese figürlichen Elemente, bei denen oft Augen, Ohren oder Maul stark kugel- oder scheibenförmig gebildet sind, haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Pferdeköpfen, ob sie jedoch thatsächlich solche vorstellen wollen oder ihnen nicht öfter auch ein anderes Vorbild, vielleicht der Cheniskos, zu Grunde lag, wissen wir nicht. Beachtung verdient auch der Behang dieser Gürtelketten, unter dem traubenförmige und vasenartige Gebilde häufig erscheinen und dem man auch die vasenförmig gebildeten Schlußknöpfe einer Gattung von Pseudo-Früh-La Tène-Fibeln dieser Stufe anreihen kann; daß eine Übertragung und zugleich Übertreibung klassischer Elemente hier vorliegt, wird man nicht bezweifeln können, aber es brauchen nicht nothgedrungen gerade specifisch hellenistische Details gewesen zu sein.

Eine kleine, bisher aus deutlichem Mittel-La Tènezusammenhange nicht bekannte Gruppe von Gürtelketten, die allerdings in der Form der Glieder von dem üblichen Modell erheblich abweichen, zeigt außer dem Thierkopfhaken auch noch mit anderen zoomorphen Details, vornehmlich dem Cheniskos, geschmückte Glieder; allerdings stehen diese Ketten bereits einer bestimmten Gattung von Spät-La-Tènearbeiten so nahe, daß man die betreffenden Stücke (aus Böhmen, Mähren und Ungarn) zunächst noch der folgenden Stufe einreihen muß, bis etwa neue Funde derartiges bereits für Mittel-La-Tènezusammenhang nachweisen.

Reiche Entfaltung erfährt in dieser Stufe die Spiralornamentik in der starken Betonung der Buckel- und Knotenverzierung. Die hier vornehmlich in Betracht kommenden Hohlbuckel-Charnierreine („Nußarmbänder“)¹¹² bieten eine Fülle interessanter Details hinsichtlich der Ausgestaltung der ursprünglichen Schemata durch den barbarischen Toreuten. Die Verzierung der einzelnen Hohlhalbkugeln der Armbänder ist oft in flachem Relief ausgeführt, oft tritt sie aber auch sehr kräftig hervor, und zwar mehrfach in einer keilschnittartigen Modellirung. Verwendet wurde das Dreiwirbelmotiv, die S-förmige Kurve und der laufende Hund (beschränkt auf drei spiralige Einrollungen und deren zwei Verbindungsstücke). Der barbarische Toreut fügte dazu noch allerhand Einzelheiten, er verdoppelte die Buckel an den Einrollungen der S-Kurven oder setzte einen Buckel auf die Mitte einer solchen Kurve oder halbirt die Buckel des Dreiwirbelornamentes nach Art des Doppelmantelmotives, bei dem laufenden Hund zeigt der mittlere Buckel zwei, ja sogar drei Knoten, während die Enden nur einen aufweisen. Daß bei dem regelmäßig von einem Kreise umschlossenen Dreiwirbel Mitte und Seitenfelder nicht glatt blieben, ist ja selbstverständlich; bei einem Ringe,¹¹³ dessen Ornamentenschema scheinbar nur der laufende Hund zu Grunde liegt, finden sich noch accessoirische Fischblasenkurven und Knoten, als wäre hier etwa ein Ausschnitt aus einer Flächenverzierung durch zusammenhängende Spiralen wiedergegeben. Jedenfalls bieten die Ringe, welche zumeist böhmischen Fundstätten entstammen, ein lehrreiches Material dafür, wie der barbarische Künstler

ursprünglich einfache Motive behandelte und in beinahe grotesker Weise ausgestaltete; eine Zusammenstellung dieser Stücke würde eine ebenso interessante Reihe ergeben, wie die vor zwei Decennien erfolgte Veröffentlichung jüngerer keltischer Ringe aus Schottland.¹¹⁴

Verwandten Character hat eine Gruppe von gegossenen dreieckigen Bronzegürtelhaken (sehr langer schmaler Bronzegürtelbleche) des Schemas, das auch wieder in deutlichem Spät-La Tènezusammenhange (dann jedoch aber unter enger Anlehnung an stark hellenistisch beeinflusste Arbeiten) erscheint. Diese Gürtelhaken zeigen Hohlhalbkugeln mit meist stark betonter Buckelverzierung in Verbindung mit Rudimenten von Volutenmustern; ob sie wirklich sämtlich nur dieser Stufe zukommen (wie der Fund von Nauendorf bei Apolda wenigstens wahrscheinlich macht), mag dahingestellt bleiben.¹¹⁵ Weiter wären die hier volutengeschmückten Perlen einzelner Mittel-La Tènefibeln zu nennen. Daß übrigens in dieser Stufe die Spiralornamentik beim Reliefschmuck nicht immer bloß jener stark plastischen Knotenbildung zuneigte, dafür spricht z. B. ein Hohlring aus einem gallischen Grabe von Bologna mit feinen einfach aneinander gereihten S-Kurven mit verdickten Ausläufern.¹¹⁶

Weiter kennen wir auf Ringen (Fuß- und Armringen aus Bronze und Eisen) dieser Stufe noch Buckelverzierung ohne die verbindenden Kurven. Entweder ist der ganze Reif mit solchen Buckeln besetzt, oder es trägt ein glatter Reif in Intervallen derartigen Schmuck, der meist zu größeren und kleineren rosettenartigen Gruppen vereinigt ist. Die einzelnen Knoten sind wieder durch tiefe Kreise belebt.¹¹⁷ Nach meinem Dafürhalten liegt auch hier wieder ein Weiterverwerthen gewisser Details ohne jede Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung vor.

Eine wichtige Quelle für die Ornamentik dieser Stufe würden die verzierten eisernen Schwertscheiden sein, von denen La Tène im Neuenburger See selbst eine größere Anzahl ergab, und die auch noch vom Rhein, aus Süddeutschland, Böhmen, Mähren, Westungarn, Krain und vom Nordrande Oberitaliens bekannt sind.¹¹⁸ Man setzt zwar diese Denkmälergattung aus „typologischen“ Gründen bisher anstandslos in die Mittel-La Tènezeit, jedoch deutet der Zusammenhang in der Station La Tène viel mehr auf die Spät-La Tènezeit hin, hingegen sind wirklich datierbare Gräber mit solchen Schwertern doch nicht sehr häufig. Allerdings wird man z. B. den Funden in Schrobenufen in Oberbayern und Sobštitz in Böhmen entnehmen müssen, daß in kaum anzuzweifelndem Mittel-La Tènezusammenhange ornamentirte Schwertscheiden bereits vorliegen, daß diese Schwertgattung also noch bis ins III. und II. Jahrhundert zurückreicht, was jedoch nicht ausschließt, daß derartige Stücke auch noch im letzten vorchristlichen Jahrhundert entstanden. Wahrscheinlich gehen die Anfänge dieser Denkmälergattung sogar noch weiter zurück, einige so verzierte Waffen wird man gewiß noch in das IV. Jahrhundert verweisen wollen.¹¹⁹

Spärlich finden sich auf diesen Waffen figürliche Elemente dargestellt. Auf einer Schwertscheide aus La Tène sehen wir (auf punktirtem Grunde) drei phantastische Vierfüßler, die an viel ältere Denkmäler erinnern und als Nachklänge der oberitalischen Situlenkunst gelten könnten; jedoch stimmt die Stilisirung der beiden unteren Thiere so sehr mit Rundfiguren der Spät-La Tènezeit überein, daß diese Arbeit wohl kaum ein höheres Alter beanspruchen darf, weiter wird man diese Schwertscheide kaum von den Eimerbeschlügen von Aylesford in Kent trennen wollen, also auch dieser Umstand muß uns davon abhalten, hier an die Mittel-La Tènezeit zu denken. Die figürlichen Schwertmarken (Eber, menschliche Büste), die viele Klingen vom Mittel-La Tèneschema aufweisen, fallen aller Wahrscheinlichkeit nach auch erst der folgenden Stufe zu, wenigstens schließen sich diese Marken mehr den Spät-La Tènedetails an. Eine andere Schwertscheide aus La Tène zeigt eine spiralige Wellenranke, die wohl einen Schlangenleib vorstellen soll, während ihre Einrollungen scheinbar mit Thierköpfen mit offenen Mäulern und herausgestreckter Zunge oder mit Ranke oder dergl. im Maul abschließen. Diese Thierköpfe, die ebenfogut auch als Vogelköpfe mit gekrümmtem Schnabel angesprochen werden könnten (wobei jedoch die „Zunge“ stören würde), und die übrigens nochmals als Abschluß S-förmiger Kurven auf einigen anderen Scheiden wiederkehren, dürften hier nur unwesentliche Erscheinungen sein, denen in diesem Falle lediglich die Verballhornung eines Pflanzenranken-Ornamentes eine solche Ausgestaltung gab. Denn auf einer anderen Scheide sehen

wir eine deutliche spirale Wellenranke (mit dreieckigen Blättern als Zwickelfüllungen in den Gabelungen) ohne jede Spur eines zoomorphen Details.

Der sich zumeist auf das Scheidenmundstück beschränkende Schmuck dieser gravirten und getriebenen (einige Male auch mit Stegen belegten) Schwertscheiden besteht hauptsächlich in Spiral- und Pflanzenornament, vielfach jedoch in hohem Grade der Verballhornung. Einmal finden sich S-förmige Kurven, die einfach an einander gereiht werden, oder es treten zwei S-förmige Kurven im Gegenförmigen gegenüber und tragen in dem von ihnen gebildeten Volutenkelch eine dritte. Häufiger sind noch die mit wellenförmig gebogenen oder gegabelten Enden abschließenden Dreiwirbelmotive, die das ganze Scheidenmundstück bedecken oder kleine Kreisränder an den Seiten der Oeffnung füllen. Auch an kurzen Wellenranken, deren Voluten ein Doppelmantelmotiv umfassen oder gegabelt sein können, fehlt es nicht. Eine schöne Scheide von Mitrovitz a. Save zeigt zwei derartige Ranken mit theilweise schneckenartig verdickten Voluten und Zwickelfüllungen (Halbpalmetten in Schraffur, Blüthe). Weiter werden Palmetten, meist in herz- oder peltenförmiger Umschreibung, verwendet, ebenso finden sich auch stark verballhornte Palmettenrankenmuster. Ein noch unedirtes, leider sehr beschädigtes Stück (im Röm.-Germ. Centralmus. Mainz), wohl aus Mitrovitz a. Save, zeigt eine überreiche Composition. An einer anscheinend peltenförmig umschriebenen Palmette laufen wulstige Rankenlinien hinauf und bilden einen Kelch, der ein großes mandelförmig gestaltetes Blatt trägt; zwischen diesem und den Voluten des Kelches, weiter zwischen den Spitzen der Voluten und den hinauf laufenden Rankenlinien, schließlich zwischen den Rankenlinien selbst (oberhalb der unteren Palmette) sind von einer Umrisslinie abgeschlossene Zwickelfüllungen angebracht, die jedesmal einen von einer Spirale ausgehenden Volutenkelch zeigen. Das Ganze bekrönt nochmals eine herzförmig umschriebene Palmette. Unterhalb dieser Composition ist durch Corrosion die Verzierung bis an das Scheidenmundstück beinahe gänzlich zerstört, verständlich ist hier nur einmal eine peltenförmig umschriebene Palmette. Das Schema, das wohl dieser (sicherlich nicht durch rein hellenistische Arbeiten, sondern durch griechische Rankenornamente jüngerer rothfiguriger Vasen u. s. w. angeregten) Composition zu Grunde liegt, scheint sich öfter zu wiederholen, wenigstens spricht das Ornament auf einer Schwertscheide von Csabrendek im Comitatus Zala, woher übrigens auch eine prachtvoll ornamentirte Eisenlanze mit reichen, aber stark verballhornten Rankenmustern stammt, dafür. Schließlich wären noch als Verzierung dieser Schwertscheiden die Kreisfelder, die gelegentlich dreiblättrige Blüten umschließen, zu nennen. Verwandte Elemente finden sich auch unter den Schwertmarken, so die Mondsicheln und Schilde (theilweise wohl Umschreibungen von Palmetten) und der Dreipaß. Als Umrahmung oder Abschluß des verzierten Theiles der Scheide dienen meist geometrische Muster, Bogen- und Wellenreihen oder Zickzacklinien in Begleitung gerader Linien oder gestrichelte Bänder. Rein geometrisches Ornament als alleinige Verzierung der Scheide ist selten.

Noch besser, als die Hohlbuckelringe, vermag diese Denkmälergattung zu zeigen, wie der barbarische Künstler durch Weiterführung und willkürliche Combination einiger einfacher Motive, die bereits in wesentlich ältere Zeiten zurückreichen, eine Fülle variirender Verzierungen schuf. Specifisch hellenistische Einflüsse können hier wohl als nahezu ausgeschlossen gelten, denn es handelt sich hier im Grunde zumeist doch nur um die Elemente, welche der barbarischen Kunst in den vorangehenden Stufen schon geläufig waren.¹²⁰

Dem dritten Abschnitt der La Tènezeit gehören auch die ältesten Münzen der barbarischen Völker nordwärts der Mittelmeerzone an. Es ist ja bekannt, daß die barbarische Münzprägung sich zunächst sehr eng an eine Reihe klassischer Vorlagen der hellenistischen Zeit (die ja auch ältere Typen aufzuweisen haben) anlehnt, diese imitirte, bis zur Unkenntlichkeit verballhornte, jedoch verhältnißmäßig spät erst eigene Münztypen schuf. Die Mehrzahl der vom Ocean bis zum Pontos verbreiteten barbarischen Münzen ist viel jüngeren Datums und reicht stellenweise bis in die erste Kaiserzeit. Für die Kunst und Kunstindustrie der jüngeren Hälfte der La Tènezeit dürfen wir ihre Bedeutung jedoch auch wieder nicht allzu hoch einschätzen. Sie sind allerdings wichtig und lehrreich dafür, wie der barbarische Stempelschneider die klassischen Vorlagen ummodelte und durch eigene Zuthaten um-

gestaltete, sie bieten auch treffliche Parallelen für zahllose Details der Spät-La Tènekunst, aber wesentlich neue Elemente in größerer Anzahl haben sie dem keltischen Kunsthandwerk nicht vermittelt, und von den specifisch hellenistischen Details im La Tènekreise ist durch sie doch nur ein Bruchtheil eingeführt worden.

Was wir hier über die keltischen Denkmäler der Zeit um 200 v. Chr. zu sagen haben, ist somit sehr wenig, namentlich, wenn wir uns auf solche Funde zu stützen suchen, die durch ihren ganzen Inhalt, nicht bloß durch einzelne Typen, als sicher der Mittel-La Tènestufe angehörend erwiesen werden. Aber aus der vorläufigen Untrennbarkeit einzelner Erscheinungen dieser und der folgenden Stufe darf man wohl den Schluß ziehen, daß im III. und II. Jahrhundert im barbarischen Kunsthandwerk Manches sich schon vorbereitete, was auf den Spät-La Tènealterthümern in scharf ausgeprägter Form vorliegt, so namentlich auch hinsichtlich hellenistischer Einflüsse.

Für den ungefähr mit dem Festsetzen der römischen Macht in Südgallien und der Kimbern- und Teutonenwanderung beginnenden letzten Abschnitt der La Tènezeit erscheinen die Materialien für die Beurtheilung des Kunstcharacters wieder reichlich, wenngleich sie uns auch noch nicht über alle sich aufdrängenden Fragen aufzuklären vermögen. Mit der Spät-La Tènestufe treten uns viele neue, in keinem deutlichen Zusammenhange mit den Denkmälern der vorausgehenden Stufen stehende Elemente entgegen, die einmal auf Einflüsse der hellenistischen Kunstindustrie hinweisen, dann aber wieder an Details sehr weit zurückliegender Zeiten anknüpfen. Beibehalten von „La Tèneelementen“ in mäßigem Umfange, starkes Wiederaufleben älterer einheimischer und fremder (südlicher) Erscheinungen, wie sie in der Hallstatt- und am Beginn der La Tènezeit in den Funden nordwärts der Alpen vorhanden sind, endlich starke Beeinflussung durch hellenistische Arbeiten, das ist es, was die barbarische Kunst des La Tènekreises im letzten Jahrhundert der römischen Republik kennzeichnet. In manchen Fällen lassen sich aus der ersten Kaiserzeit noch Arbeiten im Spät-La Tènecharacter, namentlich aus der Alpenzone, nachweisen; im Folgenden werden wir häufig auf solche Stücke Rücksicht nehmen, ohne die zeitliche Differenz noch besonders zu betonen.

Reiche Verwendung finden in der Kunst und Kunstindustrie der Spät-La Tènegruppe Thierdarstellungen und zoomorphe Details, auch der Mensch ist von der Darstellung nicht ausgeschlossen. Wir kennen nackte und bekleidete Menschenfiguren und Thierfiguren (Pferde, Hunde, Widder, Eber und Vögel), weiter in Hoch- und Flachreliefausführung wie in Zeichnung Menschendarstellungen und Menschenmasken, ganze Thiere (z. B. Delphine, Eber, Pferde, die zu phantastischen Wesen umgestaltet erscheinen, und Vögel), Thierprotomen (Pferd mit Hörnern, Schwein, Vogelprotomen) und Thierköpfe (Widder- und Stierköpfe, Cheniskoi u. s. w.). Als ornamentaler Schmuck erscheinen daneben auch noch Muscheln, Blätter und Palmetten. Das Pflanzenranken- und Spiraloornament tritt mehr in den Hintergrund, doch fehlt es nicht ganz an bedeutsamen Denkmälern dieser Gattung, meist mit Motiven, wie wir sie in verschiedenen älteren Stufen beobachten können; daneben lassen sich aber auch einzelne Neuerungen im Pflanzenornament beobachten. In gewissem Reichthum machen sich geometrische Ornamente geltend, und zwar theilweise auch solche, die man für gewöhnlich sehr viel älteren Zeiten zuweisen würde.

Wir beginnen hier die Betrachtung der einzelnen Äußerungen der Spät-La Tènekunst mit der Besprechung der figürlichen Darstellungen. An Rundbronzen führen die Spät-La Tèneschichten sowohl Menschen- wie Thierfiguren, die theils auf hellenistische Vorbilder und hellenistische Anregungen zurückgehen, theils auch als späte Wiederholungen sehr viel älterer Arbeiten zu bezeichnen sind.¹²¹ Von Menschendarstellungen lassen sich nackte und bekleidete nachweisen, und zwar auch unter den Figürchen barbarischer Stilisirung selbst, nicht etwa nur unter den mehr oder minder gelungenen, überdies noch durch klassische Attribute gekennzeichneten Imitationen hellenistisch-römischer Arbeiten, wie sie auf dem Fondo Baratela bei Este und auf der Gurina in Kärnten gehoben wurden.

Der Kopf eines nackten Figürchens von der Gurina¹²² zeigt alterthümliche Stilisirung, entsprechend keltischen Arbeiten der ersten La Tènestufe. Diesem Stück ist wohl eine in Farö auf Seeland ge-

fundene nackte weibliche Figur¹²³ von allerdings schlechter Erhaltung an die Seite zu stellen. Eine andere nackte männliche Figur von der Gurina¹²⁴ zeichnet sich auch wieder durch eine entsprechend alterthümlich stilisirte Maske aus, während die Haltung der Arme eine Ableitung von einem klassischen Heraklesfigürchen oder dergl. nahelegt. Eine noch wieder roher ausgeführte (unedirte) Bronze desselben Schemas vom Hradišcht bei Stradonitz trägt in der Rechten eine auf einem langen Schaft sitzende Waffe (Celt?), die Stilisirung des Kopfes ist hier auch wieder nach Art älterer Stücke (etwa der jüngeren altitalischen Gruppe). Aus dem Grabfelde von Idria bei Bača stammt eine hervorragende Bronze des Spät-La Tènekreises,¹²⁵ die einen Mann mit erhobenen Armen, eng anliegendem Gewande und behelmtem Kopfe darstellt; mit Hallstattarbeiten hat das Figürchen nichts gemein, es steht trotz seiner strengen, allerdings wieder nicht mit älteren La Tènearbeiten übereinstimmenden Stilisirung weit über etwaigen Leistungen einer der Situlenkunst des östlichen Oberitaliens entsprechenden Plastik. Der Helm der Bronze ist übrigens durchaus nicht als etruskisch des V. Jahrhunderts aufzufassen, sondern als eine um Jahrhunderte jüngere Wiederholung dieser langlebigen Helmhutform, wie sie Grab No. 18 von Idria bei Bača oder die Nekropole von Giubiasco so deutlich im Spät-La Tènezusammenhange führen. Weiter nennen wir hier die mehrfach reproducirte Bronze unbekanntes Fundortes im Kopenhagener Museum,¹²⁶ deren Kegelhelm gekrümmte, mit Knöpfen abschließende Hörner (die so oft an figürlichen Arbeiten des Spät-La Tènekreises erscheinen) trägt. Ist auch diese Figur wieder von hochalterthümlichem Character, so ist sie doch frei von der Stilisirung älterer italischer (oder etwa orientalischer) Figuren und kann sich sehr wohl den hier aufgezählten Stücken anschließen, weshalb ich das Stück anstandslos für den Spät-La Tènekreis in Anspruch nehmen möchte. Endlich wären hier noch kleine Knotenringe von Ptin in Mähren anzuführen, welche in dem vom Ringe umspannten Felde Menschenfiguren mit erhobenen Armen, allerdings in sehr roher Ausführung, zeigen.¹²⁷

In Zeichnung finden sich Menschendarstellungen in dieser Stufe in gewisser Menge auf gepreßten und gravirten Bronzeblechen vom Fondo Baratela bei Este, weibliche Gewandfiguren wie Krieger zu Fuß und zu Pferd, die lebhaft an die viel ältere Situlenkunst des venetischen Kreises erinnern. Ein Theil dieser meist rohen Arbeiten mag thatsächlich auf die Situlenkunst (resp. deren klassische Vorlagen) zurückzuführen sein, im östlichen Oberitalien mochten sehr wohl alte Traditionen lokal nachleben, so wie wir weiter westwärts für die Spät-La Tènezeit etwas Analoges beobachten können, zumal von echter La Tènestilisirung hier doch nur wenig zu spüren ist. Zum Theil sind die Vorbilder für diese Zeichnungen aber wieder zeitgenössischen klassischen Arbeiten, etwa Münzen oder geschnittenen Steinen, entlehnt, ich denke hier z. B. an die Reiter mit Helm, Schild und Lanze, deren galoppirende Pferde mehrfach schöne klassische Vorlagen verrathen und trotz ihrer rohen Ausführung nichts mit der Situlenkunst gemein haben, sondern auf ganz andere, wesentlich jüngere Quellen hinweisen.¹²⁸

Die Baratela-bleche mit Darstellungen von Kriegern mit Helm und Rundschild bieten uns eine gute Erklärung auch für eine skulptirte Stele von scheinbar sehr viel älterem Character aus dem Gräberfelde von Jezerine in Nordbosnien.¹²⁹ Die Nekropole von Jezerine vermag ich mit ihren ältesten Gräbern nicht über die Mittel-La Tènestufe hinauszuführen, jene Stele kann demnach auch nicht älter sein; daß wir nun im Fondo Baratela in deutlichem Spät-La Tène-frührömischem Zusammenhange vergleichbare Darstellungen antreffen, muß jeden Zweifel über die Zeitstellung dieser Stele heben. Aus einem noch weiter ostwärts gelegenen Gebiete kennen wir übrigens nochmals eine primitive Menschendarstellung, nämlich auf einem Silberblech des dakischen Silberfundes von Cfora, das der Fundzusammenhang der Zeit um den Beginn unserer Zeitrechnung zuweist; an Roheit der Ausführung steht diese Arbeit ungefähr auf einer Stufe mit althallstädtischen Zeichnungen, fundamental davon verschieden sind aber die als Füllornament dienenden Blättchen.¹³⁰

Auch im westlichen Oberitalien und dem mit ihm verbundenen Theil der Alpenzone fehlt es an Darstellungen des Menschen auf Arbeiten dieser Zeit nicht. Das bereits erwähnte Bronzegürtelblech von Cerinasca-Arbedo zeigt auch eine gravirte Menschenfigur, welche stilistisch gut zu den anderen Zeichnungen dieser Gürtelplatte paßt, von den Baratela-blechen aber ganz abweicht. Hoffentlich bleibt dieses bedeutame Stück nicht mehr allzulange das Einzige seiner Art in diesem Kreise.

Menschenmasken liegen aus der Spät-La Tène-Stufe von sehr verschiedenen Arbeiten und in verschiedenartiger Stilisirung vor. Die Masken der Attachen des Eimers von Aylesford und der Stabbeschläge am Wagen von Deibjerg in Jütland stehen denen der älteren La Tènezeit sehr nahe; weiter gehören dahin die Masken auf Fibeln und Gefäßen aus dem südalpinen Gebiet, ein Beschlag vom Hradischt von Stradonitz und offenbar auch noch die maskengeschmückten Goldblechperlen von Regöly (Szarazd) in Pannonien,¹³¹ die in Spät-La Tènezusammenhang gehoben wurden, obwohl ihre Zeitstellung wegen ihres singulären Characters doch nicht ganz gesichert ist.

Ein sehr schön gearbeiteter Kopf, den J. Déchelette¹³² richtig als Schwertknopf gedeutet hat, stammt vom Hradischt von Stradonitz; dieses Stück verträgt nicht mehr einen Vergleich mit den Früh-La Tènemasken, seine Stilisirung läßt doch eine edlere Vorlage erkennen. Überaus werthvoll ist diese Bronze deshalb, weil sie, als unzweifelhaft junge La Tènearbeit, für diese Stufe das Vorhandensein maskengeschmückter Schwerter mit Pseudo-Hufeisengriffen nachweist und so eine erwünschte Erläuterung für das Vorkommen von Kurzschwertdarstellungen auf gallischen Münzen¹³³ ist. Sicherlich gehören auch andere Schwerter dieses bereits am Beginn der La Tènezeit vorhandenen Schemas erst der Spät-La Tène-Stufe an, ich möchte das geradezu für einzelne Exemplare als bestimmt hinstellen.¹³⁴ Für das Studium der Plastik dieser Zeit bringen diese Stücke neue Materialien bei, vornehmlich, weil sie ungefähr gleichalterige, jedenfalls nicht bis in archaische Zeiten zurückreichende klassische Vorlagen verrathen. Vom Hradischt von Stradonitz liegt übrigens noch ein Kopf aus Bernstein vor, der auch in diese Reihe barbarischer Repliken verhältnißmäßig junger klassischer Bildwerke gehört, da er doch wohl nicht aus hellenistischer Werkstatt stammt. Ebendahin hat man auch wieder die Menschenmaske vom Kessel von Rinkeby (Fünen)¹³⁵ zu rechnen; auf diesem Kessel wird sogar die bekannte klassische Übung, die Augen von Bronzeköpfen mit anderem Material einzulegen, wiederholt.

Eine wichtige, wieder nach einer ganz anderen Richtung hinweisende Arbeit ist das mit hochalterthümlicher Doppelmaske geschmückte Bronzebüchsen (Taf. VI, Fig. 7) aus einem Spät-La Tène-Grabe von Bad Nauheim in Oberhessen.¹³⁶ Das Büchsen erinnert in der Formgebung an altkorinthische Thonklappern, sein Maskenschmuck findet auch nur seine Erklärung durch klassische Arbeiten der durch diese Parallele ungefähr angedeuteten Zeit; wenn wir eine stilistisch nahestehende Bronze in einem späthallstädtischen Grabe (des VII. und VI. Jahrhunderts v. Chr.) in der Zone nordwärts der Alpen antreffen würden, wäre das eigentlich nur etwas Selbstverständliches. Für dieses nun unzweifelhaft aber der Spät-La Tène-Stufe angehörende Büchsen möchte ich eine Entstehung in der südalpinen Zone annehmen, deren Nekropolen vom Ende der La Tènezeit ja in reicher Fülle Wiederholungen sehr viel älterer klassischer Erscheinungen zeigen; am Südrande der Alpen — wenn wir uns an bereits vorliegende Funde halten wollen, etwa im Tessingebiet — war das Milieu, in dem eine solche Replik einer altgriechischen Arbeit ihren Ursprung haben konnte. Thatächlich fehlt es nun hier auch nicht an figürlichen Elementen, die auf Vorlagen jener Zeit zurückgehen, beim Anblick des Maskenschmuckes einiger gegoffener Gefäßhenkel aus der Nekropole von Giubiasco war für mich das Räthsel des Nauheimer BüchSENS gelöst.

Unter den Votivgaben vom Fondo Baratela liegen Bronzebleche mit Gesichtsdarstellungen (in Vorder- und Seitenansicht), von denen einige an Primitivität nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Hier schließen sich auch noch Bleche mit Darstellungen menschlicher Glieder, kopfloser Körper u. s. w. an, die sowohl vom Fondo Baratela wie von der Gurina bekannt sind. Trotz ihres primitiven, hochalterthümlichen („althallstädtischen“) Characters passen diese Votive sehr gut in den Spät-La Tènerahmen der südalpinen Zone, hier, wo auch die altitalische Bronzegefäßindustrie nachlebt und nachwirkt.¹³⁷

Die bildende Kunst und Kunstindustrie der Spät-La Tènezeit bethätigte sich in nicht geringerem Grade auch in der Wiedergabe des thierischen Körpers und in der Verwendung zoomorpher Details. Es fehlt auch hier wieder nicht an verschiedenartiger Stilisirung und verschiedenartiger Ableitung.

Unter den Rundbronzen haben wir zunächst zwei wichtige, in der Stilisirung wieder an sehr viel ältere Arbeiten erinnernde Gruppen hervorzuheben. Die eine Klasse, die trotzdem auf mehr oder

minder gleichzeitige klassische Vorlagen zurückgehen könnte, sucht gegenüber älteren barbarischen Bildwerken unserer Gebiete (etwa der alten Hallstattzeit) die Thiere möglichst natürlich wiederzugeben, wenn auch wieder in einer eigenartigen alterthümlichen, aus dem klassischen Kreise nicht unbekanntem Behandlung des Thierkörpers, die den Schulter- und Beckengürtel etwas zu stark betont, während der Leib demgegenüber zu dünn gebildet wird (Taf. VI, Fig. 8, 9). Pferde, Hunde, Widder und Kühe werden z. B. so dargestellt. Derartige Bronzen stammen aus der Rheinprovinz, aus Gräbern bei Heppenheim und Osthofen in Rheinhessen, von La Tène, von Sempt in Oberbayern, vom Hradischt bei Stradonitz, von der Gurina und vom Fondo Baratela, ein kopfloses Fragment enthält auch der Berliner Antheil des Manchinger Spät-La Ténefundes.¹³⁸ Die zweite Gruppe umfaßt nur Eberfigürchen,¹³⁹ die sich von den Britischen Inseln bis nach Ungarn verfolgen lassen (z. B. von Hounslow, von der Scharka und vom Hradischt bei Stradonitz, von der Gurina stammend); die Bronzen sind meist noch viel primitiver stilisiert, die oft hohen Kämme legen die Annahme einer Beeinflussung durch sehr alte Darstellungen nahe. Einzelne Eberfigürchen sind übrigens auch wieder nach Art der erstgenannten Klasse modellirt.

Thierdarstellungen, die stilistisch diesen beiden Gattungen vollkommen entsprechen, kehren im Spät-La Tènekreise auch in Zeichnung wieder, auf getriebenen Metallblechen wie auf Münzen.¹⁴⁰ Zur ersten Gruppe gehören die schon genannte Schwertscheide von La Tène und das Eimerbeschlag von Aylesford, weiter zahllose Münzen mit Pferden, die auch A. J. Evans bereits zum Vergleich heranzog. Die pferdeartig gestalteten Vierfüßler der gepreßten Metallbleche von Aylesford und La Tène sind durch den keltischen Künstler in phantastische Wesen umgewandelt. Hier einen Zusammenhang mit älteren Elementen der Situlenkunst anzunehmen, haben wir nicht mehr nöthig, denn die stilistische Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Rundfiguren ist zu ersichtlich, zudem lehren gerade die keltischen Münzen deutlich, wie der barbarische Künstler menschliche Köpfe und Thiere mit Spiralranken und Voluten, die dem La Tèneformenchatz ja geläufig waren, verfaß und figürliche Details oft geradezu in Spiralwerk auflöste. Weiter lassen sich auf den Münzen zur Genüge wieder Pferde mit vogelartigem Kopf, mit volutenartig ausgezogenen Ohren, mit Ranke im Maul oder gegabelter Ranke an Stelle eines Schweifes nachweisen.¹⁴¹ Auch der Eber fehlt bekanntlich nicht im Typenschatz der keltischen Münzen, zumeist in ganz den Rundbronzen entsprechender Ausbildung. Für die wesentlich besser modellirte Eberfigur von der Scharka wäre als Nachweis einer stilistisch gleichwerthigen Ausführung in Flachrelief an die schöne getriebene Bronzeplatte von Rinkeby zu erinnern.¹⁴²

Eine andere Gruppe von Thierdarstellungen haben wir lediglich wohl als mäßig gelungene, frei von barbarischer Stilisirung bleibende Wiederholungen klassischer Vorlagen aufzufassen, so die bereits erwähnten galoppirenden Pferde und die ebenso auf gallischen Münzen wiederkehrenden Rinder einiger Baratableche. Wie schon bemerkt, mochten hier die Vorwürfe Münzen und geschnittenen Steinen entnommen sein. Daß auch letztere Denkmälergattung nicht ganz ohne Einfluß war, beweisen die keltischen Münzen mit Thieren mit „Kugelgelenken“, die sichtlich durch die etruskischen Kugelstkarabäen des IV. Jahrhunderts und analoge Steine angeregt wurden. Eine relativ späte klassische Vorlage spricht übrigens auch aus einem Gürtelhaken der Nekropole von Molinazzo (Tessin), welcher in Durchbrucharbeit affrontirte marine Monstra und Vögel zeigt.¹⁴³

An sehr alte Erscheinungen erinnern wieder ein thönernes Doppelfigürchen in der Wiener Collection vom Hradischt von Stradonitz und eine (unedirte) Fußvase mit Thierleib (Vogelfigur) aus Cerinasca (Tessin); es mag dahingestellt bleiben, ob bei diesen Stücken ein Zusammenhang mit alten Dingen anzunehmen ist, wenn für einen solchen auch sehr viel spricht. Ebenfowenig läßt sich etwas über ein rohes Thierfigürchen auf einer Silberfibel von Strbci in Bosnien sagen.¹⁴⁴

Vogelfiguren begegnen uns verhältnißmäßig spärlich im Spät-La Tènekreise. Aus einem der Gräber von Geißenheim im Rheingau stammt eine große Thonfigur (mit schwarzer Glasur) in Gestalt eines fußlosen Vogels, analoge kleine Figürchen sitzen auf einem Knotenring von Epfach am Lech und auf einer nordischen Zierplatte, ein entenförmig gestalteter Vogel mit Andeutung der Füße auf einer großen Gürtelspange vom Urnenfeld von Leimbach bei Salzingen. Auf einem Ringe vom

Hradischt ist ein fliegender Vogel dargestellt, was gegenüber den erstgenannten Arbeiten doch eine relativ junge Vorlage voraussetzt.¹⁴⁵ Besondere Bedeutung innerhalb des Spät-La Tènekreises beanspruchen diese Figuren (zumeist von mehr „alteuropäischem“ Character) nicht. Ungleich wichtiger ist eine in Zeichnung ausgeführte Darstellung eines Kranichs oder dergl. auf den gepreßten Bronzeblech-Wangenklappen des Helmes von Vini vrh bei St. Margarethen in Krain,¹⁴⁶ die in der Stilisirung an ältere Arbeiten erinnert; technisch stehen diese Wangenklappen einer Reihe von Bronzeblechen nahe, welche ihrerseits in der Verzierung sich wieder stark an alte Elemente (vornehmlich der jüngeren Hallstattzeit) anlehnen. Der Vollständigkeit halber sei hier noch die Vogeldarstellung auf dem schon mehrfach erwähnten Gürtelblech von Cerinasca-Arbedo genannt; ein anderes Gürtelblech dieser Nekropole ist außer mit gravirten Vögeln auch noch mit getriebenen „Hallstattvögelchen“ verziert.

Die nämliche Häufung verschiedenartiger Elemente kehrt bei dem figürlichen Beiwerk von Geräthen und Schmucksachen wieder. Tierprotomen und Thierköpfe, namentlich solche mit Hörnern mit Kugelenden, spielen eine wesentliche Rolle im Kunsthandwerk der Spät-La Tènegruppe, z. B. als Griffe von Messern (Taf. VI, Fig. 10), Trinkhornenden, Befestigungsstücke von großen Metallkesseln, an Gefäßhenkeln, auf Zierscheiben und auf Fibeln.¹⁴⁷

Der Manchinger Spät-La Tènefund enthielt eine als „halbes Schwein“ bezeichnete Bronzeturle (Trinkhornbeschlag oder Theil eines Wagens?), die eine Tierprotome darstellt; das Gebilde zeigt auf der einen Seite zwei wagerecht angebrachte Ohren, auf der anderen zwei Hörner mit Kugelenden, die in diesem Falle also als Füße aufzufassen wären, wenn man nicht hier eine grobe Verballhornung einer guten Vorlage durch den barbarischen Handwerker annehmen will. Eine prächtige, leider noch unedirte Arbeit dieser Gattung ist der Henkel einer Bronzevase von Giubiasco, welchen ein Widderkopf mit Kugelhörnern schmückt. Weniger charakteristische Thierköpfe mit Hörnern (Widder- und Stierköpfe, gelegentlich mit Kugeln auf den Hörnern) bilden den Schmuck von Knotenringen, die wir aus Oesterreich, vom Rhein und aus der Schweiz kennen; einzelne Knotenringe, z. B. vom Hradischt bei Stradonitz, sind überhaupt nur noch mit Hörnern als letztem Rudiment der Tierprotome verziert.¹⁴⁸

Selbstverständlich tragen nicht alle gehörnten Tierprotomen jene Kugelenden. Wir erinnern hier z. B. an die Protomen der Kessel von Rinkeby auf Fünen und Langholmen auf Seeland, welche durch Andeutung und Angabe der Vorderfüße und durch ungleich bessere Modellirung sich auszeichnen; daß bei diesem Kesselschmuck unbedingt klassische Vorbilder mitsprachen, wird man nicht bezweifeln können. Auch bei dem pferdekopfverzierten Henkel eines Bronzegefäßes aus einem anderen dänischen Funde, ebenso bei den mit zoomorphen Details geschmückten Vasenhenkeln der südalpinen Fundstätten (aus Giubiasco und Idria bei Bača) fehlt jene eigenthümliche Zugabe.¹⁴⁹

Wenn wir bei Materialien aus der südalpinen Zone noch verweilen wollen, so hätten wir einmal an die im Tessin wie im österreichischen Küstenlande erscheinenden rohen Thierkopffibeln, die eine weite Kluft von unseren Früh-La Tènetypen trennt, zu nennen.¹⁵⁰ Ein Prachtstück ist die mit Widder- und Stierkopf geschmückte große Fibel von Jezerine,¹⁵¹ ein typologisches Gegenstück der dänischen Fibel aus dem Söftenmoor. Vielleicht auch noch in diesem Zusammenhange hätten wir die Anhänger sehr alten Schemas mit alterthümlich stilisirten Pferdeköpfen aus der gleichen Nekropole¹⁵² anzuführen, denen noch Fibeln mit ähnlich gebildetem Pferdekopf sich anreihen; jedoch erinnern diese in Spät-La Tène-älterrömischem Milieu aufgefundenen Schmuckgegenstände, theilweise wenigstens, in der Behandlung der Pferdeköpfe bereits wieder so lebhaft an provinzialrömische Arbeiten etwas jüngerer Zeiten (Thierfibeln u. s. w.), daß diese Stücke hier besser ausgeschaltet bleiben.

Rohe Thierköpfe zeigen weiter durchbrochene, dreieckige Gürtelhaken (aus Rheinheffen) wie langgestreckte schmale Gürtelspangen (Buchow im Westhavelland, Eschollbrücken bei Darmstadt). Köpfe mit langem, schmalem oder breitem Halbe, deren Augen oder Ohren durch Kugeln angedeutet sind, während das Maul einen Scheibenabschluß trägt u. s. w., also Typen, die uns schon an den

Gürtelketten der vorangehenden (dritten) La Tène-Stufe begegnet sind, finden sich auf anderem Gürtelschmuck, so an einem dreieckigen Gürtelhaken von Biskupstvi in Mähren, als Schließhaken großer emailverzierter (aus stilistischen Gründen erst der Spät-La Tènezeit zuzuweisender) Gürtelketten ungarischer Provenienz wie der bekannten, aus rechteckigen Blechen zusammengefügt „holsteinschen“ Gürtel. Einige dieser Köpfe mögen auf den Cheniskos zurückgehen, denn Cheniskoi waren nichts Fremdes in diesem Kreise, erscheinen sie doch in einiger Häufigkeit an den Henkelattachen barbarischer Schnabelkannen aus den Tessiner Gräbern, weiter in Bibracte und am Hradischt von Stradonitz in Fragmenten wie auch an einem vollständig erhaltenen Gürtelring (mit Strichelung für Emailleinlage), ebenso liegen von diesen beiden Punkten auch Vogelprotomen mit Entenkopf (theilweise mit Emailleinlage) vor. Auch sonst, auf noch anderen Geräthen, fehlt es nicht an Verwendung von Thierköpfen, ich erinnere nur an die von J. Déchelette zusammengestellten Widderköpfe von thönernen Feuerböcken aus Frankreich (wohl zumeist noch in die Spät-La Tènezeit zurückreichend), die vielfach vorzüglich modellirte Köpfe wiederholen, weiter an ein allerdings sehr rohes Thon-

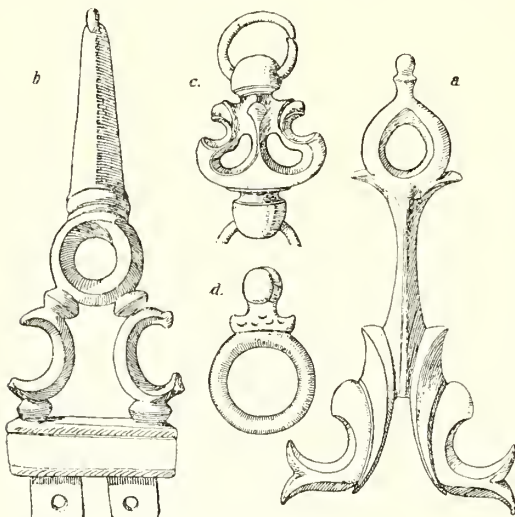


Fig. 12. ca. 1/2 d. Gr. — (a) Attache vom Eimer von Ronsden; (b, d) Gürtelhaken aus Rheinhesen; (c) Theil einer Gürtelkette aus Ungarn.

deckelchen aus einem Spät-La Tène-Grabe von Stackeden (Rheinhesen), oder an den ebenso roh ausgeführten Griff eines Eisenmesserchens von Nauheim (Oberhesen).¹⁵³

Den bisher gegebenen Nachweisen wird man bereits entnehmen können, daß von einem einheitlichen Spät-La Tène-Stil nicht die Rede sein kann, daß vielmehr aus dem Spät-La Tène-Kreise Äußerungen sehr verschiedener Wurzeln, sehr verschiedener Stilrichtungen vorliegen.

Wir haben hier noch andere Spät-La Tène-Arbeiten mit figürlichen Elementen, die wir bisher absichtlich übergangen, zu erwähnen. Es sind das einmal die Attachen der im Spät-La Tène-Kreise weit verbreiteten Bronzeimer (Fig. 12, a), die bereits H. Willers besprochen und richtig gedeutet hat, wenngleich er die sich hier bietende Spur für die Erklärung auch anderer Spät-La Tène-Denkmäler nicht aufnahm.¹⁵⁴ Daß diese fast stets in gleicher Weise in Hochrelief ausgeführten Attachen nichts mit figuraler Verzierung sehr viel älterer klassischer Arbeiten

zu thun haben, deren Nachwirken wir ja vielfach bei den bisher betrachteten Denkmälern nachweisen konnten, und ihre Motive ganz und gar nicht auf die übliche Pflanzenranken-Ornamentik zurückgehen, erkennt man trotz ihres befremdenden Eindruckes sofort. Jedoch klärt uns die hellenistische Toreutik vollkommen über diese eigenartige Form auf.

Bei der Mehrzahl der barbarischen Bronzeimer der Spät-La Tènezeit bestehen die Attachen aus einem senkrechten Stab, der oben mit einem in einem Blätterkelche sitzenden Ring (zum Tragen des beweglichen Henkels) abschließt, während er am unteren Ende zwei lange, divergirende Fortsätze entsendet, die nur als umstilisirte Delphine gelten können. Eine andere Deutung ist hier kaum möglich, denn die Wiederholung des in der hellenistischen Ornamentik ja nicht ungewöhnlichen Delphines tritt zu deutlich zu Tage. Es entspricht allerdings, soviel mir bekannt, das Anbringen von zwei Delphinen am unteren Ende einer Eimerattache in der Stellung wie hier durchaus nicht einem geläufigen hellenistischen Schema, so wenig wie die groteske Stilisirung des Delphins, die den Körper ganz falsch gliederte und auch im Umriß unverstanden wiedergab; beides ist eben dem barbarischen Künstler zur Last zu legen, der ein hellenistisches Motiv in einer ihm zuzagenden Weise verwendete. Der den Ring tragende Kelch am oberen Ende der Attache, ein Detail, das auch gelegentlich unter dem aufgelegten Schmuck von Schwertscheiden wiederkehrt, dürfte gleichfalls auf klassische Anregung zurückgehen. Übrigens zeigen einige Eimer dieser Gattung auch noch anders gebildete Attachen, indem der stabförmige Theil von einem breiten Blatt ausgeht; auch hier ist die klassische Vorlage wieder sehr durchsichtig.

Eine Reihe anderer Spät-La Tènearbeiten in Bronze wie in Eisen ist in der nämlichen Weise (in meist keilschnittartigem Relief) hergestellt und ähnelt auch in der Verzierung sehr diesen Gefäßattachen (Fig. 12, b—d).¹⁵⁵ Es sind dies einmal dreieckige, durchbrochene Gürtelhaken, die vom Rhein, aus Böhmen, aus Nordthüringen und Hannover vorliegen, denen sich meist emailverzierte Gürtelkettenglieder aus Ungarn und Mähren¹⁵⁶ anschließen. Weiter gehören dahin als ganz hervorragende Arbeiten dieser Richtung Seitentheile von Trensen aus Alise-Ste-Reine und von La Tène selbst, ferner zahllose ringförmige Gürtelkrappen (z. B. aus Ornavasso, weiter aus der süd-, mittel- und norddeutschen Zone) und andere Gürteltheile (vornehmlich aus La Tène und vom Hradischt bei Stradonitz), ebenso einzelne Gefäßhenkel und Beschläge. Lose wären hier auch noch einzelne andere Zierstücke des Pferdegeschirres, die auf sattelförmigen Beschlagplatten sitzenden Zügelführungen mit ihren beiderseits kolbenartig verdickten Ringen, anzureihen, ferner einzelne Vasenhenkel aus Bibracte und Ornavasso, deren Bügel sich aus abgetheilten Ringen zusammensetzt (und deren Attachen, wenigstens bei dem französischen Exemplar, eine Ableitung von Thierköpfen zeigen). Inwiefern der Ornamentik aller dieser Arbeiten hellenistische Motive zu Grunde liegen, ist bei dem Fehlen sehr deutlich sprechender Stücke noch nicht in allen Fällen zu übersehen, aber man wird hier eine solche Ableitung kaum von der Hand weisen können. Die genannten Gürtelhaken und einzelne Gürtelkettentheile zeigen fast regelmäßig peltenförmige Motive, die einige Male mit Thierköpfen abzuschließen scheinen. Auf jenen prächtigen Trensenstücken von La Tène wie auf Gürtelkettenstücken, an einem noch unedirten Gefäßgriff oder dgl. aus Bibracte und einem Beschlag von Stradonitz erkennt man den Cheniskos, der entsprechend den Delphinen der Eimerattachen behandelt ist, und der hier doch nur hellenistischem Formenschatze entlehnt sein konnte. Bei den kleinen Gürtelkrappen schließt nicht selten der Knopf sich durch einen Blätterkelch dem Rand des Ringes an, wieder entsprechend dem oberen Ende jener Attachen. Um den so durchsichtigen Zusammenhang dieser Spät-La Tènearbeiten mit Erzeugnissen hellenistischer Toreutik zu erkennen, genügt es, nur einmal einen Blick auf den von Schreiber veröffentlichten Griff eines Gefäßes der Sammlung Trau in Wien¹⁵⁷ zu werfen: freilich, der die Syrinx haltende Eros und dergl. interessirte den Barbaren nicht, wohl aber boten ihm diese Henkel und andere Arbeiten Details der Thier- und Pflanzenornamentik, die er wieder verwenden konnte, in Menge. Jener Vasengriff enthält nach meiner Ansicht noch einen anderen Ausgangspunkt für ein Detail der Spät-La Tènegruppe, nämlich in den knopfartigen Füllrosetten;¹⁵⁸ der barbarische Toreut übertrieb sie, strichelte sie sorgfältig nach geometrischem Schema, füllte sie mit rothem Email aus und verwendete sie überall zur Belebung großer Metallflächen und selbstverständlich weiter auch, wo es ihm sonst gut schien, natürlich dann auch als Köpfe wirklicher Nägel.

Alle diese Spät-La Tènearbeiten verknüpft ein Band mit einer bestimmten Gattung von Erzeugnissen provincialrömischer Kunstindustrie, nämlich mit den Durchbrucharbeiten mit Trompetenmustern, wie auch A. Riegl bereits für die emailverzierten Gürteltheile dieser Stufe betont hat. Sie bekunden mit diesen doch eine gewisse Verwandtschaft in den Ornamenten, was früher dahin führte, jene römischen Schmuckscheiben oft geradezu als keltisch zu bezeichnen, sie haben die nämliche Reliefausführung, kurz und gut, diese Gattung von Spät-La Tèneschmuckstücken kann sehr wohl als eine Art Vorstufe jener römischen Durchbrucharbeiten gelten.

Einflüsse hellenistischer Toreutik bekunden sehr deutlich auch wieder einige Vasenhenkel aus dem Manchinger Funde, vom Hradischt bei Stradonitz, vom Mont Beuvray u. s. w. Im Berliner Antheil des Manchinger Fundes liegt ein Vasenhenkel, der dem Henkel der Kanne von Aylesford und der analogen Stücke aus dem Aare-Zihlcanal und aus Dänemark entspricht, nur daß die untere Attache ein ausgeschnittenes Blatt zeigt, das wir als Nachbildung des auf diesen Kannen stets gravirten Ornamentes unterhalb des Henkelansatzes auffassen müssen. Ein ähnlicher Henkel findet sich übrigens auch an einem Mäßchen (wohl nicht rein klassischen Fabrikates) aus Idria bei Bača. In Ingolstadt wird aus dem Manchinger Funde ein Schnabelhenkel aufbewahrt, dessen Vogelköpfe keine Spur einer Verzierung (Punktkreise als Augen oder dgl.) tragen; auch dieses Stück, dem sich ähnliche von Stradonitz und Bibracte an die Seite stellen, möchte ich als eine einheimische Wiederholung

hellenistischer Vorlagen auffassen. Ein Siebgefäß mit einem Schnabelhenkel primitivster Form stammt auch aus einem Spät-La Tène-Grabe von Flonheim in Rheinheffen; dieser Henkel und andere der nämlichen Gattung sind in der Form bereits von dem klassischen Schema etwas entfernt, so daß auch sie als barbarische Nachgüsse gelten können. Übrigens wurde, wie ein sehr großes emailverziertes Stück vom Mont Beuvray (analog den oben bereits genannten, aus Ringen gebildeten Henkeln) lehrt,¹⁵⁹ dieser Henkeltypus von den Kelten in ziemlich unschöner Weise weiter ausgestaltet. Doch wird es schwer sein, in allen Fällen zwischen eingeführter minderwerthiger Waare hellenistischer Fabrik und barbarischer Nachahmung zu unterscheiden.

Noch auf zwei andere Erscheinungen, die in diesen Zusammenhang gehören, haben wir hier aufmerksam zu machen. Auf dem Hradischt von Stradonitz wurden in einiger Häufigkeit akroteriumartige Zierbeschläge (riemenzungenartige Stücke mit Zwinge oder Tülle am Ende) gefunden, deren Palmette meist aus einem Blätterkelch herauswächst.¹⁶⁰ Diese Palmetten sind natürlich auch wieder zeitgenössischen klassischen Arbeiten entlehnt, auf keinen Fall aber etwa Derivate jener in der Früh-La Tènezeit nachweisbaren Umstilisierungen altgriechischer Palmetten. Diese Stücke sind bisher aus dem Spät-La Tènekreise nur von Stradonitz und vereinzelt von Bibracte bekannt geworden. Auf einigen gleichalterigen bosnischen Fibeln hochalterthümlichen Schemas wiederholen sich jedoch vergleichbare Palmetten, die selbstverständlich die überfallende Form zeigen. Weiter haben wir hier an die Fibeln zu erinnern, deren Kopftheil in Muschelform den Mechanismus bedeckt.¹⁶¹ Kann man bei diesen Stücken vielleicht auch schwanken, ob man sie noch als Spät-La Tène-Fibeln bezeichnen darf oder sie man der allerfrühesten Kaiserzeit zuweisen muß, so wird man immerhin bei ihnen einen engen Zusammenhang mit den hier besprochenen Dingen nicht in Abrede stellen wollen. Übrigens liegen derartige Fibeln auch unter den Stradonitzer Funden.

Wir wenden uns nun der Betrachtung der Pflanzenranken- und Spiralornamentik wie der geometrischen Muster auf den Erzeugnissen der Kunstindustrie des Spät-La Tènekreises zu. Wir haben auch hier viel alte, nachlebende oder wiederauflebende, daneben aber auch wesentlich neue Elemente zu constatieren, ebenso vertheilen sich die Materialien wieder auf sehr verschiedene Denkmälergattungen.¹⁶²

Sowohl die spirale Wellenranken wie der laufende Hund, S-förmige und Wirbelmotive kehren in dieser Stufe wieder; die Rankenenden zeigen oft statt der spiralen Einrollung eine Verdickung (in geschwelter Mandelform) oder Gabelung. Eine Schwertscheide aus La Tène trägt als Verzierung Wellenranken mit zwickelfüllenden Halbpalmetten, die der barbarische Künstler als sphärische Dreiecke mit einem Blättchen an der Außenseite wiedergab, eine andere Schwertscheide aus La Tène zeigt die Wellenranke ohne Zwickelfüllung, ebenso ein Bronzeblechbeschlag eines Holzweimers von Geißenheim im Rheingau. Laufender Hund erscheint auf dem Kamm des Eberfigürchens von Báta im Comitatus Tolna, weiter auf einem gepreßten Bronzeblech vom Hradischt bei Stradonitz, die Einrollungen entsenden hier nach rückwärts noch gefederte Fortsätze (wohl Halbpalmetten). Um die Spiralwelle handelt es sich auch bei einem Ornament auf dem Eimer von Aylesford, freilich läuft sie hier nicht in gerader Linie fort, sondern an den Seiten und in der Diagonale eines Rechteckes; hier sehen wir auch sehr deutlich das in einen Kreis zusammengedrückte Doppelmantelmotiv, das die Verdickungen der zusammenfließenden Spiralen bilden. Ein unvollständiger Bronzeblechstreifen aus dem Manchingener Funde enthält eine Reihe S-förmiger Motive, die auch nebst verballhornten Ranken, contrastirenden Kurven u. s. w. auf den emailverzierten Gürtelhaken erscheinen. Stege von Schwertscheiden und dgl. zeigen übrigens auch Details dieser Art, ohne Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung in fortlaufendem oder intermittirendem Schema aneinander gefügte S-förmige Elemente, gelegentlich durch einen Knoten noch getrennt.¹⁶³ Verballhornungen von Spiralrankenmotiven werden wir auch bei den schleifenförmigen Ornamenten auf dem getriebenen Bronzestreifen (vom Nackenschutz) des Helmes von Vini vrh bei St. Margarethen in Krain und bei den Hakenspiralen (in rechteckigen Feldern) auf einigen rheinischen Thonvasen dieser Stufe und einem bemalten Gefäße von Beine (Dep. Marne) zu erkennen haben. Dreiwirbel endlich finden sich auf Schwertscheiden und auf der Bronzeplatte von Rinkeby (wofelbst aber das Com-

plementärmotiv betont ist), ferner auf gepreßten Bronzeblechen, die wir weiter unten noch zu erörtern haben.¹⁶⁴

Material für die Ranken- und Volutenornamentik u. s. w. der Spät-La Tènezeit bieten ferner die keltischen Münzen. Neben alten, dem Formencharakter des La Tènekreises überhaupt entsprechenden Elementen erscheinen hier, wie leicht erklärlich, auch mehr oder minder gelungene Wiederholungen anderer vegetabilischer Motive der jeweiligen jungen Vorlage, die aber doch meist nur für die Spät-La Tènekunst von untergeordneter Bedeutung waren. Einige der beachtenswerthen Details sind Blüten in Seitenansicht, Rosetten, gegabelte Ranken, Drei- und Vierwirbel, S-förmige Motive und Bogenreihen. Die bereits erwähnte getriebene Bronzeplatte von Rinkeby lehrt übrigens, daß man stilisierte Bäume und dgl. den keltischen Münzen oder vielmehr einer gemeinsamen klassischen Vorlage entnahm.¹⁶⁵

Pflanzenornamente und Spiralverzierungen lassen sich weiter auf den bemalten Spät-La Tènevasen aus Central- und Nordfrankreich, allerdings im Verein mit geometrischen Mustern (die ja auch auf der bemalten Keramik dieser Stufe vom Rhein u. s. w. nicht fehlen), nachweisen.¹⁶⁶ Unter den meist ziemlich unverstanden wiedergegebenen vegetabilischen Motiven können wir vierblättrige Rosetten, epheuartige Blätter und Blüten mit Kelch und spiralig eingerollten dicken Blättern erkennen. Daß dabei verhältnißmäßig junge, nicht aber hochalterthümliche griechische Vorlagen mit Spracharten, eben hellenistische oder um ein Geringes ältere Arbeiten, das deuten einzelne Details an, die man als grobe Wiederholung von Blattkränzen auf Spiegeln oder Vasen des IV. und III. Jahrhunderts v. Chr. oder auf früher Sigillata auffassen kann. Auch geometrische Ornamente, Netz- und Schachbrettmuster, gefüllte Rauten, gekreuzt schraffierte Dreiecke, oder ganz primitive Verzierungen (wie weiße Tupfen und dgl.), finden sich gerade auf bemalten hellenistischen Vasen nicht selten, ein Parallelismus mit unsern bemalten Spät-La Tènegefäßen ist unverkennbar. Doch zweifellos wirkten hier auch noch ältere Elemente mit, wie ja auch der Habitus dieser Gruppe eher auf sehr viel ältere klassische oder barbarische Erscheinungen hinweist denn etwa auf die angezogenen hellenistischen Vasen.¹⁶⁷

Einen hochwichtigen Fund der Spät-La Tènezeit, welcher in seinem Ensemble zahlreiche Aufschlüsse über die Kunstindustrie der jüngsten La Tènestufe bietet, haben wir hier noch eingehend zu betrachten. Es sind das die Reste zweier Wagen aus dem Deibjergmoor in Jütland, welche wie so viele Materialien des Norden hervorragende Arbeiten einer Spät-La Tènewerkstätte des Südens sind, keineswegs aber, wie man auch geäußert hat, im skandinavischen Norden entstanden sein konnten.

Ein Theil der Metallbeschläge dieser Wagen gehört in die Klasse der Durchbrucharbeiten, und zwar handelt es sich hier um ausgeschnittene Bleche (die ganz den durchbrochenen Früh-La Tènezierscheiben entsprechen), nicht um gegossene Verzierungen. Einzig in ihrer Art im Spät-La Tènekreise sind die Beschläge von der Vorder- und Rückseite des Wagenkastens, welche intermittierende Wellenranken (mit wohl in Fortfall gekommenen Blüten) in unendlichem Rapport zeigen. Die herzförmigen (epheublattartigen) Motive, die die Durchbrechungen in steter Wiederkehr bilden und die zweifellos hier mit Absicht angestrebt sind, werden ihrerseits sonst noch reichlich verwendet. Im Fund von Deibjerg kehren sie wieder, zu dritt zu dreieckigen und zu zweit zu langen durchbrochenen Beschlägen vereint, weiter in mehr geradliniger Umschreibung an den Zacken der langen Deichselbeschläge wie einzelner Stabfassungen, und noch einfacher und seitlich verschoben in schildartigen Ausschnitten an der Basis des Deichselbeschlages. Vom Hradischt von Stradonitz liegen Zierbleche vor, welche das nämliche Motiv (in der gleichen Gruppierung zu dritt) zeigen, nur sind diese Bleche nicht immer dem Contur ungefähr entsprechend ausgeschnitten; einzelne herzförmig ausgeschnittene Zierscheiben fanden sich übrigens auch in der Spät-La Tènewohnstätte von Languest in Nordböhmen, in den Gräbern von Nauheim und in La Tène.¹⁶⁸ Andere Zierbleche von Deibjerg (Randfassungen, eine Platte von der Deichsel) sind pelten- oder sichelartig ausgeschnitten (ein Detail, das mit den Verzierungen der oben besprochenen dreieckigen Gürtelhaken verglichen werden muß), weiter sind auch die sphärischen Dreiecke an der Basis des Deichselbeschlages zu beachten. Bei den bereits er-

wähnten Zackenrändern der Stabfassungen kann übrigens der Ausschnitt der einzelnen nebeneinandergestellten Dreiecke auch fortfallen, derartige Zacken wiederholen sich dann auch auf Trinkhornbeschlägen, die bis in die erste Kaiserzeit reichen. Schließlich wären auch nicht die Ausschnitte innerhalb quadratischer Felder anderer Beschlagplatten, welche hier übereck gestellte Vierecke mit eingezogenen Seiten entstehen lassen, zu übergehen. Beschlagstücke, welche einigermaßen auch mit diesen Wagenverzierungen zu vergleichen wären, fehlen nun wieder nicht vom Hradischt bei Stradonitz. Ein Bronzestreifen von dieser Fundstätte zeigt eine kreisrunde, durch eingeschlagene Punkte verzierte, zweifellos in gewissem Abstände sich wiederholende Ausladung, in der Mitte mit dem typischen Emailknopf, der auf den Arbeiten der Kunstindustrie der Spät-La Tènezeit eine so wichtige Rolle spielt; ein ausgeschnittenes Blech hat wieder die Gestalt eines Viereckes mit eingezogenen Seiten. Auch im Manchinger Funde ist Analoges gehoben worden.

Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten sei noch auf eine Gattung großer, glatter wie auch getriebener Bronzebeschläge von Schilden, Wagenteilen oder dgl. aufmerksam gemacht. Diese bisher nur in der Schweiz gefundenen Stücke¹⁶⁹ sind entweder Durchbrucharbeiten oder lediglich aus Bronzeblech ausgeschnitten. Bei den lediglich aus einem großen Bronzeblech ausgeschnittenen Exemplaren handelt es sich theilweise wohl nur um Unterlagsplatten für getriebene Zierbleche (soweit es überhaupt nicht nur unfertige Arbeiten sind), deshalb bieten diese Silhouetten trotz ihrer meist in Kurven verlaufenden Ränder wenig Anhalt für eine Erklärung ihrer Ornamentik.

Weiter sind auf den Metallbeschlägen der Deibjberger Wagen getriebene lineare, mit eingeschlagenen Punkten combinirte Verzierungen vertreten. Faßt man die Ornamente oder auch die Technik dieser oder der analogen Bleche ins Auge, so wird man sich bei einer Umschau nach Verwandtem sofort an gewisse Arbeiten des Hallstattkreises, vornehmlich aus der jüngeren Hälfte der Hallstattzeit, erinnern müssen, zumal sich eben auf anderen Blechen der von einem Kreis umschlossene Buckel oder ein deutlicher Punktkreis, ein jedenfalls in hallstattischem Milieu ganz geläufiges Detail, noch dazu gestellt. Daneben finden sich einfache Bogenstellungen (die auch auf rechteckigen Gliedern einzelner emailirter Gürtelketten angedeutet sind) oder solche, auf deren Spitzen ein Kreis (das Rudiment einer Knospe oder dgl.) sitzt, ein Muster, das aus zwei aneinander gefügten Bogen gebildet wird, die auf ihrer gemeinsamen Spitze einen dritten tragen (wie es ähnlich auch auf älterer La Tènekeramik Böhmens erscheint), Dreiwirbel- und isolirte S-förmige Motive, meist mit drei Punkten oder einer Kreuzblume an den Enden, Kreuzrosetten (die auch auf gallischen Münzen nicht fehlen), Reihen mondshelfförmiger Elemente, endlich auch einfache Diagonalfüllungen (bei viereckigen Blechen). Häufig sind diese linearen Details noch von einer Reihe eingeschlagener Punkte begleitet. Ich stehe nicht an, in der Ornamentik wie in der Technik dieser Arbeiten ein Nachleben oder starkes Wiederaufleben hallstattischer Elemente zu erblicken, da ja auch eine Ableitung aus zeitgenössischen klassischen Denkmälern ganz unmöglich erscheint. Ganz sicher aber ist es, daß derartige Zierbleche durchaus nicht nordische Erzeugnisse sind, sondern vielmehr im keltischen Spät-La Tènekreise fabrikmäßig hergestellt wurden, was nicht ausschließt, daß einzelne tatsächlich nordische Nachahmungen wären. Wir kennen solche Bleche von St. Margarethen in Krain (die Backenklappen des Helmes von dieser Fundstätte nicht zu vergessen), weiter von der Gurina; der Hradischt von Stradonitz scheint hier zu versagen, wenn man auf die eingeschlagenen geraden und gebogenen Linien Gewicht legt, doch fehlt es hier, ebenso wie in Alesia, von der Gurina und aus Este durchaus nicht an Blechen mit Punktmustern. Aus Norddeutschland gehören in diesen Kreis die „holsteinschen“ Gürtel, die aus solchen Bronzeblechen zusammengestückt sind, ganz entsprechende Arbeiten (theilweise sogar auch als kurze rechteckige Bleche) fanden sich aber noch in der Altmark, an der mittleren Elbe, im Osthaveland und in Ostpreußen, aus dem skandinavischen Norden wären außer den Wagen von Deibjerg noch derartige gepreßte Bronzebleche aus Jütland, West- und Ostgotland zu nennen.¹⁷⁰

Diese Gruppe von Arbeiten leitet uns bereits zur geometrischen Ornamentik der Spät-La Tènezeit über; neben ihr ist die Keramik¹⁷¹ die wichtigste Quelle für die geometrischen Muster dieser Stufe, aber auch andere Gattungen von Altsachen (so die Schwertscheiden, Durchbrucharbeiten¹⁷²) versagen nicht ganz. Vielfach erscheinen geometrische Muster in Streifen- oder Zonengliederung,

oft auch in metopenartiger Abtheilung. Netz- und Schachbrettornament, eingelätet wie aufgemalt, Treppennotive, die auch auf einer Schwertscheide aus La Tène wie auf einzelnen emailirten Gürtelketten aus Ungarn nicht fehlen, Fischgrätenmuster, dreieckige Zacken, Wellenlinien, Zickzack, eingestempelte Kreise (die schon die Keramik der beiden älteren La Tène-Stufen führte), aus dem Norden vereinzelt auch Tangentenkreise, u. a. m. wären hier zu nennen. Weiter wäre an die in gekreuzter Schraffirung ausgeführten Muster auf emailverzierten Knöpfen u. s. w., und an die auch schon in der vorangehenden Stufe vorhandenen emailgefüllten Kreuze auf Fibeln u. desgl. zu erinnern. Manches Detail ist hier gegenüber älteren La Tènemustern neu, inwiefern aber sich jeweilig hellenistische Einflüsse daran knüpfen, entzieht sich meist noch unserer Kenntniß. In einzelnen Fällen glaube ich, wie bereits bei der Erwähnung der bemalten Spät-La Tènekeramik bemerkt, solche annehmen zu dürfen; ebenso scheinen aber auch ältere Elemente fremder Herkunft hier mitzusprechen. So z. B. hat ein Gefäß aus Mölsheim (dessen Warzen vielleicht auf Noppen der Glastechnik zurückgehen) aufgemalte rothe Streifen und Reihen von Dreiecken, welche letztere ein Sternmotiv bilden, das am Fuß der Vase doch nur mit dem Strahlenkranz sehr viel älterer griechischer Vasen vergleichbar ist. Selbst in der geometrischen Ornamentik der Spät-La Tènezeit sind also zweifellos Bestandtheile verschiedener Herkunft vertreten, und auch hier kann, wie bei den anderen Gruppen von Spät-La Tènearbeiten, von einer Einheitlichkeit nicht die Rede sein.

Wir schließen unsere Analyse der Erscheinungen barbarischer Kunst und Kunstindustrie während der La Tènezeit ab. Unser Augenmerk war darauf gerichtet gewesen, die verschiedenartigen Details innerhalb der einzelnen zeitlich eng begrenzten La Tène-Stufen festzustellen und ihre Wurzeln darzulegen, auch wenn wir in vielen Punkten noch zu keinem sicheren Resultat gelangen konnten und bei zahlreichen Denkmälern sogar uns einer bestimmten zeitlichen Fixirung enthalten mußten.

Die La Tènegruppe ist, wie unsere Analyse wohl gezeigt hat, keinesfalls in sich abgeschlossen, vollkommen einheitlich, in den fünf Jahrhunderten ihrer Dauer unterliegt sie sehr starkem Wechsel. Sie beginnt unter energischem altgriechischem Einfluß, den ihr durch die altgriechische Kunst gebotenen Elementen entlehnt sie zahlreiche Details, die sie theilweise (wie z. B. die Rankenornamentik) für ihre ganze Dauer festhält und selbständig variirt; in ihren jüngeren Stufen war sie aber auch wieder den jeweiligen Einflüssen der klassischen Kultur nicht unzugänglich, sie reagierte auf ihre Art auch auf das, was ihr die klassische Kunstindustrie des IV. Jahrhunderts und der hellenistischen Zeit zu bieten hatte. Man darf nun freilich nicht erwarten, daß die aus griechischer Quelle schöpfende La Tènekunst ein Abbild, wenn auch in barbarischer Verzerrung, all dessen ist, was ihr griechische Kunst im Handwerk zur Verfügung stellen konnte. Sehr vieles aus dem Inhalte der Arbeiten griechischer Kunstindustrie, der bemalten Vasen, der Metallgefäße u. s. w., die der Handel in die keltischen Länder führte, blieb dem keltischen Barbaren völlig gleichgültig, ihn reizten nicht Göttertypen, bacchische Darstellungen, Scenen aus der Helden Sage und dem häuslichen Leben, Nikenfrieße und dgl. zur Wiedergabe, er schuf sich nicht einmal aus dem Dargebotenen einen bestimmten Scenenkreis, wie es die etwas ältere Situlenkunst unter starkem altgriechischem Einflusse gethan hatte, seine Arbeiten unterscheiden sich hierin auch in wesentlichen Punkten von den Leistungen skythischer Handwerker am Pontos. Nur wenig wird der Fülle dessen, was die plastische und Flächenkunst des überlegenen Kulturvolkes bot, entnommen, die Anlehnung an griechische Elemente beschränkt sich vielfach nur auf plastische Details und das reine Ornament, aber hierin giebt sich dann eine überaus starke inhaltliche wie stilistische Abhängigkeit kund, auch wenn manche wesentliche Dinge, wie z. B. der Akanthus, wiederum ausbleiben. Außer den griechischen Bestandtheilen lassen sich im La Tènekreise noch des öfteren auch Anknüpfungen an ältere einheimische wie fremde Formen beobachten, sodaß also auch innerhalb der einzelnen Stufen sehr Verschiedenartiges nebeneinander geht.

Daß derartige Erscheinungen des Nebeneinanders heterogener Dinge wie der starken Abhängigkeit einer barbarischen Gruppe von der Kultur der Mittelmeerländer im prähistorischen Europa sich nicht auf die La Tènezeit beschränken können, liegt auf der Hand. Was wir für die zweite Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends verhältnißmäßig leicht konstatiren konnten, ist nur eine Wieder-

holung dessen, was auch zuvor schon der Fall gewesen war. Der Prähistorie fällt damit neben feinerer chronologischer Analyse der einzelnen vorgehichtlichen Denkmäler (die natürlich sich nie und nimmer über die leider fast stets ignorirten Daten der Mittelmeerkulturen hinwegsetzen darf) die Aufgabe zu, ihre Alterthümer auch auf kunsthistorischer Basis zu studiren und vor allem zu untersuchen, was von den Äußerungen der verschiedenen prähistorischen Gruppen jeweilig als entlehnt oder alteinheimisch zu gelten hat. Nur so wird es der Prähistorie möglich werden, auch an andere Aufgaben heranzutreten, die ihrer im Gegensatz zur klassischen Archäologie noch harren.

Anmerkungen

1. Diese Ansicht, die sogar in einem großen Werke als der Erörterung würdig befunden wurde, wird wohl am trefflichsten dadurch illustriert, daß eine von mir angelegte Statistik der echten rechten La Tène-materialien Bayerns allein für Südbayern ohne die zahlreichen Münzfunde bereits rund 80 Fundstätten (zu denen sich noch Materialien von unbekanntem südbayerischen Fundorten in gewisser Menge gesellen) nachweist.
2. In der März-Sitzung 1887 der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin (Arch. Anzeiger, 1889, S. 43). — Auf die altgriechische Herkunft einer Reihe von Bronzevasen unserer Funde hatte Furtwängler bereits 1880 in seiner Studie über Bronzefunde aus Olympia hingewiesen.
3. Abgesehen von den viel älteren griechischen Importwaaren (z. B. Bronzetellern von Hundersingen und Pflugfelden, Kannen von Vilfingen und Kappel, Hydria von Grächwyl, Greifenkopfkessel von Châtillon-sur-Seine) vermiffen wir in der ersten La Tène-Stufe aus dem Formenkreis der Spät-Hallstattzeit z. B. die typischen Dolche, die großen gepreßten Gürtelbleche, die Nadeln mit Kugelkopf (Gold, Bernstein, Bronze u. f. w.), die Mehrzahl der Fibeltypen, die Details des Pferdegeschirres (und der Wagenreste), Differenzen, die sich in jedem neuen Funde immer nur wieder von neuem geltend machen. Der Wechsel in der Gesamtausstattung der Funde beider Stufen ist ein ganz augenscheinlicher, unverkennbarer; auch hier hat die chronologische Abschätzung nicht auf Grund einzelner Typen zu erfolgen, sondern durch ein Studium des Gesamtinhaltes.
4. Außer den aus Lindenfchmit's „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit“ ersichtlichen Materialien, die wir hier wie im ganzen Verlauf unserer Arbeit als bekannt voraussetzen müssen, seien als wesentliche Funde genannt: Weißkirchen II (Bonn. Jahrb., XLIII), Horhausen bei Holzappel a. Lahn (unedirt; Mitth. d. Ver. f. Nassl. Alt., 1897/98, S. 37—38); Eygenbilfen (Bull. des comm. roy. d'art et d'archéologie, XI, 1872); La Gorge-Meillet (Fourdrignier, Double sépulture galloise de la Gorge-Meillet, Paris 1878); Somme-Bionne (Morel, La Champagne souterraine, Reims 1898); Berru (zum Theil unedirt; Rev. arch., 1875, pl. IX, X); Conliège (Matériaux, 1887, S. 507, 1888, pl. II); Mercey-sur-Saône (Rev. arch., 1882, S. 67—70); Loinsitz in der Oberpfalz (2 griech. flache Schalen, unedirt); Borfcher Aue bei Geißa (Corr.-Bl. d. Deutsh. Anthr. Gef., 1871, S. 77, 78, 1877, S. 36, 37; mit barbarischer Nachahmung einer griechischen Kanne); Dorf Hradischt bei Pisek (Wocel, Pravěk země české, S. 202, Starozitnosti země české, I, 2, S. 151, Taf. XXXI); Horfchin bei Melnik a. Elbe (Památky, XIX, S. 520—21, Taf. XLVIII; die auf der Grabstätte „na piskách“ mitten unter „lauftiger“ Gräbern gefundenen Bronzeschalen haben natürlich so wenig wie das hier angetroffene Grab mit dem Hiebmesser u. f. w. („Grab III“) etwas mit den sehr viel älteren Urnengräbern zu thun). Die Schweiz war bisher unergiebig an solchen Materialien. — Wie weit übrigens die in unseren Funden so zahlreich vertretenen flachen Schalen zurückgehen, lehrt der in den Not. d. Scavi 1892, S. 321—332, veröffentlichte Grabfund von Ragusa di Sicilia (mit seinen schwarzfigurigen Vasen). — Von den sonst so weit verbreiteten, um ein gewisses Stück jüngeren chalkidischen Hydrien des V. Jahrhunderts ist aus unseren Funden bisher nichts bekannt geworden.
5. Bemalte griechische Vasen wurden bisher nördlich der Alpen nur in diesen Früh-La Tène-Gräbern angetroffen (Mercey, Somme-Bionne, Rodenbach, Aaspergle); alle anderen angeblichen Funde griechischer Vasen aus Mitteleuropa (z. B. Roseninsel, Straubing, Tägerweilen, Rückingen, Frelsdorf bei Stade) sind entweder überhaupt nicht beglaubigt, oder, was indirect auch nachweisbar ist, irrtümlich oder absichtlich untergeschoben.
6. Aus dem Aaspergle (unedirt), aus Armsheim in Rheinheffen (unedirt), aus Grabhügel g in der Geishecke bei Wiesbaden (Dorow, Grabhügel etc., 1819, S. 15—17), von Hermeskeil (Jahresb. d. Gef. f. nützl. Forsch., Trier, 1882 bis 1893, S. 28) und von Walscheid im Rgbz. Trier (Bonn. Jahrb., LXIV, S. 107, 108).
7. Aus dem Aaspergle und von Eygenbilfen; das Alter der hannoverschen Cisten von Luttum und Nienburg ist unbestimmt. Über die Herkunft dieser späten Cisten dürfen wir vermuthen, daß sie nicht den Werkstätten entstammen, welche einige Jahrhunderte vorher schon diese Vasenform erfunden hatten.
8. Kuffarn in Niederösterreich (Corr. Bl. d. Deutsh. Anthr. Gef., 1892, S. 9 f.). — Von einer Verwerthung der uns nicht ganz einheitlich erscheinenden Funde von Moritzing in Tirol sehen wir vorläufig noch ab, bis uns weitere Funde aus dem Alpengebiet völlige Sicherheit dafür geben, daß es sich bei den Moritzinger Materialien um ein „geschlossenes“ Ensemble, nicht etwa um den Inhalt zweier oder mehrerer Gräber handelt. Ich möchte hier gleich vorwegnehmen, daß ich in den „Fischblasen“ der Moritzinger Cista durchaus nicht ein spezifisches Früh-La Tène-detail erkennen kann.
9. Eine wichtige Parallele für unsere Früh-La Tènekurzschwerter mit massivem Metallgriff (oft mit Maskenschmuck) scheint mir das Schwert bei Petrie, Tanis II, Nebesheh and Defenneh, XXXVIII, 7, das aus Defenneh (Pflammetich I) stammt, zu sein.

10. Letzterer Typus in einem prächtigen Exemplar in den neuen Funden von Braubach bei Lahnstein (aus der folgenden Stufe; Naff. Annalen, XXXIII, Taf. III) und von Oberwaldbehungen in Unterfranken (Arch. d. hist. Ver. im Untermainkreise, I, 1, 1837, Taf. A, 9); eine (unedirte) Hiebmeßerklinge von Urach (Mus. Stuttgart) deutet auf ein Stück hin, das dem Braubacher Exemplar ähnlich gefaltet war.
11. In den Funden von La Gorge-Meillet und Berru; ein analoges, unverziertes Stück (unvollständig erhalten) aus dem Comitat Turocz in Nordungarn (Arch. Értefitö, 1898, S. 311).
12. Unsere Wagenfunde im Zusammenhange mit den Materialien der Mittelmeerländer werde ich demnächst besprechen, hier sei hinsichtlich des Alters der Streitwagen nur erwähnt, daß sie in Europa schon in altmykenischer Zeit nachweisbar sind; ihre Erfindung reicht in Babylonien in uralte Zeiten zurück, bereits Eannadu, Sohn des Akurgal und Enkel des Urnina, wird auf einem Streitwagen dargestellt, die babylonische Schöpfungsgeschichte läßt die Götter schon vor Erschaffung der Welt Streitwagen besitzen.
13. Die französischen Funde (Somme-Bionne, La Gorge-Meillet, Berru und andere unedirte Funde) sind gegenüber unseren Grabhügeln dieser Zeit sehr reich mit kostbarem Pferdegeschirr ausgestattet; ein interessanter böhmischer Fund (wohl noch aus dieser Stufe) ist der von Želkovič bei Horšchowitz (Památky, XIX, Taf. XXI); der großartige Fund von Horšchowitz (mit Wagenresten, einem Hiebmeßer und einem für diese Stufe nur hier vertretenen — nördlich der Alpen auch noch einmal in einem sehr viel älteren nordbayerischen Grabe (mit eisernem Hallstattschwert) erscheinenden — Feuerbock; Anz. f. K. d. deutsch. Vorz., N. F., XII, Nürnberg 1865, S. 183—186) ist leider bis auf wenige Stücke (Mus. Regni Bohemiae in Prag) verschollen.
14. Solche Stücke von der Borscher Aue bei Geißen und aus dem Aaspergle; weiter unten werden wir ausführlich über diese zu sprechen haben. — Einer anderen Vasenform gehören Fragmente aus Eygenbilfen an.
15. Vergl. Ztschr. f. deutsch. Alterth., 1898, in der für die süddeutsche Prähistorie werthvollen Abhandlung B. Niese's „Zur Geschichte der keltischen Wanderungen“.
16. E. Aus'm Weerth, der Grabfund von Waldalgesheim, 1870; Alterth. u. h. Vorz., III, I, Tafel 1 und 2 (unvollständig); Bonn. Jahrb., CII, S. 158 f. (Koenen).
17. Worsaae, Nordische Oldsager, 296; S. Müller, Nordische Alterthumskunde, II, S. 25, 27 (Abb. 10).
18. In diesen Kreis würde auch noch der Henkel von Borsdorf in Oberhessen (Alt. u. h. Vorz., II, V, 2, 1.) gehören dessen Authenticität ein Fundprotokoll verbürgt. Trotzdem kann ich meine Zweifel an der Zuverlässigkeit dieses „Fundes“ nicht unterdrücken. Wie kommt gerade ein isolirter (ohne jede Spur des dazu gehörenden Metallgefäßes gehobener) Vasenhenkel, ein wohl im modernen Kunsthandel, nicht aber im Alterthum gangbarer Artikel, nach Deutschland?
19. Zu dem, was Brizio's Studie in den Atti e Mem. della R. Dep. di St. patr. per le prov. di Romagna, 1887, bot, gefellen sich neuerdings die Funde von Montefortino in der Nähe von Ancona (Mon. antichi dei Lincei, IX) und aus Unteritalien der Grabfund von Canosa (Präh. Blätter, 1898, S. 49—56, Taf. V, VI; die griechischen Vasen dieses Fundes, der im Kunsthandel aufgetheilt wurde, gehören dem IV. Jahrhundert an, wie man bei diesen Vasen an die zweite Hälfte des III. Jahrh. denken will, ist mir unerfindlich).
20. Der oben schon erwähnte nordböhmische Grabfund (III) von „na piskách“ bei Horšchin unweit Melnik (Pam., XIX, S. 515 bis 516, Taf. XLVIII) enthält ein Hiebmeßer, jedoch handelt es sich hier nicht um ein typisches La Tène-Flachgräberfeld, sondern um einen (sicher mit den griechischen Bronzechalen von dieser Stätte in engstem Zusammenhang stehenden und) wohl dem IV. Jahrh. noch vorangehenden einzelnen Grabfund inmitten eines älteren hallstattzeitlichen Urnenfeldes.
21. Wagenreste haben sich auch in Funden von den britischen Inseln erhalten, vgl. Archaeologia XXI, 1817, S. 39—42; in welche Stufe der La Tènezeit dieses Material gehört, wissen wir jedoch noch nicht.
22. Waldalgesheim; weiter ungarische Materialien, vergl. Arch. Ért., 1895, S. 19.
23. Much, Präh. Atlas, LXXXVII, LXXXVIII, 1—8; Památky, XII, Taf. III—V.
24. Ein hervorragender goldener Fingerring dieser Stufe stammt von Grancy, Ct. Waadt, Schweiz (unedirt, in Privatbesitz); andere (geschlossene, gleichbreite Reife) im Duxer Quellfund; weiter lassen sich Stücke aus dickem Draht (meist mit verdicktem Ende) beobachten.
25. Einige Gürtelhaken wurden in Braubach gefunden (ein Stück im Mus. Wiesbaden, Naff. Ann., XXXIII, Taf. IV; ein verschollenes Stück im Versteigerungscatalog der Samml. Queckenberg und Schmitz, Köln, C. Offermann u. Co., 1896, Nr. 4.).
26. Kanne von unbekanntem Fundort, angeblich aus der Pfalz (unedirt: German. Mus. Nürnberg, aus der Samml. Ney); Grabfund Catillon bei St. Jean-sur-Tourbe (Rev. arch., 1883, pl. XXI).
27. Aus siebenbürgischen Museen kann ich nach meinen Notizen namhaft machen: in Schäßburg Früh-La Tèneibeln von Szederiešch (Goos, Skizzen z. vorröm. Culturgesch., 1877, Taf. VII, 3) und von Wurmloch bei Kopsch (Goos, Chronik der arch. Funde Siebenbürgens, 1876, S. 62—63); weiter liegt im Mus. Hermannstadt ein überaus interessanter Grabfund von Tartlau bei Kronstadt (Bronzetrensen und andere Pferdegeschirtheile, Wagenreste, wie Nabenringe, Radreifenstücke, Schwertreste), der wahrscheinlich noch dieser Stufe angehört, ganz charakteristische Typen des IV. Jahrh. enthält er allerdings nicht, doch möchte ich ihn auf Grund seiner Trensen eher für alt als für spät halten, auch seine Schwertreste sprechen dafür.
28. Auch noch in der ersten Kaiserzeit ist diese Schildform mit keltischem Schildbuckel nachweisbar, wie ein früher Grabfund von Weifenau (Westd. Ztschr., 1897, S. 348) und ein Schildbuckel aus einer frührömischen Moorschicht in Mainz (Westd. Ztschr., 1899, S. 400) lehren.

29. Der Fund von Dühren bei Sinsheim in Baden (Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F., V, 1890) mit seinem etwas reicheren Ensemble würde hier die vorhandene Lücke einigermaßen ausfüllen können, wenn seine Fundumstände vollkommen klar wären, zu seiner Nußbarmachung müssen wir jedoch einen anderen reich ausgestatteten Fund abwarten; vielleicht greift dieser Fund bereits in die Spät-La Tènezeit über, einzelnes aus seinem Inhalt wäre in der Spät-La Tènestufe noch verständlicher als in der Zeit um 200 v. Chr.
30. So z. B. in noch unedirten Flachgräberfunden von Manching bei Ingolstadt und von Straubing.
31. Einige Spät-La Tèneketten (aus Böhmen, Mähren und Ungarn), die ähnlich gefaltet sind, haben wir weiter unten zu behandeln. — Verwandte Stücke reichen sogar bis in die Kaiserzeit. — Außer den Gürtelketten können hier wohl, vorläufig allerdings nur in der mitteldeutschen Zone (und Nordböhmen), große dreieckige (durchbrochene) Haken von langen Gürtelblechen (wie Ztschr. f. Ethn., 1880, Taf. VI, 3) in Betracht; dieser Typus setzt sich auch wieder bis in die Spät-La Tènestufe fort.
32. Bereits in der Hallstattzeit fehlt es nicht an ähnlichen Armspangen (ohne Charnier).
33. Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde, N. F., V, 1902/03, S. 34; die Zeitstellung des Grabes von Horgen, Ct. Zürich (Cat. d. Samml. d. Ant. Gef. Zürich, 1890, I, S. 212—213) ist noch nicht gesichert.
34. An öftlichen Funden kann ich hier namhaft machen: angeblich aus Munkács eine schöne Bronzegürtelkette (Mus. Hermannstadt); aus Hammersdorf bei Hermannstadt eine Mittel-La Tènefibeln mit 2 Knoten (Mus. Hermannstadt, anscheinend nicht zu dem bei Goos, Chronik d. arch. Funde Siebenbürgens, S. 27, genannten wichtigen Funde gehörend); weiter wohl auch den Inhalt einzelner Brandgräber bei Nagy-Ényed (Mus. Nagy-Ényed); aus der Bukowina einen Grabfund von Stefanovka am Dnießtr (Szombathy im Bande Bukowina des Werkes „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“); aus der Moldau ein Schwert vom Mittel-La Tène Typus (Mus. Bukarest). — Verhältnißmäßig häufig sind hier im Osten (in Siebenbürgen und auch Rumänien) Knotenringe, welche wir vorläufig jedoch nicht einer bestimmten La Tènestufe zuweisen können.
35. Wie Büßtringen (Ztschr. f. Ethn., 1895), Schermen, Leitzkau, Plösky, Hohenwarthe, nebst anderen wichtigen Fundstätten in der Altmark; stellenweise greifen diese Urnenfelder noch in die Spät-La Tènestufe über.
36. Die Brandgräber von Heidenau bei Pirna (Mus. Dresden) möchte ich erst dieser Stufe zutheilen, einzelne Gefäße von hier haben ausgesprochenen Mittel-La Tènecharacter, auch vermisse ich unter den Beigaben wirkliche Früh-La Tènefibeln (Duxer Typen); auch andere sächsische Funde im Museum zu Dresden enthalten nie wirkliche Früh-La Tèneformen. Die systematische Durchforschung einiger La Tènegräberfelder wird hier wohl die gewünschte Sicherheit bringen.
37. Die früher mehrfach citirte „Mittel-La Tènefibeln“ aus Dodona (Carapanos, I, 7), die als sehr weit nach Süden vorgeschobener Posten der La Tènegruppe auf der Balkanhalbinsel galt, gehört einer ganz gewöhnlichen Fibelgattung der ersten Kaiserzeit, wie wir jetzt wissen; sie hat, wie so manche analoge Erscheinung von der Balkanhalbinsel, hier ganz aus dem Spiel zu bleiben.
38. Die Angabe, daß ein Spät-La Tènefabrikat sogar in Karthago zum Vorschein gekommen sein soll (Rev. arch., IIIe sér., XVI, 1890, S. 364, Fig. 5), muß vorläufig mit äußerster Vorsicht behandelt werden.
39. Goos, Chronik der arch. Funde Siebenbürgens, S. 16—17 (Arch. Ért., 1875, S. 215; 1886, S. 385 f.), 28 (Anz. f. Gesch. österr. Geschichtsquellen, XXIV, S. 377 f.); Mitth. d. Centr.-Comm., 1881, S. 88 (Mach, Präh. Atlas, XC, 8, 9, XCI, 24—26).
40. Ornavasso (Atti della Soc. di arch. e belle arti per la prov. di Torino, VI, 1895), dem sich neuerdings Giubiasco im Ct. Tessin (Mus. Zürich) aufs Engste anschließt.
41. Eine solche besitzt z. B. der hist. Verein von Oberbayern in München von unbekanntem oberbayerischem Fundort.
42. Wir geben weiter unten dafür einige Hinweise; ferner verweisen wir hier, was Gladiusformen anbetrifft, auf Ornavasso.
43. Rev. arch., 1864 (Verchère de Reffy).
44. St. Margarethen (Argo, 1898, S. 21—22); Idria bei Bača; Giubiasco. — Einzeln gefundene Stücke aus Schweizer Gebiet werden sich wegen ihrer engen Verwandtschaft mit Typen aus Giubiasco hier anreihen.
45. Pferdegeschirr- oder Wagentheile fanden sich z. B. am Hradischt von Stradonitz, auf dem kleinen Gleichberg, in dem Manching Spät-La Tène Fund, in La Tène und in der Tiefenau bei Bern (Bonstetten, Notice sur les armes et chariots de guerre dec. à Tiefenau, 1852; Supplement du Rec. d'Ant. Suisses, 1860), in Gräbern bei Niederolm und Hahnheim (Mus. Mainz), im Rhein bei Mainz, in Alesia, Bibracte und in einem Grabe bei Armentières (Moreau, Album Caranda, pl. 24 nouv. ser.).
46. H. Peterßen, Vognfundene i Deibjerg Præstegaardsmose, 1881 og 1883, Kopenhagen 1888.
47. Bulliot's Fouilles du Mont Beuvray, Autun et Saint-Étienne, 1899, bietet nur einen Theil des aus Bibracte Vorhandenen; für La Tène bringen die Publicationen von Groß und Vouga das Material erschöpfend; die Gleichbergfunde sind erst zum Theil edirt (außer Jacobs Veröffentlichungen auch noch Beitr. z. Gesch. deutsch. Alterthums (Henneb. Alt.-Verein), V, 1845, Taf. III), die für die Kenntniß der Spät-La Tènezeit überaus wichtigen Materialien vom Hradischt (Mus. Prag, Wien) so gut wie gar nicht; über die Funde vom Gallishegy und der Lovácska bei Munkács Th. v. Lehoczky im Arch. Ért., 1901; für die Gurina bringt Meyers Veröffentlichung einen wesentlichen Theil des Vorhandenen.
48. Einschlägiges Material bieten z. B. Aylesford, Bibracte, die Gräber von Flonheim in Rheinheßen (Westd. Ztschr., 1889, S. 266), vielleicht auch Dühren bei Sinsheim, weiter der Manching Fund, Stradonitz (einiges abgebildet bei Déchelette, Le Hradischt de Stradonitz et les fouilles de Bibracte, 1901, weiter noch das von Osborne, Mitth. d. Anthr. Gef. Wien, X, Taf. IV, 10 als Gürtelhaken abgebildete Stück), aus dem Süden Idria bei Bača, Ornavasso und vor allem Giubiasco. —

- Schmucklose Varianten hellenistischer „Schnabelgriffe“ habe auch ich früher für Spiegelgriffe gehalten, theilweise mögen Spiegel dieser Stufe wirklich kurze Griffplatten gehabt haben, aber isolirte Stücke, wie z. B. im Manchinger Fund und vom Hradišcht, sind Gefäßhenkel hellenistischen Fabrikates oder barbarischer Nachbildung. — Es sei hier gleich noch auf eine andere, nicht klassische Henkelform aufmerksam gemacht, die ein Seihgefäß von Idria bei Bača (Szombathy, l. c., S. 324, Fig. 126) zeigt, und die in isolirten Stücken in Manching, Bibracte, in der Schweiz (Bonstetten, Rec. Suppl., VI, 5.) und am Hradišcht wiederkehrt.
49. Zu den Alt. u. h. Vorz., IV, Taf. 51, erwähnten Bronzehaken kommen noch: vom kleinen Gleichberg ein Fragment (Beitr. z. Gesch. deutsch. Alterth., V, 1845, Taf. III, 12), aus den Museen Wernigerode und Eisleben je ein Exemplar ohne bestimmten Nachweis, ferner ein Stück von Rhode im Kr. Gifhorn (Nachr. über deutsch. Alterthumsf., 1902, S. 20). — Eisene Spangen sind noch sehr viel häufiger, vornehmlich in etwas breiter Form.
 50. Von Oberitalien (Ornavasso) und Bosnien (Jezerine) bis zum Mittelgebirge nachweisbar; sehr große Glasringperlen im Manchinger Spät-La Tène Fund. — Auch die Steinringe aus Urnengräbern bei Bodelwitz (Jahreschr. z. Vorgesch. d. sächsl.-thür. Länder, I, Taf. X) gehören wohl dieser Zeit an.
 51. In Ornavasso, Bibracte, La Tène, Bad Nauheim in Oberheffen und vom Hradišcht von Stradonitz.
 52. Ich erwähne hier nur ihr Vorkommen in Gräbern bei Uffhofen (Harster, Catal. des Speierer Museums, 1888, S. 66, 67, 81), Ofthofen (Westd. Ztschr., 1887, S. 302) und Nierstein (Westd. Ztschr., 1897, S. 347) in Rheinheffen.
 53. Die Station La Tène bietet ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag. War die Station helvetisch, so reichte sie schwerlich bis in die Mittel-La Tènezeit zurück, denn diese ist für die Schweiz vorhelvetisch, Helvetier gingen aus Süddeutschland nach der Schweiz erst nach der Kimbern- und Teutonenwanderung. Kann nun diese Station sowohl vorhelvetisch (sequanisch) und helvetisch sein? Sicherlich gehört der größte Theil ihrer Funde der Spät-La Tènestufe an, ganz deutlich sprechende Mittel-La Tène Funde fehlen hier, die Zeitstellung einer Reihe scheinbarer Mittel-La Tèneformen, so vor allem der Schwerter, muß dem gegenüber vorläufig zweifelhaft bleiben.
 54. Von den werthvollen Schätzen von Stradonitz vermögen die wenigen Abbildungen bei Osborne, Der Hradišcht von Stradonitz, Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, X, und J. Déchelette, Le Hradišcht de Stradonitz en Bohême et les fouilles de Bibracte, étude d'archéologie comparée, Mâcon, 1901, nur eine schwache Vorstellung zu geben. Außer der großartigen Sammlung von Hradišcht Funden in Prag bietet auch Wien äußerst wichtige Materialien von Stradonitz.
 55. Ich erwähne hier solche Spät-La Tène Materialien von Straubing, Reichenhall (Langacker, Karlstein u. f. w.), vom Rainberg bei Salzburg (Petter in den Mitth. d. Gef. f. Salzb. Landeskunde, XL, und in den Mitth. der Centr. Comm., 1900), vom Dürnberg bei Hallein, vom Freinberg bei Linz. Die Spät-La Tène Funde von Kelheim scheinen auch wieder einen Zusammenhang mit den Wallanlagen oberhalb Kelheim anzudeuten.
 56. Zu dem jüngst von Schliz (Fundber. aus Schwaben, X, 1902, S. 26—28) mitgetheilten Gräberfunde von der Cluß'schen Brauerei in Heilbronn, der nach seiner Angabe ein Skeletgräberfeld der Spät-La Tènezeit bedeutet, möchte ich bemerken, daß die Thongefäße (Fig. 50—54) durchaus nicht als gesicherte La Tène Fabrikate anzusprechen sind; diese Stücke könnten sämtlich ebenso gut erst merowingischen Zeiten zufallen, für einzelne ist der Gedanke an Spät-La Tène waare überhaupt abzuweisen. Danach käme hier alles auf die Knotenringe an, deren Situation im Grabe anscheinend nicht genügend beobachtet wurde, um Klarheit über ihr Verhältniß zu der brandlosen Beisetzung zu gewähren. Hier, wo es sich um die Frage von principieller Bedeutung handelt, ob ein Grabfund der Spät-La Tènezeit etwa mit brandloser Beisetzung vorliegt, hat dieser Fund wohl aus dem Spiel zu bleiben, bis die ausgesprochene Annahme durch neue Materialien aus dem mittleren Neckargebiet ihre Bestätigung erhalten kann. Ich möchte hier nur daran erinnern, daß das Stuttgarter Museum in jüngster Zeit zerstörte Grabfunde von Spät-La Tène character erhielt, die eher auf Brandgräber hinweisen.
 57. Die böhmischen Flachgräberfelder in Nordböhmen und Mähren reichen mit brandlosen Bestattungen durch die Stufen B und C der La Tènezeit, Gräber, die man unzweifelhaft der Spät-La Tènestufe zuweisen müßte, fehlen auf diesen Nekropolen noch. Ein Spät-La Tène grab von Kostomlat (Památky, X, Taf. I) mit Leichenbrand, dem sich Ansiedlungsfunde von Plaňany (Památky, XVII, Taf. XXVII, 1 bis 8) anschließen, hat mehr norddeutschen Character, es könnte vielleicht einem germanischen Stamm angehören, der nach Abzug der Bojer von Norden her in den Grenzgebieten Böhmens Fuß faßte. Die große älterrömische Brandgräbernekropole vom Pičberge bei Dobřichov ist zweifellos markomannisch, sie beginnt übrigens, was hier besonders betont sei, noch mit einzelnen Spät-La Tène Materialien. Zweifelhaft bleibt die Zuweisung der reichen Einzelgräber von Holubitz bei Smichow (geschlossener Fund?; Mitth. d. Centr. Comm., 1884, S. 87) und Radovešitz. In Mähren führen die Stufen B und C, soweit ich das Material überblicke, nur Skeletgräber (eine kurze Zusammenstellung bei Červinka, Morava za pravěku, 1902, S. 264 f.). Červinka weist ferner auch Brandgräber nach, von denen das von Biskupství bei Naměšcht (unweit Olmütz) wieder Spät-La Tène character hat, während der Inhalt der anderen Gräber sich meiner Beurtheilung noch entzieht. Die Spät-La Tène-Wohngrubenfunde aus Südmähren (Domšcht, Oblas u. f. w.) hingegen haben wieder ganz „süd-deutschen“ Character.
 58. Ihre südlichsten Punkte sind an der mitteleutschen Grenze der schon genannte Fund von Kostomlat in Nordböhmen und das Urnenfeld von Leimbach bei Salza a. Werra (Dreißigacker in den Neuen Beitr. z. Gesch. deutsch. Alterth., V, 1888). — Die chronologische Gruppierung der norddeutschen La Tène Materialien erfordert eine eigene Untersuchung auf breiter Basis, wir können in unserer Arbeit nicht über einige ganz allgemein gehaltene Andeutungen hinausgehen und müssen von Detailangaben absehen. Eine jede vergleichende Untersuchung der norddeutschen La Tène-

- gräber wird jedoch den Inhalt der einzelnen Gräber und Nekropolen analysieren und namentlich nach süddeutschen Einfuhrwaaren Umfchau halten, sich von jedem typologischen Vorurtheil (namentlich in Bezug auf Fibeln) aber frei halten müssen.
59. Schlesiens Vorzeit, N. F., II, 1902; die Funde von Zeppern haben ausgesprochenen Spät-La Tènecharacter, auch ihre „Pseudo-Mittel-La Tènefibeln“ kehren am Rhein in Spät-La Tènegräbern wieder.
 60. Stücke, wie Undset, Eifen, XXI, 8, XXIV, 11; Soph. Müller, Ordnung, Jernaldern, 27; oder wie Svenska forn. tidskr., XI, S. 126, Fig. 1; Balt. Studien, 38, Taf. XIV, 9 (unedirte Stücke in Neubrandenburg vom Urnenfeld Pleetz, in Stralfund aus Rügen).
 61. Einige wichtige britische Materialien erwähnte in jüngster Zeit J. Déchelette (Poterie de la Tène à décoration géométrique incisée).
 62. So wie die Gurina. Die wichtigen südtiroler Funde sind noch so gut wie gar nicht bekannt gegeben.
 63. Die südschweizer Funde sind, von kurzen anderweitigen Notizen abgesehen, erst zum Theil in vorläufigen Mittheilungen von Ulrich (Festschr. des Schweizer. Landesmuseums, 1898; Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde, 1899) bekannt gemacht worden. Hoffen wir, daß das wunderbar reiche Material der Züricher Sammlung aus diesen Nekropolen, das sich in den letzten Jahren noch ungemein vergrößert hat, bald in einer großen Publication, die die Autopsie der Funde zu ersetzen vermag, zugänglich gemacht wird! Sehr vortheilhaft unterscheiden sich übrigens, was die Zuverlässigkeit der einzelnen Grabinventare anbetrifft, die Materialien der Schweizer Museen von einer Graubündener Fundgruppe, die, aus dem Kunsthandel stammend, als Geschenk in das Herz. Museum Braunschweig kam. — Was die Frage nach der chronologischen Auftheilung dieser Funde anbetrifft, so kann ich nach eingehendem Studium der einzelnen Grabinventare von Cerinasca-Arbedo, Molinazzo, Castione u. s. w. und einem Vergleich ihrer einzelnen Typen mit anderen Materialien der Alpenzone (aus dem Tessin, Misox, Wallis, Ornavasso, Tirol, Küstenland, Bosnien) nur betonen, daß eine chronologische Gruppierung dieser Funde zur Zeit überhaupt nicht möglich ist und eine solche, wie sie bisher angestrebt wurde, sich nicht aufrecht erhalten läßt. Jene Golafecca- und Schlangenfibeln sind eben keine echten Arbeiten des VIII. bis VI. Jahrh., jene Certosa- und alten La Tènefibeln eben keine Stücke des VI. bis IV. Jahrh., so wenig wie die Schnabelkannen Belege für die Zeit um 500 bedeuten (denn sie sind rohe barbarische Wiederholungen, Übertreibungen, die nicht selten als Halsornament altitalisches Wolfszahnmuster oder auch gelegentlich die phönikische Palme des VII. Jahrh. zeigen) oder die „altitalischen“ Bronzegefäßtypen dem VIII. Jahrh. angehören (denn in Idria bei Bača fanden sie sich in frühromischem Milieu). Prüft man den Inhalt der einzelnen Gräber genau, so merkt man sehr bald, daß einzelne prägnante keramische Typen oder prägnante Schmuckformen bald mit älteren, bald mit jüngeren Fibeltypen verbunden sind und daß die Fibeln selbst in höchst sonderbaren Combinationen erscheinen; aber doch nur von einer sich so ergebenden Gemeinschaft scheinbar verschiedenalteriger Formen wird man überhaupt ausgehen dürfen, auch wenn darüber typologische Vorurtheile in die Brüche gehen. Auch ohne jedes archäologische Hilfsmittel, ohne jede Kenntniß, daß überall in der Alpenzone zu dieser Zeit das Nämliche sich wiederholt, muß man so zur Einsicht kommen, daß eine chronologische Auftheilung nach Fibeln oder Gürtelhakentypen u. s. w. ganz belanglos bleibt. Man muß sich doch eingestehen, daß die Fundstücke dieser Nekropolen mindestens schon der überwiegenden Menge nach nicht das uns bekannte altitalische, provinzialetruskische oder altkeltische (alt-La Tènezeitliche) Fabrikat vorstellen, sondern sich demgegenüber als (allerdings in großem Maßstabe hergestellte) rein lokale Erzeugnisse verrathen, die oft eine große Freiheit in der Wiedergabe und Combination verschiedenartiger Elemente zeigen. Datiren dürfte man hier doch nur mit (zeitlich fixirten) wirklich altitalischen, provinzialetruskischen und altkeltischen Arbeiten oder mit altgriechischen Schnabelkannen, aber diese fehlen ja gerade hier. Es bleibt da eben nichts weiter übrig, als von einem sich bietenden festen Datum auszugehen, und das sind hier zunächst einzelne keramische Details, späte Fibeltypen und Parallelen zu den gut zu beurtheilenden Funden von Idria bei Bača. — Ich kenne leider noch nicht die Kleinfunde der Nekropole von Giubiasco, die dem Grabfelde von Ornavasso so nahe stehen soll, ich kann deswegen auch nicht angeben, ob Giubiasco ganz aus dem durch Cerinasca, Molinazzo und Castione gegebenen Ensemble heraustritt, Giubiasco also eine von dieser Gruppe fundamental verschiedene (jüngere) Stufe vorstellt; das scheint nicht der Fall zu sein, denn viele Einzelheiten aus Giubiasco gehören unzweifelhaft wieder in die Formengruppe von Cerinasca u. s. w. Daß die vielen tausend Gräber dieses kleinen Gebietes nicht sämmtlich einer ganz kurzen Zeit angehören können, weiß ich sehr wohl, aber ich sehe im Augenblick keine Möglichkeit, hier scharfe chronologische Scheidungen auf wissenschaftlich begründeter Basis vornehmen zu können, zum mindesten reichen aber die uns augenblicklich geläufigen Hilfsmittel hierzu nicht aus.
 64. Matériaux, XIV, 1879, S. 499—517. — Aus dem Dep. Tarn scheinen ähnliche Materialien vorzuliegen (z. B. Mat., XIV, S. 486), zu denen sich noch andere Erscheinungen gesellen (z. B. Mat., XX, S. 182—190).
 65. Chantre, Premier âge du fer dans le bassin du Rhône, pl. I—XIX.
 66. Szombathy im V. Hefte der Mitth. d. Präh. Comm. d. kais. Ac. d. Wiss. Wien, 1901. — Idria bei Bača, dessen Zeitstellung ja so wunderbar klar gegeben ist (wenn man sich dessen bewußt ist, daß eben die Fibelschemata dieses Milieus keine chronologische Basis bilden), bietet interessante Parallelen sowohl für die Tessiner wie für die Walliser Funde der nämlichen Stufe.
 67. Neuerdings hat Hoernes eine chronologische Gruppierung dieser nordbosnischen Materialien von Sanskimof, Jezerine und Ribic (Trésor d'argent trouvé à Strbci, l'époque de la Tène en Bosnie, Paris 1900) versucht, er vertheilt diese Funde auf drei von 500 v. Chr. bis 200 n. Chr. reichende Stufen. Aber das eine einzige Grab Nr. 278 von Jezerine

thut schon dar, daß seine zweite Stufe, 350 bis 150 v. Chr. („proprement la période de la Tène en Bosnie“), eben die erste Kaiserzeit streift. Grab 279 und andere beweisen das Nämlliche. Die Schlußworte in Hoernes' Arbeit zeigen so deutlich, daß er theilweise ganz richtige Empfindungen hat, aber er scheute vor der Consequenz seiner eigenen Worte zurück. Denn die Fibeln bilden wieder seine Basis, er vermag nicht dem allein schon so klar zu überblickenden nordbosnischen Material zu entnehmen, daß z. B. jene Pseudo-Früh- und Mittel-La Tènefibeln von Jezerine u. s. w. eben nichts mit unseren wirklichen Formen der Früh- und Mittel-La Tènestufe zu schaffen haben und bis auf das Constructionsprincip grundverschieden gestaltet sind. — Alle diese Nekropolen, denen sich noch Prozor mit wieder neuen Details, wieder neuen Archaismen, würdig an die Seite stellt, stehen in mehr oder minder deutlicher Berührung mit der Zeit um Christi Geburt, wie weit sie aufwärts reichen, wissen wir im Augenblick nicht, aber für eine chronologische Gruppierung in Hoernes' Sinne bieten sie keinen Anhalt.

68. Es sei hier noch erwähnt, daß im Klausenburger Museum von Kudu (Com. Szolnok-Doboka) Fragmente der geriefelten Topfwaare der jüngeren La Tènezeit liegen, die wir in der ganzen Zone nordwärts der Alpen verbreitet finden. Diese Keramik ist in Ungarn sonst noch bei Munkács und in Slavonien vertreten.
69. Eine kurze Zusammenstellung der Materialien im Arch. Ért., 1886, S. 385 f. (Rómer).
70. Corrbibl. d. Deutsch. Anthr. Gef., 1895, S. 9—11.
71. Nieße in der Ztschr. f. deutsch. Alterthum, XXIV, 1898.
72. Zu bereits früher gegebenen Nachweisen (Zeitshr. d. Mainz. Alt. Vereins, IV, 2, 1900; Corr. Bl. d. Deutsch. Anthr. Gef., 1901, Nr. 8) möchte ich bezüglich der Halsringe nach La Tèneart noch einen schweizerischen Fund (Bonstetten, Rec. d'Ant. Suisses, XIII, 4) nachtragen und weiter daran erinnern, daß auch Keltendarstellungen der ersten Kaiserzeit (z. B. der pannonische Kelte auf der Gemma Augustea und der Bronzekopf aus der Saône bei Lyon, Rev. arch., 1880, pl. XIII, XIV) den Halsring zeigen; weiter habe ich zu bemerken, daß die Zusammengehörigkeit der Gegenstände Nr. 1249—56 des Kat. IV. des Bay. Nat.-Museums (1892) nicht erwiesen ist und mindestens ein Stück schon nicht zu diesem Funde gehört.
73. Als wichtige Arbeiten der ersten La Tènestufe seien hier als Ergänzung des aus unseren Nachweisen bereits Ersichtlichen noch die durchbrochenen Platten von Somme-Tourbe (Mém. Soc. nat. des Ant. 1885), die Goldscheibe von Auvers (Gazette arch., 1883, pl. 53, 1) und eine Bronzefassung aus dem Hagenauer Wald (Weitbruch 1, 1) in der Smlg. Nessel (unedirt) genannt. — Die der zweiten Hälfte unserer Arbeit beigegebenen Abbildungen, die zumeist wenig gekannten Quellen entstammen, wollen nur zum Theil als eine Ergänzung des von den „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit“ Gebotenen gelten, so namentlich für die jüngeren Abschnitte der La Tènezeit. Für diese haben wir uns leider vielfach überhaupt noch auf unedirte Materialien zu beziehen. Die Literatur ist im Folgenden, soweit sie oben genannt war, nur ausnahmsweise nochmals angegeben. Ich bedauere, daß ich bei der Kürze der zu Gebote stehenden Zeit nicht nochmals eingehend die unedirten Wiener Materialien von der Gurina und vom Hradišcht studiren konnte und ich weiter auch die französischen und englischen Alterthümer nur aus einem Theil der Literatur kenne (für die Bibracte-Materialien habe ich durch J. Déchelette's gütige Vermittlung wenigstens auch von den umfangreichen Bulliot'schen Handzeichnungen der Kleinfunde vom Mont Beuvray Einsicht nehmen können). Meine Nachweise werden unter diesen Umständen wohl viele Lücken enthalten, aber ich glaube, wenigstens keine wichtige Gruppe übersehen zu haben.
74. Einzelne menschlich gebildete Masken können übrigens sehr wohl auf Thiermasken griechischer Vorlage zurückgehen: eine Übertragung z. B. des Löwenkopfes an dem Griff von Ragusa di Sicilia (Not. d. Scavi, 1892, S. 328) wird doch nur wieder eine menschenähnliche Fraße schaffen.
75. Hakenkreuze z. B. auf der prachtvollen Durchbrucharbeit (Gürtelblech) aus den jüngerhallstattischen Hügeln von Hundersingen a. Donau (mangelhafte Abb. bei Chantre, Âge du fer, S. 52, Fig. 15). — Aus der ersten La Tènestufe kommen für geometrische Muster vornehmlich der Helm von La Gorge-Meillet und wohl auch die großen Silberbleche aus dem Comitat Borsod (Arch. Ért. 1898, S. 308; Bonstetten, Recueil, suppl., Taf. XIX) in Betracht, weiter die figurale Schwertscheide von Hallstatt und die nordfranzösische und rheinische Keramik und vielleicht auch das in Tremolirfisch ausgeführte Halsornament (einheimischer Arbeit?) der Kanne von Armsheim. Ein gleichaltes Denkmal, offenbar aber anderer barbarischer Herkunft, ist die Bronzeflasche von Rodenbach mit ihren schönen geometrischen Mustern.
76. Auf den Goldblechen von Châtillon-sur-Seine (Flouest im Bull. de la Soc. des sciences hist. et natur. de Semur, 1875, pl. 11).
77. Gürtelhaken von Hermeskeil: Jahresh. der Gef. f. nütz. Forsch. Trier, 1882 bis 1893, Taf. V, 13; Haken von Kl. Mittersdorf und Fibel von Parsberg: Präh. Bl., 1902, Taf. 1 (mangelhafte Reproduktion).
78. So wie es weiter auch Fibeln giebt, welche mit einer Pferdeprotome abschließen (z. B. Präh. Blätter, 1896, Taf. VIII, 10; aus den Ostalpen sind noch bessere Stücke bekannt); Schwanenhalsfibeln sind z. B. Präh. Bl., 1896, Taf. IX, 3 und Alt. unfr. heidn. Vorz. IV, 14, 13.
79. Auch die Knotenringe bieten Analoges. Werthvolle Stücke aus Edelmetall vom Schema mit drei Knotengruppen zeigen eine Perle, der sich beiderseits Masken (Armring von Schwarzenbach) oder Palmetten anschließen. Die Dußendwaare von dieser Gattung kennt aber nichts derartiges.
80. Sacken in den Mitth. d. Centr. Comm., N. F., 1, 1875; Much, Präh. Atlas, LXX, LXXI; Hoernes in den Jahresh. d. österr. arch. Institutes, III, 1900.

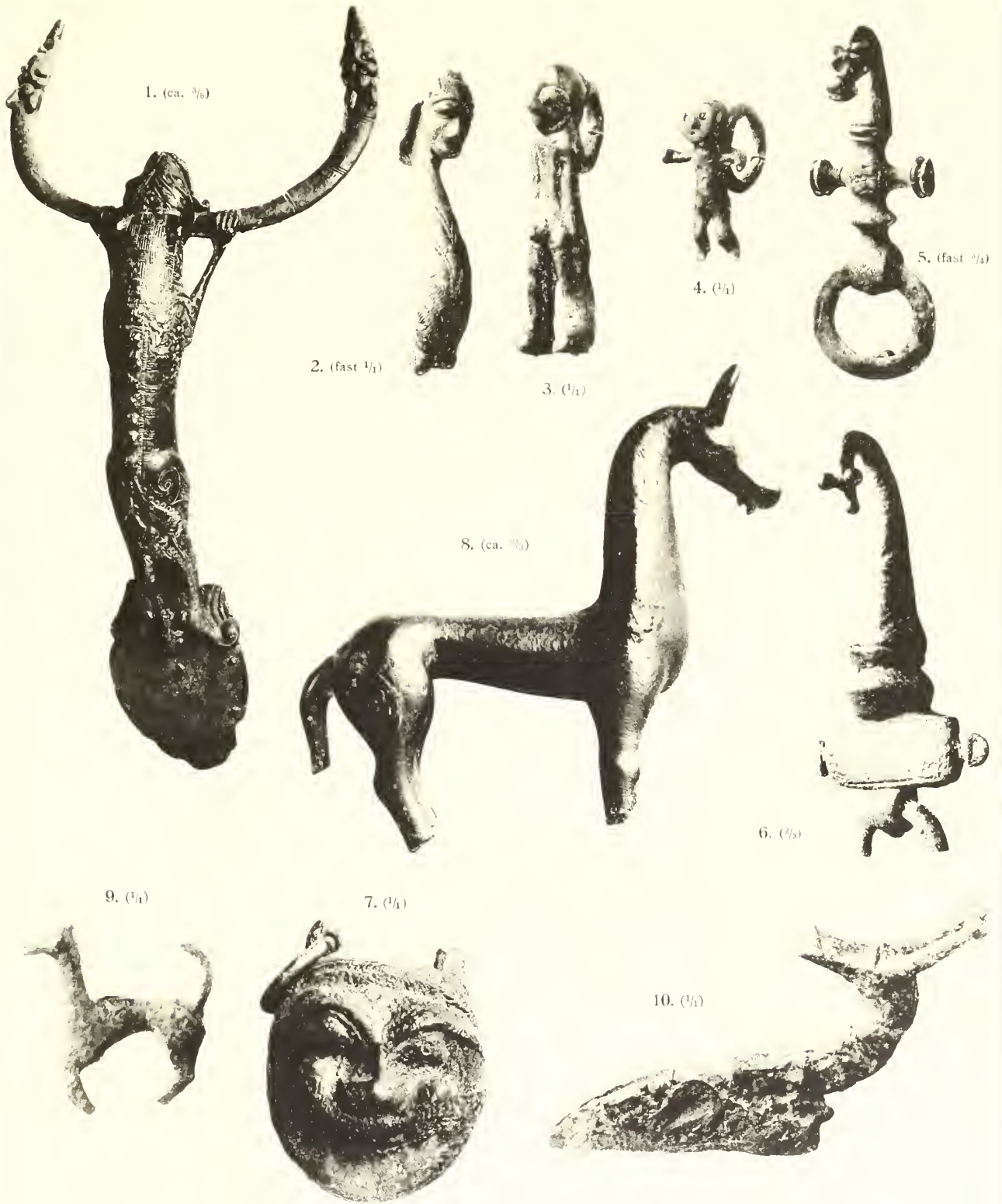
81. Zeit[schr. f. Ethn., 1888, Verh., S. 25—27.
82. Montelius, *Civil. prim. en Italie*, 1, Taf. 56, 9. 10.
83. Schalenfragment (im Bruch vollkommen mit terra nigra übereinstimmend) aus der Gegend von Leipzig (Privatbes. Probstheida); um den Omphalos sind eine Bogenreihe und Gruppen von je zwei im Gegenfönn gegenübergestellten S-Kurven eingedrückt. Nach alter Art eingestempelte Bogenlinien kommen übrigens noch in Bibracte vor (Bulliot, pl. XXXIV, 20).
84. Eine derartige Erscheinung ist ja nicht ohne Analogie aus klassischen Gebieten.
85. Jahresb. d. Ges. f. nützl. Forsch., 1882 bis 1893, Taf. IV, 11.
86. *Rev. arch.*, 1883 (t. II), Taf. XIII.
87. *Rev. arch.*, 1891 (t. XVIII), S. 383 f.
88. *Mus. Worms.*
89. *Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde*, 1899, Taf. XI, Grab XCIII.
90. Montelius, *Civil. prim. en Italie*, 1, 49, 2.
91. Montelius, l. c., 41.
92. Wir machen hier also den Versuch, von dem Kreise figuralverzierter Arbeiten des östlichen Oberitalien eine Gruppe, die mehr nur dem westlichen Oberitalien zukommt, abzutrennen. Diese westliche Gruppe hatte wohl dieselbe Dauer wie die östliche, und in den unmittelbar vorgelagerten Alpengebieten erscheint sie, nachlebend oder wieder-auflebend, noch sehr viel später. Sie muß natürlich mit der venetischen Gruppe vieles gemeinsam haben, denn ihr boten sich doch dieselben klassischen Anregungen wie ihrer Nachbarin, aber es waren in ihr auch andere Elemente wirksam, die im venetischen Kreise nicht zur Geltung kamen. — In Bezug auf die gerippten Cisten glaube ich jetzt (wozu mich wesentlich auch das Erscheinen von Cisten in jenem späten Zusammenhange der Tessiner Nekropolen führte), daß Cisten, nachdem einmal, wohl im griechischen Unteritalien, das Modell erfunden war, in den verschiedenen Zeiten an verschiedenen Punkten (in mittel- und oberitalischer Zone) fabricirt wurden, nachher nur noch in südalinem Gebiete. Die Cisten reichen bis in das VIII. Jahrh., bis in die Stufe der Tomba del Guerriero zurück, nördlich der Alpen sind sie vom VIII. bis zum V. Jahrhundert nachzuweisen, in der südalinem Zone fristeten sie ihr Dasein selbst über das V. Jahrh. hinaus. In den Certosagräbern des V. Jahrhunderts fehlen sie bereits, soweit ich sehen kann. Ich weiß wohl, daß eine Verallgemeinerung der Annahme, daß eine Form von ununterbrochener, über mehrere Perioden sich erstreckender Lebensdauer auf (nach den einzelnen Zeitstufen) verschiedene Fabrikationscentren zurückgehen kann, für die Prähistorie als eine lästige Complication empfunden werden wird, die ja jede „Übersicht“, jedes schematische Registriren zu Schanden macht; aber das ist nicht die einzige Complication, mit der der Prähistoriker bei einer Analyse seiner Alterthümer rechnen muß.
93. Man wird bei unserer Besprechung der Denkmäler der ersten (oder zweiten) La Tènestufe eine Erwähnung des skulptirten Monolithen von St. Goar (Koenen in den Bonner Jahrb. CVI) vermissen. Beim ersten Anblick dieses hochinteressanten Denkmals wird man Koenen nur ganz begeistert zustimmen, aber nur zu bald tritt eine Ernüchterung ein, denn bei ruhiger Überlegung vermißt man hier zu viel von Früh-La Tène-Elementen, um einen vollgültigen Beweis zu liefern. Meines Erachtens ist dieser Monolith ganz anders zu erklären. Jene Masken mit der dreispältigen Blüthe unterhalb des Kinns kann man ebenfogut mit gewissen sicher nachmerowingischen Metallarbeiten mit roher Maske und Blüthe auf dem Kopfe (ein Stück in sehr mangelhafter Reproduction bei Emele, *Beschr. röm. u. deutscher Alterth.*, Taf. 18, 9.) in Verbindung bringen, das Strickornament als Fassung der Flächen skulptirter Steine kehrt ja auf den britischen Inseln in ebenso spätem Zusammenhange wieder. Hier hat man eben nach meiner Ansicht für den Monolithen von St. Goar eine Anknüpfung zu suchen. Da ich diese Gattung von Steindenkmälern nur aus einzelnen Proben kenne und die zusammenfassende Literatur über dieselbe (Stuart u. a.) mir nicht zugänglich ist, vermag ich dieser Sache nicht weiter nachzugehen; es handelt sich aber nur noch darum, ob jene Steinskulpturen außer ihrer Thierornamentik und den typisch spätkeltischen Motiven auch diese primitiven Volutenmuster, die in dem angedeuteten Zusammenhange aber nicht befremden würden, führten. Aber der Monolith von St. Goar ist eher alles andere, als eine Steinskulptur der älteren La Tènezeit, für unsere vorrömischen Alterthümer bildet er keine eigenartige Ergänzung.
94. Die Fundorte sind hier: Flachgräberfeld Cannstatt (Fundb. aus Schwaben, VIII, 1900, S. 75—78, ohne Abb.); Grabhügel Tannenhügel bei Rothenberg, O. A. Cannstatt (*Württ. Jahrb.* 1820/21, S. 145, 176; 1833, J, S. 41—42; 1875 (II, 1876), S. 183, ohne Abb. — neben einem Menschenfigürchen auch eine Vierfüßlerfigur); Flachgrab Lampertheim (*Corr.-Bl. d. Gesamtvereins*, 1879, S. 29, mit Abb.; *Die arch. Smlg. d. Großh. Heff. Mus. Darmstadt* 1897, S. 93); Monsheim in Rheinheffen (aus der Smlg. Wimmer, *Mus. Worms*); Flachgrab Domèvre-en-Haye bei Nancy (Barthélemy, *La Lorraine avant l'histoire*, S. 183—185, 266—267); Flachgräber St.-Jean-sur-Tourbe, Marne, *L'Anthropologie*, 1890, S. 370—371). Aus stilistischen Gründen möchte ich das Menschenfigürchen der öfter reproducirten Fibel von Nieder schönhausen (*Alt. u. h. Vorz.* II, IV, 2, 5.) eher in diesen jüngeren Zusammenhang setzen als an den Beginn der La Tènezeit, oder wenigstens diese Bronze von den noch in greifbarer Verbindung mit den archaisch-griechischen Importwaaren stehenden keltischen Arbeiten abtrennen. Die rohen Masken dieser Stücke nähern sich den in Anm. 97 und 98 erwähnten sehr viel mehr als solchen auf guten Arbeiten der vorangehenden Stufe. Deshalb, und weil bei diesem isolirt gefundenen Stück sonst kein bestimmter Anhalt für zeitliche Fixirung gegeben war, habe ich diese Fibel nicht bei der ersten La Tènestufe genannt, sonst hätte sie oben als

- einzigster Vertreter einer Menschendarstellung (vom Hallstätter Schwert abgesehen) aufgeführt werden müssen. — Ob die den genannten Rundbronzen entsprechenden Figürchen von Unter-Lunkofen im Aargau (Cat. d. ant. Gef. Zürich, I, 1890, S. 191) in diesen Kreis gehören, möchte ich jetzt bezweifeln, denn ich vermisse unter der Ausbeute dieser Hügel Typen des IV. Jahrhunderts (die Hohlarmsringe könnten auch älter sein), vielleicht werden wir sie in die jüngere Hallstattzeit, der auch die Mehrzahl der Fundmaterialien von Lunkofen angehört, zu setzen haben, ein stilistischer Grund, der dagegen spräche, liegt nicht vor, denn wir müssen bei unseren Rundfiguren des IV. Jahrh. ja eine stilistische Verwandtschaft mit älteren Bronzen (zunächst von italischem Boden) zugeben.
95. Naff. Annalen, XXXIII, S. 23; die Hagenauer Stücke noch unedirt. — Auch noch andere Raffeln, z. B. in Linienform, lassen sich beobachten. — Die immer nur zeitweise in vorgeschichtlichen Gräbern unserer Breiten auftretenden Thonraffeln erscheinen in La Tènegräbern Süddeutschlands nur in dieser Stufe und in der Spät-La Tènezeit.
96. Lindenšmit, Centralmuseum, XXXI, 7.
97. Westd. Ztschr., 1888, Taf. 6, 1 (Lindenšmit, Centralmuseum, XXX, 1); Morel, Champagne souterraine, pl. 37, 2–4; Alterthümer u. h. Vorz., I, VI, 3, 1, 2; L'Anthropologie, 1895, S. 37. — Die Ringe von Hagenau (Smlg. Neffel) und Pößneck (Mus. Dresden) sind noch unedirt. Der Pößnecker Ring ist übrigens eine Imitation eines geflochtenen Ringes und in dieser Hinsicht mit einem Goldring aus Waldalgesheim zu vergleichen; auch hierin kann man ein Durchsickern eines Details der klassischen Goldschmiedekunst erblicken, so wie man die Pufferenden der Früh-La Tèneringe als Übertragung (und Übertreibung) einer klassischen Form auffassen kann.
98. Morel, Champ. sout., pl. 2, 9; L'Anthropologie, 1895, S. 38, 39.
99. Alterth. unſ. heidn. Vorz., III, III, 2, 9.
100. Památky, XII, Taf. XX, 2; L'Anthropologie, 1901, S. 170, Fig. 6.
101. Gazette archéologique, 1883, pl. 53; die Abbildung der „Alterth. u. h. Vorz.“ (III, I, 3, 8. 9.) ist nur wenig befriedigend.
102. Bonstetten, Recueil, second suppl., XII, 2; Recueil, VII, 4 (Alterth. u. h. V., I, VI, 3, 4.).
103. Es sei hier übrigens noch an die bekannte Erklärung Hoernes' (Mitth. d. Anthr. Gef. Wien, 1889, S. 67, 68) erinnert, daß nämlich eine innere Verwandtschaft der La Tèneornamente und der La Tènefibelformen besteht. Danach wäre also die typische Fibel der zweiten La Tènestufe sozusagen eine Übertragung eines griechischen Pflanzenornamentes in ein barbarisches Gebrauchsmodell, was ihm doch niemand mehr glauben wird, so wenig wie seine damals ausgesprochene Vermuthung, daß die La Tène-Rankenmotive nicht eine barbarische Wiederholung eines bereits künstlerisch ausgebildeten Pflanzenornamentes seien. — Zu den von Hoernes mit einem Früh-La Tènefibelf-Schema verglichenen Ornamentdetails aus Waldalgesheim ist zu bemerken, daß er einmal nur die linke Hälfte einer symmetrischen Rankencomposition reproducirt, und daß im zweiten Fall die Ähnlichkeit nur zu Stande kommt, indem er gerade die Gabelung ignorirt (oder ist aus der fortgelassenen Ranke der Nadelhalter geworden?).
104. Außer den bereits gegebenen Nachweisen (für Waldalgesheim etc.) Mitth. d. Anthr. Gef., Wien, 1890, Sitz.-Ber., S. 12 (Hoernes, Urgeschichte des Menschen, 1892, S. 324; Alterth. u. h. Vorz., IV, 3, 2.; Mitth. d. antiqu. Gef. Zürich, III, 2, Taf. VII, 2 (VII, 6. auch schräggestellte Blätter auf einem Fibelbügel); Bonstetten, Rec., suppl., XVIII, 2; Flouest in den Mém. de la Soc. hist. et arch. de Langres, III, 1888, Taf. 6, 11 (Lindenšmit, Centralmuseum, XXXI, 14).
105. Außer den bereits gegebenen Nachweisen (für Waldalgesheim etc.) noch Alterth. u. h. Vorz., I, VI, 3, 1. 2.; Památky, XII, Taf. V, 67; Bonstetten, Rec., second suppl., VIII, 1.
106. Außer dem reichen Material in Prag (Starožitnosti etc., II) noch z. B. Červinka, Morava za pravěku, Taf. XLV; Schlesiens Vorzeit, VI, 1896, S. 412; Arch. Ért., 1894, S. 305. — Zu erinnern wäre hier auch noch an den Befatz von Knoten mancher Armringe durch S-Kurven (Schlesiens Vorzeit, VII, S. 410; andere Stücke aus Ungarn, von Ranis im Mus. Hohenleuben u. f. w.).
107. Alt. u. h. Vorz., IV, 13, 3. 4.; Arch. Értéřitő, 1894, S. 303, Fig. 1; Památky X, Taf. II, 11.
108. Památky, XVIII, Taf. XXV, 17. 18; Weinzierl, Langueřt, S. 38, Fig. 16, 18 (Tangentenkreise); Bonstetten, Recueil, suppl., XVIII, 2. 8.
109. Arch. Ért., 1889, S. 365.
110. Arch. Ért., 1886, S. 104.
111. Die Verbreitung dieser zahlreichen Ketten reicht von der Zone am Südrande der Alpen (Krain) durch die süd-deutsche (Nordfrankreich, Schweiz, Süddeutschland, Böhmen, Mähren, Ungarn) bis zur mitteldeutschen (Nordthüringen). Bei den mitteldeutschen Ketten handelt es sich gelegentlich wohl auch um lokale Nachgüsse (Übertreibungen).
112. Die Mehrzahl dieser ornamentirten wie glatten Ringe stammt aus Böhmen und Mähren, die Form reicht jedoch auch noch nach Ungarn und Süddeutschland; neben ihr trifft man noch einen verwandten Typus (mit kleineren Halbkugeln) an, dessen Verbreitung eine sehr viel größere ist. — Diese Charnierringe fanden sich bisher nie in typischen Früh-La Tènegräbern, des öfteren jedoch in Gesellschaft von Pseudo-Früh-La Tènefibeln.
113. Alt. u. heidn. Vorz., II, VI, 2, 2.; Lindenšmit, Centralmuseum, XXXI, 13; Kat. IV. Bay. Nat.-Mus. 1892, Taf. XV, 7.
114. Proceedings of the soc. of ant. of Scotland, XV, 1880/81, S. 316–365 (J. A. Smith).

115. Stücke, wie *Zeitschr. f. Ethn.*, 1880, Taf. VI, 3; *Zeitschr. d. Ver. f. thür. Gesch. u. Alt.*, XVI, 1893, Taf. IV, 39; unedirte Exemplare von Gröbern bei Gafchwitz (Privatbes. Probstheida) und vom Urnenfeld bei Gera (Mus. Hohenleuben). — Aus Böhmen ein Stück im Mus. Regni Bohemiae in Prag.
116. Montelius, *Civ. prim. en Italie*, I, pl. 112, 17.
117. Stücke, wie *Alterth. u. heidn. Vorz.* II, V, 1, 2, 3.
118. Außer den aus den „Alterth. u. h. Vorz.“ und den Publikationen Keller's, Groß' und Vouga's ersichtlichen Materialien noch Montelius, *Civ. prim. en Italie*, I, Taf. 64, 14; Památky, XVI, Taf. XLV; Müllner, *Typ. Formen aus dem Rudolfinum*, 39, 40; *Arch. Ért.*, 1890, S. 168, 265, 266; 1895, S. 19; Pulszky, *Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn*, 1879, S. 22, 23; *Mitth. d. Anthr. Gef. Wien*, 1890, *Sitz.-Ber.*, S. 10—12 (von der nämlichen Fundstätte noch andere unedirte Stücke); unedirt ist der Fund von Schrobenufen (Mus. Augsburg), weiter wichtige Stücke von Poty im Eisenburger Comitat (Mus. Steinamanger) und Charwat bei Olmütz (Mus. Olmütz). — Auch Lanzenspitzen kommen mit derartiger Verzierung vor, so von Ödenburg (s. oben), Csabrendek (Darnay, Sümegh etc., S. 40) und aus der Zühl (Vouga, Taf. V). Auch bei diesen Stücken kann man wegen des Alters noch schwanken.
119. *Arch. Ért.*, 1890, S. 168; Darnay K., *Sümegh és vidékének öskora*, 1899, S. 40. — Auf diesem Fundplatz wurden bisher mehr nur Funde des IV. Jahrhunderts als solche der zweiten Hälfte der La Tènezeit gehoben; die Scheide eines Kurzschwertes der bekannten Gattung (*Alterth. u. h. Vorz.*, IV, 2, 3, aus dem Rhein bei Kastel-Mainz) zeigt auch derartige Gravirung, man wird das Stück doch auch in die ältere Hälfte der La Tènezeit setzen wollen.
120. Anhangsweise sei hier auch der Filigranschmuck einiger La Tènefibeln nicht genau fixirbaren Alters (aus der II., III. und wohl auch IV. Stufe oder gar der ersten Kaiserzeit) hingewiesen. In diese Reihe gehören die schon erwähnte Thierkopffibel von Přemyšleni, ein Stück aus Mähren (Červinka, S. 263), 2 Exemplare aus Pannonien (Wofinsky, Tolnavármegye etc., S. 549, No. 6; ein Stück in Zürich, unedirt), eine Fibel aus Krain (Mus. Laibach). Die wesentlichsten Motive sind hier: Vierwirbel, S-Elemente, neben- oder übereinander gestellt, laufender Hund, einfache Spirale, alles unter starker Betonung der spiraligen Einrollungen, ferner Strick- und Zopfforment.
121. Werthvolle stilistische Bemerkungen über Spät-La Tène-Rundfiguren gab Furtwängler bereits 1885 im Werk über die Gurinafunde.
122. Meyer, *Gurina*, XI, 9.
123. *Undset*, Eisen, S. 368, Fig. 48.
124. Meyer, XI, 5.
125. *Mitth. d. präh. Comm. Wien*, I, 5, S. 296, Fig. 9.
126. *Undset*, S. 369, Fig. 49.
127. *Ztschr. f. Ethn., Verh.*, 1892, S. 879 (diese Ringe notirte ich in Prag mit der Fundortsangabe Dux); Červinka, I. c., S. 269.
128. *Not. d. Scavi*, 1888 (Ghirardini). — Im Charakter der Situlenkunst sind z. B. die Bleche X, 1, 2, u. s. w., grundverschieden davon aber die Bleche X, 6, 8, 9, XI, 2, 16, deren galoppirende Pferde in der Situlenkunst des VII. bis VI. und V. Jahrhunderts ein Unding wären. — Auf die nämlichen, so durchsichtigen Vorlagen gehen analoge Darstellungen auf gallischen Münzen (Hucher, *L'art gaulois ou les gaulois d'après leurs médailles*, Taf. 20, 44, 46, 48, u. a. m.) zurück.
129. *Wissl. Mitth. aus Bosnien*, III, Taf. XII; der *Wissl. Mitth.* Bd. V, Taf. LXX, veröffentlichte Stein aus derselben Gegend ist leider zu verstümmelt, um für oder gegen den hier angedeuteten Zusammenhang zu sprechen.
130. Arneht, *Gold- und Silbermonumente Wien*, G. S. XII, 95; *Arch. Ért.*, 1893, S. 201 (Peterfen bringt hier mit dem Silberblech den Kessel von Gundestrup, den wir in unserer Arbeit wegen der schwer zu beantwortenden Frage nach seiner Zeitstellung absichtlich übergangen haben, in Vergleich, ein, wie wir glauben, äußerst glücklicher Griff).
131. *Archaeologia*, LI1 (A. J. Evans, Late-Celtic Urn-Field at Aylesford, S. 47); Peterfen, *Vognfundene*, Taf. I; *Arch. Ért.*, 1891, S. 279 (und danach bei Wofinsky, Tolnavármegye etc.).
132. Déchelette, *Le Hradischt de Stradonic etc.*, S. 42—44.
133. Hucher, *L'art gaulois*, pl. 4 u. a. m.
134. So z. B. unterscheiden sich die Schwerter von Mouriès, Tesson und aus dem Flusse Witham (*L'Anthropologie*, 1895, S. 21, Fig. 147—151; *Alterth. u. h. Vorz.*, IV, 25, 3; *Centralmuseum XXXIV*, 9; Kemble, *Horae ferale* XVII, 2) äußerlich schon sehr von anderen Vertretern dieser Schwertgattung. Bei dem Exemplar von Mouriès deutet der von Reinach mitgetheilte Fundzusammenhang auf die jüngere Hälfte der La Tènezeit hin, das Stück von Tesson erinnert in der Behandlung des Haares seines Menschenkopfes doch wahrlich nicht an Früh-La Tènearbeiten, auch das Figürchen des englischen Schwertes ist für ältere Zeiten kaum denkbar. Neben dem Schwertknauf vom Hradischt gehört auch der von Déchelette, I. c., mitgetheilte Knauf von Covent (Puy-de-Dôme) zu dieser späten Gruppe und wahrscheinlich auch das Schwert von Chaumont (*Alterth.*, IV, 25, 1; *Centralmuseum*, XXXIV, 6; *L'Anthropologie*, 1895, S. 19, 20, Fig. 145 u. 146).
135. *Undset*, Eisen, S. 426, Fig. 132.
136. *Die arch. Samml. d. Großh. Heffl. Mus. Darmstadt*, 1897, S. 100—101. Das Grab enthielt u. a. Spät-La Tènefibeln der Nauheimer Gattung und Pseudo-Mittel-La Tènefibeln, ferner ein Drillingsgefäß.

137. Die Protome auf einem Silberblech aus dem Funde von Strbci (Hoernes, Trésor d'argent de Strbci, 1900) ist leider zu schlecht erhalten, um stilistisch beurtheilt werden zu können. — Ebenso übergehe ich hier die Bronzefunde von Bonnens, Dep. Indre (Bonstetten, Recueil, second suppl., IX, 9—11), die ich nach der offenbar ungenügenden Abbildung nicht zu beurtheilen vermag. — Es sei hier übrigens noch auf das singuläre Väschen in Gestalt eines menschlichen Fußes von Westhofen in Rheinheffen (Alterth. u. h. Vorz., I, VI, 6, 11.) hingewiesen, für dessen Erscheinen im Spät-La Tènekreise der Zone nordwärts der Alpen wir mit einer Erklärung zurückhalten müssen, wenn man nicht wieder an ein Auftauchen altklassischer Dinge, wie es sich auch in der Fußvase mit Vogelleib von Cerinasca zu erkennen giebt, denken will.
138. Westd. Ztschr., 1884, Taf. V, 1; 1887, Taf. IX, 5; Vouga, Les Helvètes à la Tène, VIII, 21; Groß, La Tène, XI, 26; Meyer, Gurina, XI, 16. — Die Baratelbronzen (II, 12, XI, 26 u. f. w.) sind minder prägnant stilisirt. — Die übrigen Stücke bisher unedirt. — Offenbar gehören auch die Bronzen bei Hampel, Bronzealter, LXVIII, 2. 3. zu dieser Gruppe.
139. Proceedings of the soc. of antiqu. of London, sec. ser., III (1864/67), S. 90—92; Wocel, Arch. Parallelen, II (Sitz.-Ber. d. phil.-hist. Cl. d. Ac. d. Wiss. Wien, XVI, 1855), Taf. III, 3 (Undset, Eisen, V, 8); Hampel, Bronzealter, LXVIII, 4; Wofinsky, Tolnavármegye az öskortól a honfoglalásig, 1896, S. 534. — Das Stück von der Scharka steht in der Durchführung weit über den übrigen Stücken.
140. Z. B. Hucher, II. partie, Nr. 51—53, 56, 57, 99—101, 172, 173 u. a. m.
141. Z. B. Hucher, pl. 61; II. partie, Nr. 41, 51, 89.
142. Undset, Eisen, S. 426; Peterfen, Vognfundene, S. 39, Nr. 1.
143. Not. d. Scavi, 1888, X, 11; Züricher Festschr., Ulrich, Taf. V, Grab XVII.
144. Hoernes, Trésor d'argent de Strbci, 1900, Fig. 14.
145. Alterth. u. h. Vorz., IV, 13, 1. 51, 3; Mitth. d. Anthr. Ges. Wien, X, Taf. IV, 7; Undset, Eisen, S. 475, Fig. 164.
146. Argo, 1898, S. 20—21. — Diese Helmfragmente, die A. Müllner sogleich als keltische Arbeiten erkannt hat, gehörten sicherlich zu einem Eisenhelm nach Art des in Idria bei Bača gehobenen, wie bereits von Szombathy bemerkt.
147. Westd. Ztschr., 1883, X, 4; Meistorf, Urnenfriedhöfe in Schlesw.-Holstein, IV, 8; Peterfen, Vognfundene, S. 39, 41; Soph. Müller, Ordnung, Jernalderen, 179, 185; Aarbøger, 1870, Taf. IX, 7; 1881, S. 92, Fig. 11; 1885, Taf. II, 5; 1892, S. 230, Fig. 20; Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, XLIX, 2—4; Déchelette, Le Hradischt de Stradonic, S. 50 (von Mont Beuvray), Le bélier consacré aux divinités domestiques sur les chenets gaulois (Rev. arch., XXXIII, 1898), S. 26, Note 1. Ein Theil des Materials ist noch unedirt. — Die zu einem eisernen Feuerbock gehörenden Thierköpfe mit Kugelhörnern von Mount Bures bei Colchester, (Roach Smith, Collectanea antiqua II, S. 25, pl. X—XII; Déchelette, Le bélier sur les chenets, S. 25) fallen wohl erst der Kaiserzeit zu.
148. Ztschr. f. Ethn. Verh., 1892, S. 332, 491. — Andere Ringe sind noch unedirt.
149. Peterfen, Vognfundene, S. 39; Undset, Eisen, S. 419, Fig. 129; Mitth. d. präh. Comm. Wien, I, 5, S. 311, Fig. 75.
150. Mitth. d. präh. Comm. Wien, I, 5, S. 314 (Fig. 82), 316 (Fig. 91), 326 (Fig. 109), 331 (Fig. 150); Not. d. Scavi, 1888, XIII, 2; Züricher Festschrift, 1898, Ulrich, Taf. III, 6.
151. Wiss. Mitth. aus Bosnien, III, S. 98.
152. Wiss. Mitth. aus Bosnien, III, S. 73 (Fig. 87), 122 (Fig. 305), 127 (Fig. 328), 143 (Fig. 399), 154 (Fig. 459).
153. Alterth. u. h. Vorz., IV, 51, 1; Arch. Ért., 1890, S. 224, 225, 226; Červinka, Morava za pravěku, S. 276; Meistorf, Vorgesch. Alterth. aus Schlesw.-Holstein, 430; Mitth. d. anthr. Ver. in Schlesw.-Holstein, X, 1897, S. 6 f.; Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, XLIX, 7, 19, L, 18; Déchelette, Le bélier etc., Rev. arch. 1898; Mitth. d. Anthr. Ges. Wien, X, Taf. IV, 9; Westd. Ztschr., 1896, Taf. XIII, 11; Balt. Studien, 38, Taf. VII, 7; Undset, Eisen, S. 475, Fig. 162.
154. H. Willers, Die röm. Bronzeimer von Hemmoor, Hannover, 1901, S. 108—115 (andere Äußerungen Willers' über die La Tènegruppe sind hingegen befremdend, am befremdendsten wohl die Andeutung einer Ableitung der La Tènekunst aus der etruskischen). — Zu den bereits von Willers namhaft gemachten Exemplaren kommen noch ein Kessel aus Ornavasso bei Como, Attachen, darunter eine mit Blattabschluss, vom Hradischt bei Stradonic und aus dem Comitat Pest (Mus. Hermannstadt), ein Eimer ohne Attachen aus dem Funde vom Aare-Zühlcanal (Mus. Bern), ein Stück mit Eisenbeschlägen aus dem Rhein bei Mainz (Mus. Mainz). Diese barbarische Vasengattung ist also vertreten aus der Zone am Südrande der Alpen, aus der Zone nordwärts der Alpen (südd. Zone in weiterem Sinne), aus der mitteldeutschen Zone (Sachsen, Schlessen; Schlessens Vorz., VII, S. 436) und den Ostseegebieten (in Mecklenburg z. B. von Körchow).
155. Ein großer Theil des vorhandenen Materials (darunter auch die prächtigen Zügelringe von Manching) ist noch unedirt; Proben für die einzelnen Gruppen z. B. Undset, Eisen, XXVI, 15, XXVII, 18; Arch. Ért., 1890, S. 224, 225, 226; Riegl, Spätantike Kunstindustrie, S. 186, Taf. V, 4 (auch der Schließhaken, Taf. V, 2, S. 187, gehört zu dieser Gruppe und hat mit der Ausrüstung eines römischen Soldaten nichts zu thun); Červinka, Morava za pravěku, S. 276; Atti e Memorie etc. Torino, VI, Taf. XIII, 14, 16, XV, 8, XVII, 8; Alterth. u. heidn. Vorz., II, VI, 1, 7. 8.; Groß, La Tène, X, 2, 4, 32, 33, 40, XII, 9; Westd. Ztschr., 1892, Taf. IV, 8; 1899, Taf. VI, 29; 1900, Taf. VII, 13, 14, 17; Rev. arch., 1864, Verchère de Reffye, les armes d'Alise, pl. 1; Bulliot, Fouilles, LI, 10. — Einige schöne unedirte Gürtelhaken im Schloß Kühnau bei Dessau und im Mus. Oldenburg seien noch besonders erwähnt. — Arbeiten

- dieser Richtung wurden, wie so manches Andere, in Norddeutschland und in der Ostseezone mehr oder minder freicopiert und Details derselben zu lokalen Neubildungen verwertet.
156. Neben einer stilistischen Differenz, die sich gerade in jenen Anklängen an hellenistische Vorlagen kund giebt, besteht zwischen der breiten Menge der Bronzegürtelketten aus nachweislichen Mittel-La Tènegräbern und jenen jüngeren Stücken noch ein Unterschied in der Emailverzierung. Die ältere Gattung kannte zumeist nur (Furchen-) Emaileinlage als Verzierung größerer Metallflächen (als Kreuz auf den kreuzförmigen Kettenteilen); die jüngere Gattung hat im Gegensatz dazu größere Emailflächen, das Email bildet in größeren Feldern in der Regel einen ausgesprochenen Grund für ein bestimmtes, in Metall stehen gebliebenes Ornament. — Der Furchenschmelz kehrt in der Spät-La Tènestufe allerdings noch auf den so häufigen emaillierten Knöpfen wieder, wie auch Anfänge des Emailgrundes sich auch schon in der Mittel-La Tènestufe beobachten lassen (z. B. auf einer Kette von Flavigny — *Rev. arch.*, 1877 (t. XXIV), pl. XIV, 1 — die wohl der Fundzusammenhang und die Bestattungsform in die Mittel-La Tènezeit verweist).
157. Alexandrinische Toreutik, Taf. IV, 2. — Den Griffabschluß dieses Stückes kann man geradezu in eine Spät-La Tèneverzierung übertragen, so wie viele archaisch-griechische Pflanzenranken-Ornamente sich direct als La Tènemuster wiedergeben lassen.
158. Man betrachte daraufhin einmal den Helm von St. Margarethen (Argo, VI, 1898, S. 21—22) und die Wagen von Deibjerg.
159. A. J. Evans, Aylesford (*Archaeologia*, LII), S. 62, 63; Déchelette, le Hradischt de Stradonitz, pl. IV, 1, 2; Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, XLIX, 20, L, 15, LI, 3, 16, tome I, Taf. zu S. 325; *Westd. Ztschr.*, 1889, Taf. III, 1; *Mitth. d. präh. Comm. Wien*, I, 5, S. 328, Fig. 136.
160. Déchelette, le Hradischt de Stradonitz, pl. IV, 11, 15, das Stück von Bibracte ist noch unedirt; *Mitth. d. Anthr. Gef. Wien*, X, Taf. VI, 1.
161. *Westd. Ztschr.*, 1898, Taf. VI, 12. Eine unedirte Bronzefibel in Speier, die als eine (älterrömische) Weiterführung dieses Schemas gelten kann, zeigt am Kopftheil sehr deutlich die Muschel; der Bügel dieses Stückes verräth auch eine gewisse Anlehnung an die oben behandelten La Tènearbeiten. — In der norddeutschen und Ostseezone wird diese Fibelgattung (ohne Betonung ihres Schmuckes) sehr variirt.
162. Anhangsweise seien hier auch einige Details der gräcisirenden und geometrischen Ornamente der Bronzevasen aus den Teffiner Nekropolen namhaft gemacht. Ich notirte z. B.: Flechtband (rund und eckig), laufenden Hund, Eierstab, Palmetten, verballhornte phönikische Palmetten, concentrische Kreise, Wolfszahn-, Schachbrett- und Netzmuster, aneinander gereihte Stäbchen; als Verzierung von Henkelattachen Umschreibungen von Palmetten durch drei Kreise, die ihrerseits nochmals von einer Palmette (mit starren Blättern) bekrönt werden. Von diesen Details scheint sehr wenig in die eigentliche Spät-La Tèneornamentik durchgefickert zu sein.
163. Einige unedirte Fragmente vom Mont Beuvray; ein unedirtes Schwert aus der Westschweiz in Biel; *Alt. u. h. Vorz.*, II, VII, 6, 1. IV, 32, Beil., 4., 5. Diese Stege und Fassungen von Schwertscheiden bieten auch noch andere Details, meist rudimentärer Natur.
164. Das (von den Prähistorikern so oft als untrügliches La Tène-Characteristicum angepriesene) kreisumschlossene Dreieck (und auch Viereck) mit eingezogenen Seiten brauche ich hier nicht weiter zu behandeln, seine Ableitung ist ja klar. Verfehlt ist es aber, diese Kümmerform nun als typisches Kennzeichen von La Tenedenkmalern hinzufellen und jedes irgendwo auftauchende Dreieck oder Viereck mit eingezogenen Seiten, ganz unbekümmert um seine Genesis, in die La Tènezeit (genauer in ihre jüngere Hälfte oder ihre Schlußphase) zu verweisen. Dies Detail läßt sich, ohne Zusammenhang mit dem La Tènekreise, z. B. auch in der Kaiserzeit nachweisen (*Westd. Zeitschr.* 1899, Taf. 8, 9), Vierecke mit eingezogenen Seiten treten schon im älteren Eisenalter auf.
165. Die Abbildungen bei Hucher bieten ein überreiches Material. — Man findet auf den Münzen auch schöne Pflanzenranken mit „Epheublättern“ u. s. w., eine Parallelercheinung zu einzelnen vegetabilischen Mustern der bemalten Spät-La Tènewaare.
166. *Rev. arch.*, XXVI, 1895, Taf. V—IV; Morel, La Champagne souterraine, Titelbild (diese Gefäße von Beine und Prunay erinnern so lebhaft an unsere Spät-La Tènevasen, daß ich sie unbedenklich hier einreihe, während sie mit nordfranzösischer Keramik der älteren La Tènezeit wenig Berührung zeigen).
167. Nicht unerwähnt hat hier das Vorkommen eines im Alterthum stark verbreiteten Details, das zwar nicht gerade in die Reihe dieser Ornamente gehört, zu bleiben. Einige Ringe aus dem Ostseegebiet (z. B. Undset, Eisen, S. 383, 386; *Nordiske Fortidsminder*, I, S. 23) haben einen astragalirten Reif, analogen Schmuck zeigen der Bügel einer Pseudo-Mittel-La Tène-fibel des Manchinger Fundes, die Abschlußperlen von beweglichen Henkeln von Metalleimern und einige andere Gegenstände nordischer Herkunft. Es muß auffallen, daß ältere Stufen der La Tènezeit astragalirte Ringe u. dergl. so gut wie gar nicht kannten, während sie in der Hallstattzeit, sichtlich durch klassische Arbeiten angeregt, nicht gerade selten sind.
168. Weinzierl, Grabfeld von Langufest, X, 28; Groß, La Tène, X, 41.
169. Groß, La Tène, VII, 1—3, X, 8, XII, 20; Vouga, La Tène, XIX, 6—11; Bonstetten, *Recueil*, suppl., XII, 4.
170. Meyer, Gurina, VII, 6; *Ztschr. f. Ethn.*, 1900, Verh., S. 595; Undset, Eisen, S. 205, XXII, 9; *Schriften d. Phys.-Ök. Gef. Königsberg*, X, 1869, Taf. III; *Mitth. d. Anthr. Ver. in Schlesw.-Holst.*, X, 1897, S. 6 u. f.; Aarbøger, 1881, S. 101 (Undset, Eisen, S. 422); *Månadsblad*, 1882, S. 182; *Svenska Fornm. Tidskr.*, 1900, S. 127. — Die Bronzebleche von Mennewitz bei Aken a. Elbe und von Kricheldorf in der Altmark sind noch unedirt.

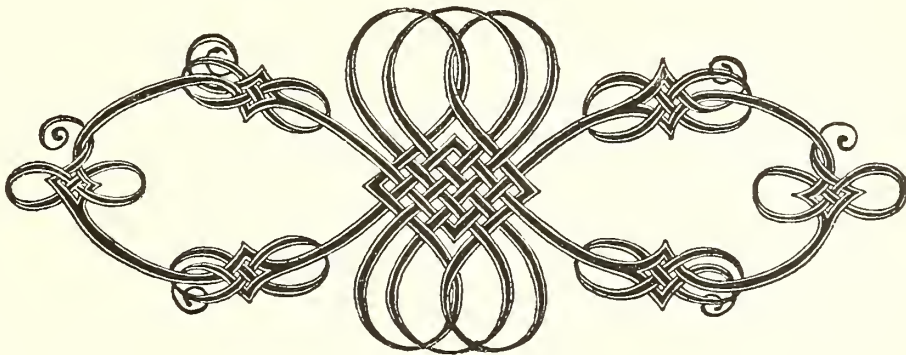


ARBEITEN DES KUNSTHANDWERKS DER LA TÈNEZEIT

171. Von keramischen Materialien ist erst sehr wenig edirt. — Einige Proben: Alt. u. h. Vorz., I, VI, 6, 4—6. 12 (ganz mangelhafte Reproduction). III, VI, 4, 4—6. 8.; Rev. arch., XXVI, 1895, Taf. V—VI; ferner in den Publikationen Bulliot's (Fouilles du Mont Beuvray), A. J. Evans' (Aylesford), Morel's (Champ. sout., 41, 9, und Titelbild), Cochet's und über das Grabfeld von Ornavasso. — Besonderes Interesse verdient die Ornamentik der norddeutschen La Tènekeramik. Hier sind zwar äußerst spärlich nur gräciförende Muster vertreten, geometrische Muster zeigen jedoch eine überaus häufige, wenn auch etwas monotone Verwendung. Reiches Material bietet die von der Weser bis etwa zur Oder zu verfolgende Gruppe aus der Mittel- und theilweise noch der Spät-La Tènezeit, weiter der durch die schwarzen Thonstulæ gekennzeichnete Formenkreis vom Ausgang der La Tènezeit. Die sich von diesen Gruppen stellenweise etwas abhebenden Funde am Rande der Ostsee (vornehmlich aus Schleswig-Holstein) schließen sich in der Ornamentik ganz dem an. — Auch die norddeutschen Metallarbeiten einheimischer Fabrik (Imitationen der süddeutschen Typen wie nach- oder wiederauflebende Formen sehr viel älteren Datums) bieten mancherlei wichtige Ergänzungen für die geometrische Ornamentik des norddeutschen La Tènekreises.
172. Einige Proben von durchbrochenen Eisenplatten (mit geometrischen Mustern) von Bibracte bei Bulliot, XLIV, 4. 5. 8; weiter sei hier an die durchbrochenen Fibelfüße erinnert.



Über die Schwankungen der Fibelschemata innerhalb der einzelnen La Tène-stufen sowie über die La Tènekeramik in der Zone nordwärts der Alpen werden kurze Darlegungen, die eine Ergänzung zu dem ersten Theile unserer Arbeit bilden, an anderer Stelle erscheinen.



Die auf Tafel VI, Figur 3, abgebildete Bronzefigur (No. 4069 des röm.-germ. Centralmuf.) stammt von Alzei (jedoch nicht aus der Sammlung Wimmer, wie irrthümlich auch S. 104, Anm. 94, angegeben ist) und befindet sich jetzt im Großherz. Cabinetsmuseum in Darmstadt.

INHALT.

	Seite
L. Lindenschmit: Beiträge zur Geschichte des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz	1*
L. Beck: Der Einfluss der römischen Herrschaft auf die deutsche Eisen-Industrie	1
K. Schumacher: Zur Besiedelungs-Geschichte des rechtsseitigen Rheinthals zwischen Basel und Mainz	16
W. Reeb: Eine figürliche Darstellung der illyrisch-thrakischen Götterdreiheit Silvanus, Diana, Apollo?	47
P. Reinecke: Zur Kenntniss der La Tène-Denkmal der Zone nordwärts der Alpen	53

Verzeichniss der Abbildungen im Text.

Seite	1*		Erker am kurfürstlichen Schloß nach Photographie von Profeffor E. Neeb.
	15*		Grundriß des kurfürstlichen Schloffes.
	20*		Blick in die Werkstätte des Römisch-Germanischen Centralmuseums.
	25*		Standbild des fränkischen Kriegers.
	17	Fig. 1.	Höhlen bei Efringen nach Photographie von C. Däublin in Efringen.
	21	2.	Steinzeitliche Ansiedelung auf dem Michelsberg bei Unter-Grombach, nach dem Plane „Veröffentlichungen d. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde“ in Karlsruhe, II (1899), Taf. III, ergänzt auf Grund der letzten Grabungen und Aufzeichnungen A. Bonnets.
	23	3.	Stein- und bronzezeitliche Fundstellen im Rhein bei Mainz.
	24	4.	Grabhügel bei Villingen (Schwarzwald), nach Photographie von Michelis in Villingen.
	26	5.	Desgl.
	27	6.	Ringwall bei Heidelberg nach J. Naehrer, Bonn. Jahrb., Heft 74, Taf. IX.
	32	7.	Römische Stadtmauer von Ladenburg, nach Mannheimer Geschichtsblätter, I (1900), Nr. 4. Das Cliché wurde vom Vorstand des Mannheimer Alterthums-Vereins freundlichst überlassen.
	33	8.	Röm. vicus bei Heidelberg, nach Aufnahme von Bezirksbauinspector Schäfer, 1878. Vgl. auch K. Christ in Pucks Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands, 1880, S. 245.
	73	1.	ca. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Eisenscheibe mit Bronzeblechverkleidung aus dem Grabfunde von Horfchowitz, Böhmen (Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit, 1865). Mus. Regni Bohemiae, Prag.
	73	2.	ca. $\frac{3}{5}$ d. Gr. — Bronzefibel von Jungfernteinitz, Bz.-H. Laun, Böhmen (Starožitnosti země české). Mus. Laun.
	73	3.	u. 4. $\frac{2}{3}$ d. Gr. — Bronzefibeln von Kyschitz, Bz.-H. Pilsen, und Cheinow, Bz.-H. Smichow, Böhmen (Památky, XII, XX). Mus. Pilsen; Mus. Regni Bohemiae, Prag.
	75	5.	Ornamente (a, b. vom Rande; c, d. von der Spitze) des Bronzehelmes von Berru, Dep. Marne (Rev. archéologique, 1875). Mus. St.-Germain-en-Laye.
	75	6.	ca. $\frac{2}{5}$ d. Gr. — Ornamente einer kreisrunden Bronzezierfcheibe in Durchbrucharbeit aus einem Grabfunde aus dem Dep. Marne. Smlg. Counhaye.
	76	7.	$\frac{1}{3}$ d. Gr. — Thierfries der Thonflasche aus einem Grabhügel von Maßhausen, Bz.-A. Burglengenfeld, Oberpfalz (Zeitschr. f. Ethn., 1888, Verhandl.). Mus. f. Völkerkunde, Berlin.

- Seite 76 Fig. 8. Ornamente von Thongefäßen der nordostbayerisch-böhmischen Früh-La Tène-keramik. a. von einer Vase von Thurnau (im Text fälschlich Thumau), gef. 1843 im Waldabtheil Stöckig zwischen Thurnau und Heubsch (Seyler im Archiv d. Hist. Ver. Bayreuth, 1889, S. 237—238), Bz.-A. Kulmbach, Oberfranken. Mus. Bayreuth. — b. Scherbe aus einem Grabhügel von Hufině bei Klattau, Südwestböhmen (Památky, XIV). Mus. Klattau. — c. Details von einer Scherbe, ebendaher, ebendasselbst.
- „ 82 „ 9. $\frac{2}{3}$ d. Gr. — Ornamente auf böhmischen La Tènearmringen. a. von Bömisch-Brod. — b, c. von Zlonitz, Bz.-H. Schlan. — d. von Juliska bei Podbaba, Bz.-H. Smichow. — e. von Košire bei Prag (Píč, Starožitnosti země české). Mus. Regni Bohemiae, Prag.
- „ 83 „ 10. ca. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Innenverzierung von zwei Thonschalen (mit Omphalos) aus dem Flachgräberfelde von Braubach, Kreis St. Goarshausen, Nassau (Nass. Annalen, XXXIII). Mus. Wiesbaden.
- „ 83 „ 11. ca. $\frac{1}{3}$ d. Gr. — Schulterornamente großer flaschenförmiger Thongefäße aus dem Flachgräberfelde von Braubach (Nass. Annalen, XXXIII; Mitth. d. Nass. Ver., 1902/1903). Mus. Wiesbaden.
- „ 92 „ 12. ca. $\frac{1}{2}$ d. Gr. — Bronzearbeiten der Spät-La Tènestufe. a. Attache eines Bronzeimers von Rondsen, Kr. Graudenz, Westpreußen (Anger, Gräberfeld zu Rondsen). Mus. Graudenz. — b, d. Gürtelhaken und Gürtelkrappen von unbekanntem Fundort in Rheinheffen. Mus. Mainz. — c. Glied einer emailverzierten Gürtelkette von unbekanntem Fundort in Ungarn (Arch. Értesítő, 1890). Ung. Nationalmuseum, Budapest.

Die Zeichnungen sind von Th. Keffler in Mainz angefertigt.

Verzeichniss der Tafeln.

Tafel I Ansicht des kurfürstlichen Schlosses.

- „ II Aus der römischen Abtheilung des Museums.
- „ III 1. Altarstein aus der Bauerngasse zu Mainz.
- „ III 2. Schlußstein eines Thorbogens aus Mainz.
- „ IV u. V. Ansichten eines zu Finthen bei Mainz gefundenen weiblichen Bronzekopfes (Luna?).
- „ VI Arbeiten des Kunsthandwerks der La Tènezeit:
- Fig. 1. ca. $\frac{3}{5}$ d. Gr. — Henkel einer Bronzeschnabelkanne aus einem Grabhügel der Borscher Aue bei Geißa (Rhöngebiet), Verw.-B. Dermbach, Sachsen-Weimar. Mus. Jena.
- „ 2. fast $\frac{1}{1}$ d. Gr. — Bronzefibel von Riekofen, Bz.-A. Regensburg, Oberpfalz (Photogr. Album d. Präh. Ausstellung Berlin, 1880, VIII, 14). Mus. Regensburg.
- „ 3. $\frac{1}{1}$ d. Gr. — Bronzefigürchen von Monsheim (?), Kr. Worms, Rheinheffen. Mus. Worms.
- „ 4. $\frac{1}{1}$ d. Gr. — Bronzefigürchen aus einem Grabhügel („Tannenhügel“) auf dem Tannenkopf bei Rothenberg, O.-A. Cannstatt, Württemberg. Mus. Stuttgart.
- „ 5. $\frac{3}{4}$ d. Gr. — Schließhaken einer Bronzekette von Aislingen a. Donau, Bz.-A. Dillingen, Schwaben u. Neuburg, Bayern (Jahrb. d. Hist. Ver. Dillingen, IV). Mus. Dillingen.
- „ 6. $\frac{2}{3}$ d. Gr. — Schließhaken einer Bronzekette aus Oberheffen, wohl aus einem Skeletgrave von Berstadt, Kr. Büdingen. Mus. Frankfurt a. M.
- „ 7. $\frac{1}{1}$ d. Gr. — Bronzebüchsen aus einem Brandgrave von Bad Nauheim, Kr. Friedberg, Oberheffen. Mus. Darmstadt.
- „ 8. ca. $\frac{2}{3}$ d. Gr. — Bronzefigürchen aus der Rheinprovinz. Mus. Trier, aus der Vereinsfmlg. in St. Wendel.
- „ 9. $\frac{1}{1}$ d. Gr. — Bronzefigürchen aus einem Brandgrave von Heppenheim a. Wies, Kr. Worms, Rheinheffen (Westd. Zeitschr., 1884). Mus. Worms.
- „ 10. $\frac{1}{1}$ d. Gr. — Eisenmesser mit Bronzegriff aus einem Brandgrave von Heppenheim a. Wies (Westd. Zeitschr., 1883). Mus. Worms.

Spa/2

GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00057 8811

